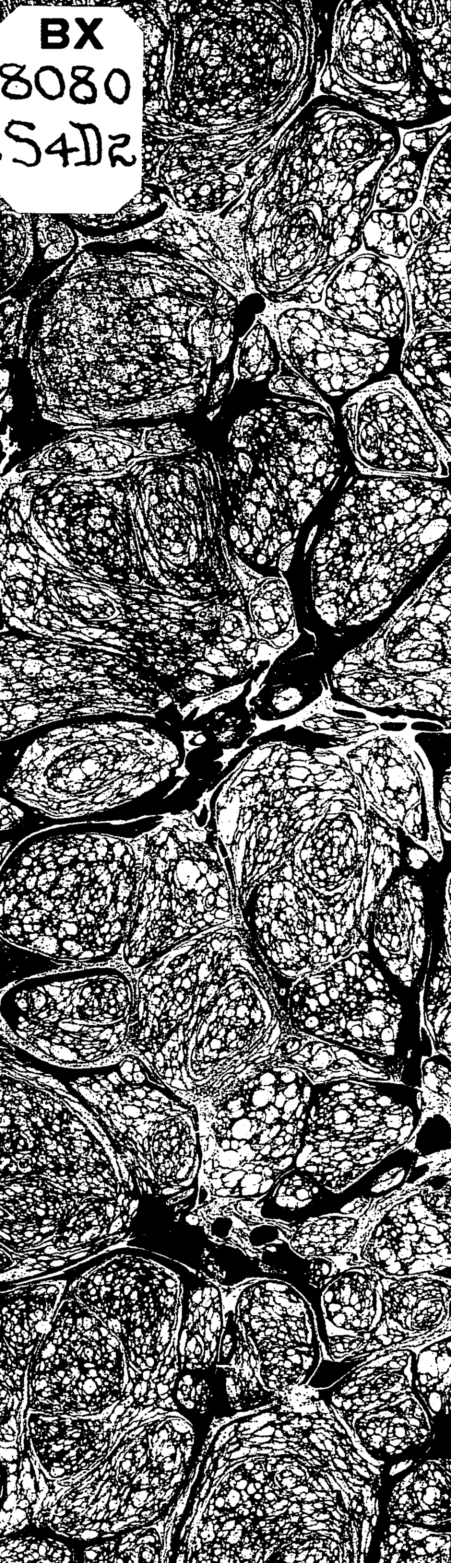
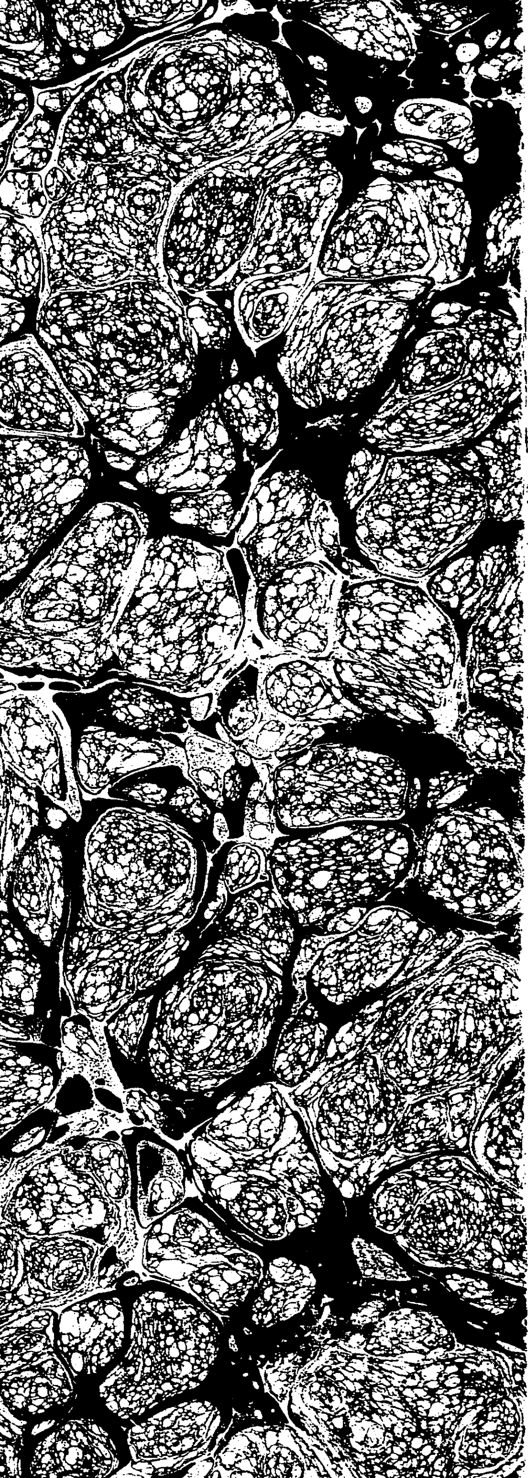




Heinrich August Schott.

Nach seinem Leben, seinem Charakter

und

seiner Wirksamkeit

dargestellt

von

D. Joh. Traug. Lebr. Danz.

Leipzig,
Verlag von Gustav Wuttig.

1836.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigsten Großherzoge

Carl Friedrich

von Sachsen Weimar und Eisenach,

Seinem gnädigsten Herrn.

Durchlauchtigster Großherzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

Nicht allein um ein dringendes Bedürfniß meines eigenen Herzens befriedigen, sondern auch um eine Pflicht gegen den Freund, dessen Leben ich darzustellen versucht habe, erfüllen zu können, erkenne ich es mit dem unterthänigsten Danke, daß Ew. Königliche Hoheit in höchsten Gnaden geruhet haben, mir die hocherfreuliche und ehrenvolle Erlaubniß zu ertheilen, diesem meinen Versuche Ew. Königlichen Hoheit allgefeierten Namen vorsetzen zu dürfen.

Dem erhabenen Fürstenhause, dessen wahrhaft fürstliche Gesinnung das schöne Erbtheil Ew. Königl. Hoheit geworden ist, so wie

Ew. Königlichen Hoheit höchstem Wohlwollen selbst verdanke ich bei weitem den größten Theil dessen, was ich bin und was ich habe. Eine Anna Amalia, ein Carl August und eine Louise waren es, die dem hülfsbedürftigen Jünglinge die Mittel darboten, wodurch ihm nicht blos das Studieren, sondern auch die Herstellung seiner Gesundheit durch kostspielige Badereisen möglich wurden, und die das dem Jünglinge zugewandte gnädigste Wohlwollen auch dem Manne bewahrt haben. Ew. Königliche Hoheit aber sind es, die durch so manche unverdiente und huldvolle Auszeichnung auch

die spätern Jahre meines Lebens mit mancher schönen Freude und manchem edlen Genuß verherrlicht haben. Ich gehe der Grenze des menschlichen Lebens entgegen: ich darf sie nicht erreichen, ohne vorher es öffentlich und vor aller Welt ausgesprochen zu haben, daß das edle Fürstenhaus, dessen Tugend, Größe und Würde jetzt in Ew. Königlichen Hoheit fortleben, mein irdisches Glück begründet haben.

Was zu thun mir die Vorsehung gegönnt hat, das hat sie dem Manne verweigert, dessen Leben der Gegenstand dieses Buches ist. Aber ich weiß, was er in seinen

Herzen getragen; ich weiß, daß ihn die größte Verehrung und die treueste Ergebenheit an Ew. Königl. Hoheit und Ew. Königlichen Hoheit ganzes Fürstenhaus beseelt haben, und ich halte es für eine Pflicht, die ich dem dahingeschiedenen Freunde schuldig bin, das was ich weiß in seinem Namen und aus seinem Herzen auszusprechen. Es liegt offen da in dem Leben, das er unter uns und mit uns verlebt hat, wie ihn die glänzendsten Aussichten, die reichsten Anerbietungen, die gerühmtesten Annehmlichkeiten nicht verlocken konnten, ein Land zu verlassen, das unter eines Carl August und ei=

nes Carl Friedrich gerechter, milder und liberaler Regierung stand, und sich von einer Universität zu trennen, deren großdenkende und großhandelnde Erhalter und Beschützer ihm so viele Beweise gegeben hatten, daß sein Besitz ihnen nicht gleichgültig sey. Mit der tiefsten Rührung und der innigsten Dankbarkeit hat er alles das Gute empfangen, das ihm von den höchsten Händen zu Theil geworden.

Möge Ew. Königlichen Hoheit hochfürstlichen Sinn für alles Gute, Wahre und Gerechte, für alles wahrhaft Schöne und wahrhaft Edle, für Wissenschaft und Kunst,

für die Erleichterung aller Noth und die Verminderung alles Elends, die gütige Vorsehung uns noch recht lange zu unsrer Freude und zu unserm Glücke genießen lassen!

Ich ersterbe in tiefster Verehrung

Ew. Königl. Hoheit

unterthänigster

Dr. Joh. Traug. Lebr. Danz.

Vorrede.

Schott's Leben ist ein lebendiger Commentar zu dem uns von Eckermann aufbewahrten Ausspruch Goethe's: „Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun."

„Die bedeutendste Epoche eines Individuums ist die seiner Entwickelung", sagt derselbe Göthe durch denselben Eckermann. Um von dieser Bildungs-Epoche bei Schott eine Art von Anschauung zu geben, habe ich die in der Beilage befindlichen zwei Abhandlungen seiner Lebensgeschichte beigefügt. In ihnen erkennt man den spätern Homiletiker und Dogmatiker im Keime.

Ich habe, wo es möglich war, Schott selbst auftreten und für sich sprechen lassen, und ich hätte gewünscht, daß es mehr hätte geschehen können. Ein einziges charakteristisches Wort ist mehr werth, als eine ellenlange Beschreibung.

Da eine Lebensbeschreibung nur dann das meiste Interesse hat und haben kann, wenn sie eine Auffrischung des Bildes ist, das wir aus dem Leben und der persönlichen Bekanntschaft des Beschriebenen selbst in uns tragen; so rechne ich auch bei dem, was ich gegeben habe und habe geben können, am mei-

sten auf die Zustimmung derjenigen, die Schott persönlich gekannt haben.

Eine Vergleichung Schott's mit Böttiger hat Eichstädt eichstädtisch gegeben, d. h. mit Umsicht, Feinheit und Eleganz, in einem Programm: **Novi Prorectoratus auspicia, d. VI. Febr. 1836 rite capienda civibus indicit Academia Jenensis. Inest H. C. Abr. Eichstadii Exhortatio ad cives academ. ex C. A. Boettigeri et H. A. Schotti vita et studiis ducta. Jen. 4.**

Zur Charakteristik Schott's, als Kanzelredners und Lehrers der Kanzelberedtsamkeit hat D. Goldhorn in Leipzig, seit langer Zeit ein geliebter, würdiger Freund des Verstorbenen, einen wohlzubeachtenden Beitrag geliefert. Er befindet sich in der Schrift, die den Titel hat: Der letzte Sonntag im J. 1835, ein Lebensfest für das Königreich Sachsen, und der erste Tag im J. 1836 ein Todtenfest für die Universität und Stadt Jena, geschildert v. D. Goldhorn. Abdruck aus dem Journ. für Pred. Jahrg. 1836. Bd. LXXXVIII. Stck. 1. Halle 836. 8.

Eine gelehrte und scharfsinnige Darstellung des Seligen von seiner wissenschaftlichen Seite und Andeutungen über ihn als Mensch, Collegen und Freund verdanken wir dem Herrn Kirchenrath, Prof. D. Hoffmann in Jena. Sie sind enthalten in dessen Prorectorats-Rede, die er in Illgens Zeitschr. f. histor. Theologie VI. 2. hat abdrucken lassen.

Heinrich August Schott stammte aus einer sehr achtbaren und angesehenen Familie im Königreich Sachsen. Sein Vater war August Friedrich Schott, seit dem Jahre 1767 als Professor der Rechts-Alterthümer der Nachfolger F. A. Bachs, und zuletzt Oberhofgerichts-Assessor und Professor der Pandekten zu Leipzig; ein Mann, dem eben so reichlich die dankbare Liebe seiner Zuhörer, die er durch seinen mündlichen Vortrag außerordentlich zu fesseln wußte, als das Vertrauen der Regierung und die Achtung und Ergebenheit seiner Collegen und Freunde zu Theil geworden. Er starb den 10. October 1792; und seine Freunde und Collegen konnten ihm vor aller Welt nachrufen: **Quando ullum inveniemus parem?** so wie seine Schüler und Zuhörer den Ausspruch des Dichters: **Mors dum numerat palmas credidit esse senem**, mit Wahrheit auf ihn anwenden konnten. Die Mutter, gestorben im Jahre 1805, war Margarethe Friederike Sophie, eine Tochter Joh. Friedrich Bahrdts (welcher den 6. Septbr. 1775 als Professor der Theologie und Superintendent zu Leipzig gestorben ist), und die Schwester des berüchtigten Carl Friedr. Bahrdts [1]).

„Beide Eltern waren körperlich schwach; der Vater durch Unterleibsbeschwerden, die Mutter durch Brustleiden oft kränklich: daher auch beide von größern Gesellschaftszirkeln sehr zurückgezogen lebten, ihren Umgang nur auf ihre Leipziger Verwandten und einige auserwählte Freunde und Freundinnen beschränkten, und namentlich der Vater die meiste Zeit des Ta-

ges seiner Wissenschaft und seinem Berufe, und eine Stunde davon einem Spaziergange widmete, späterhin für seine körperliche Bewegung sich daran begnügte, von dem kleinen Landgute, das er sich bei Leipzig erkauft hatte, zur Abwartung seines Berufs in die Stadt zu kommen, und aus derselben, wo möglich zu Fuß, wieder zurück zu kehren. An Reisen und ähnliche Erholungen war bei ihm nicht zu denken. Nur mit vieler Mühe konnte man ihn dahin bringen, das Bad in Lauchstädt zu gebrauchen, von welchem er auch auf kurze Zeit heiter und gestärkt zurückkehrte. Bei seiner auch übrigens sehr nüchternen und sorgfältigen Lebensweise erreichte er daher doch nur das 49ste Lebensjahr, und starb eben so plötzlich und unerwartet, wie sein Sohn. Er hatte sich nämlich nur einige Zeit mehr als gewöhnlich unwohl gefühlt, und wollte sich eines Morgens aus dem ersten Stock seines Hauses, wo seiner Gattin Wohnzimmer war, in seine Studierstube im zweiten Stock begeben, als er auf diesem Gange, auf der Treppe, von einem Schlagfluß übereilt wurde, der ihm kaum noch so viel Zeit und Besonnenheit ließ, daß er dem Bedienten, der ihm mit einem Packet Acten folgte, zurufen konnte, die Acten wegzuwerfen und ihm zu Hilfe zu kommen, weil er sonst fallen werde; der Bediente hatte ihn aber noch nicht gefaßt, als er fiel, und nach wenig Minuten seinen Geist aufgab." [2]).

Die entferntere Abstammung unsres Schott läßt sich mit zuverlässiger Gewißheit nur bis auf Großvater und Urgroßvater zurückführen. Der erstere war Christian Friedrich Schott, königl. polnischer und churfürstl. sächsischer General-Accisinspector zu Dresden, und der zweite, Johann Friedrich Schott, königl. polnischer und churfürstl. sächsis. Hof-Conditor, welcher den 7. Novbr. 1729, mit Hinterlassung eines nicht unbedeutenden Vermögens [3]), gestorben ist. Es bleibt daher ungewiß, ob er zu dem altadlichen Geschlechte der Herren von Schotten gehört, einem Geschlechte, das schon im

vierzehnten Jahrhundert im Elsaß blühete, viele Gelehrte und Staatsmänner unter sich zählte und seinen vorzüglichsten Wohnsitz in Straßburg hatte, aber um's J. 1460, als der Adel im Elsaß sehr verfolgt wurde, „der damaligen bösen Zeit Platz geräumet und sich seines Adels begeben hat." Einer dieses Geschlechts war Anton Schott, churfürstl. sächsischer Geheimerath und Gesandter am Reichstage zu Regensburg, dem der Kaiser Leopold unterm 17ten Mai 1682 seinen Adel in einem höchstehrenvollen Diplom erneuerte und die Tax-Gebühren dafür, 2500 Gulden, aus seinem Beutel bezahlte [4]).

Geboren wurde unser Schott den 5. Decbr. 1780, zwar mit einem sehr zarten und schwächlichen, dabei aber gesunden Körper und einem muntern lebhaften Wesen. Frömmigkeit, Fleiß und Ordnungsliebe waren ihm von Vater und Mutter angeerbt, und zeigten sich bei ihm, von den ersten Jahren seiner Kindheit an, thätig und wirksam.

Ueber seine früheste Bildung hören wir ihn selbst, wie er sich darüber in seiner, der theol. Facultät zu Leipzig, für seine Doctor-Promotion übergebenen Lebensbeschreibung ausgesprochen hat. Postquam, heißt es hier, prima literarum elementa, qualia in aetatem cadunt tenerrimam, duce Steinmetzio (qui postea inter doctores jurisprudentiae privatos locum obtinuit) [5]) perceperam; traditus sum disciplinae domesticae Viri, quem toto pectore colo atque diligo, plurimum reverendi (Christ. Gottlob) Caspari, qui jam provincia Pastoris Ecclesiae Zschortaviensis prope Delitzschiam urbem fungitur. Liceat mihi animo gratissimo profiteri, me hoc potissimum inter praecipua referre, quae mihi contigerint, providentiae divinae beneficia, quod mature hunc Virum egregium (postea, quum sororem meam, jam praematura morte mihi ereptam [6]), in matrimonium duxisset, externis quoque vinculis firmissimis mihi junctum) doctorem, educatorem vitaeque puerilis ducem nactus fuerim, de tota studiorum meo-

rum ratione adornanda, animique indole formanda et excolenda, praeclare meritum, etiamnum amore me amplectentem integerrimo [7]).

Haben wir bisher den dankbaren Schüler über das vernommen, was er an seinem Lehrer gehabt, so mag uns nun auch der Lehrer und Erzieher sagen, wie sein Schüler und Zögling beschaffen gewesen.

„Ich fand, so schreibt mir dieser; in meinem Zöglinge ein gutes, liebenswürdiges Kind, das auch durch seine interessante Gesichtsbildung mich sehr an sich zog; dagegen fehlten ihm körperliche Gewandheit, Lebendigkeit und Festigkeit; auch wurde man nichts von dem Muthe und der Kraft an ihm gewahr, welche die Knaben oft zu muthwilligen und tollkühnen Streichen verleitet. Sein Gang war etwas gebückt, sein ganzes äußeres Benehmen ruhig und sanft, wohl auch etwas unbeholfen und linkisch, wenn er sich in gesellschaftlichen Kreisen zeigen mußte; daher es seine Eltern rathsam fanden, ihn nicht nur eine Zeitlang an einer Tanzstunde mit Kindern seines Alters Antheil nehmen zu lassen, sondern auch einen Unterofficier von dem damals in Leipzig stehenden Infanterie-Regimente zu bezahlen, der ihm Exerzierstunde geben, ihn auf Spaziergängen begleiten und auf die gerade Haltung seines Körpers Acht haben mußte. Indessen waren die Wirkungen davon wenig sichtbar. Sich selbst überlassen war seine Aufmerksamkeit auf ihm wichtigere Dinge, als auf die Haltung seines Körpers gerichtet. Sein Auge war kurzsichtig, daher er auf Spaziergängen wenig Notiz nahm von dem, was ihn umgab oder was ihm begegnete, und lieber still und in sich gekehrt neben mir hergieng, wenn ich ihn nicht zum Aufmerken und zu einer Unterredung ermunterte. Seiner körperlichen Schwächlichkeit und seiner sanften Neigungen halber taugte er auch wenig zu den lärmenden Spielen munterer oder wilder Knaben; ein Bilderbuch in der Gesellschaft, oder das Füttern

eines Vogels, oder die Sorge für die Kaninchen, die ihm im Hofraum gehalten wurden, waren ihm lieber."

„Aber bei seinen Büchern und Studien war er an seinem Platze. Mit schneller Auffassungsgabe, gesunder Beurtheilung, reger Begierde, alles deutlich und gründlich zu wissen, verband er ein gutes Gedächtniß und einen unermüdlichen Fleiß, wobei er mehr ab= als angehalten werden mußte, so daß ich nicht nur auf den in ihm gelegten Grund leicht weiter fortbauen konnte, sondern auch die Freude hatte, einen so gelehrigen Schüler in allen den Wissenschaften, in welchen das kindliche Alter und der künftige Gelehrte unterrichtet zu werden pflegen, feste und schnelle Fortschritte machen zu sehen."

„Schon als zehnjährigem Knaben war es ihm Erholung und Freude, sich täglich regelmäßig eine Stunde lang mit der Ausarbeitung einer Predigt zu beschäftigen, die allerdings die Frucht meines religiösen Unterrichts und unsres sonntäglichen Kirchenbesuchs (woran er immer willigen und aufmerksamen Antheil nahm), aber doch auch das Werk seines eignen zusammenhängenden Denkens war, und welcher er auch die gewöhnliche Form in der Angabe eines Hauptsatzes mit seinen Theilen zu geben wußte. Zu diesem Geschäfte bedurfte er keines langen Nachsinnens und vorbereitenden Ueberlegens, sondern sobald er sich hinsetzte, waren auch schon die Gedanken und Worte in Bereitschaft, das Schreiben nahm seinen Anfang und dauerte ununterbrochen fort, bis die Stunde vorüber war. Diese wöchentlich ausgearbeitete Predigt hielt er gewöhnlich auch Sonntags, in den Stunden nach der Vormittagskirche bis zur Mittagstischzeit, in der Wohnstube seiner guten Schwester, welche ihm nicht nur einen kleinen Priesterrock nebst Ueberschlägeln gefertigt, sondern auch eine Art Kanzel hatte errichten lassen, die er jedesmal als vorlesender Prediger bestieg und vor welcher sich freilich meistentheils nur seine ihn auf das Innigste liebende Schwester als einzige Zuhörerin befand.

Bewundernswerth war mir in der That seine schon damals so große Vorliebe für Religionskenntnisse überhaupt und insbesondere für Kanzelberedtsamkeit.“ —

„Herzensgüte, frommer Sinn, Liebe und Dankbarkeit, Bescheidenheit und Genügsamkeit, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit und Uneigennützigkeit machten ihn schon als Knaben Jedermann, der ihn näher kennen lernte, lieb und werth.“ —

„So blieben wir fast sechs Jahre zusammen und führten ein sehr nützliches und vergnügtes Leben in gegenseitiger Ergebenheit und zärtlicher Liebe, die durch unsre Trennung, des Lehrers von dem Schüler, nicht aufgehoben wurde, sondern sich auch nach derselben bis in sein Grab treu und herzlich erwiesen hat, so daß ich mit Wahrheit von ihm rühmen kann, er habe mich nur durch seinen Tod betrübt.“

Nach dem Abgange seines von ihm so hochgepriesenen und unvergessenen Hauslehrers als Pfarrer nach Zschortau, welcher im Jahre 1795 erfolgte, besuchte Schott, als er sich schon für das Studium der Theologie bestimmt hatte, die Nicolaischule in Leipzig, jedoch nur in einigen öffentlichen Lehrstunden, und genoß da hauptsächlich den Unterricht dreier Männer, die sich weniger durch ihre Schriften, als vielmehr durch ihren Eifer und durch ihre Geschicklichkeit als Lehrer hervorgethan haben, des Rectors G. Sam. Forbiger und der beiden Collegen Joh. Gottlob Kunze und J. Chr. Behringer. Unter diesen dreien war es Forbiger, der ihm durch eine sonderbare Aeußerung die nächste Veranlassung zu einem tiefern und anhaltendern Studium der alten Redner und Lehrer der Beredtsamkeit gegeben.

Welcher liebenswürdige, unschuldige Kindersinn noch in seinem funfzehnten Jahre bei dem Nicolaischüler zu finden war, beweiset folgender Brief. Er befand sich unter seinen Papieren in einem Umschlage, auf dem er Folgendes geschrie-

ben hatte: „Diesen Brief, den ich im 15ten Jahre von Zschortau aus nach Leipzig an meine seel. Schwester (die damals zum Besuch in Leipzig war) geschrieben, hatte mein Schwager in Zschortau noch aufbewahrt, und gab mir ihn, als ich im J. 1834 in den Osterferien zum Besuch bei ihm war;" und lautet also:

Liebe Schwester!

Ich freue mich, wenn Du Dich so wohl befindest, als sich Dein Bruder befindet: denn es geht mir hier, wie Du leicht denken kannst, sehr wohl. Bald jage ich mich mit dem Balle im Hofe herum; bald gehe ich in den Blumengarten, und spaziere da nach Belieben aus einem Gartenhäuschen in das andere; bald besuche ich den großen Garten, pflücke Veilchen oder thue sonst etwas; bald füttere ich den kleinen Spitz, die Katze und die Hühner. Die Bücher bleiben deswegen nicht liegen; freilich wird auf obige Beschäftigungen mehr Zeit gewendet, als in Leipzig. Kurz, ich werde wohl am Ende ganz hier bleiben. Ich kann ja in die Dorfschule, oder in die Delitzscher Schule gehen: denn ich habe gehört, es würden in diesen Schulen erstaunlich große Geister gebildet. Oder noch besser: Bleib Du für mich in der Stadt, geh für mich in die Nicolaischule, schreib fleißig und sorgfältig in der Stunde nach und schicke mir mit jedem Markttage das Nachgeschriebene, da werde ich eben so viel lernen. Ueberdieß wirst Du auch hier nicht viel nütze seyn: denn ich kann nun alle Deine Geschäfte viel besser verrichten; ich habe in den 4 Tagen, die ich hier zugebracht habe, die ganze Wirthschaftsführung von Anne Liesen gelernt. Du würdest auch Deine wahre Noth kriegen, wenn Du heraus kämest; denn ich habe eine gräuliche Unordnung angerichtet. Die Fensterpolster sind ruinirt; die Stuhlkappen mit Dinte und das Kanapee mit Schuhschwärze befleckt; zwei Scheiben sind eingeworfen, und ich habe mir vor-

genommen, binnen den acht Tagen, die ich noch hier zubringen werde, kein Stück im ganzen Hause ganz zu lassen. Ahme mir aber in Rücksicht meines Vogels, meiner Bücher und meiner Blumen nicht etwa nach.

Ich danke Dir für die überschickten und richtig empfangenen Westen. Lebe recht wohl, mache der Köchin viele Complimente von uns beiden und behalte, wenn ich gleich so viel Unheil anrichte, dennoch lieb

Zschoitau, d. 27. April 1795.

Deinen treuen Herrn Bruder
H. A. Schott.

Schon im folgenden Jahre, als er kaum sein sechzehntes Lebensjahr angetreten hatte, begann er seine akademische Laufbahn, unter dem Rectorate des Professors der Moral und Politik, Gottfr. Aug. Arndt's, seines Vormundes, cujus, wie es von ihm in der angezogenen eigenen Lebensbeschreibung heißt, cujus singularem erga me favorem rerumque mearum curam benevolam quovis tempore, imprimis post obitum patris dilectissimi expertus sum; und zwar begann er sie mit einer Emsigkeit, einem Eifer und einem Fleiße, welcher wahrhaft bewundernswürdig ist.

Aus der Art und Weise, wie er seine Studien einrichtete, ersieht man ganz deutlich, daß es ihm nur um gründliche wissenschaftliche Bildung und nebenbei darum zu thun war, einmal ein tüchtiger akademischer Lehrer und ein würdiges Mitglied irgend einer Universität, am liebsten Leipzigs, zu werden. So besuchte er vom ersten Semester an, während der ganzen Dauer seiner Studierzeit — zehen Halbjahre — ein auch wohl zwei Disputatoria oder Conversatoria, oder andere Gesellschaften und Anstalten, welche mit Sprach- und Schreibübungen verbunden waren, und war überall der fleißigste Theilnehmer und Arbeiter in denselben. Aus dem Ver-

zeichniß, welches er sich, ich weiß nicht zu welchem Behuf, über die von ihm besuchten Vorlesungen gemacht hat, ergiebt sich, daß er in keinem Semester wöchentlich weniger als 28, in einigen aber sogar 33 und 35 Lehrstunden angenommen hat.

Unter seinen akademischen Lehrern hatte für ihn, auch nach seinem eignen Geständniß, das meiste Interesse und den größten Einfluß auf seine gelehrte Richtung Christ. Daniel Beck [8]), bei dem er die Exegese über die sämmtlichen Bücher des Neuen Testaments gehört, und sich ganz in dessen Auslegungsweise hineinstudirt und an dieselbe gewöhnt hatte. Für die alttestamentliche Exegese benutzte er hauptsächlich die Vorträge der Professoren J. H. Meisner und G. Fr. Dindorf, mit mehr Wohlgefallen aber und mit ausdaurenderer Aufmerksamkeit die von F. A. Carus über die Genesis und die Psalmen gehaltenen. Nachdem er sich einmal den Geschmack an der Geschichte durch F. A. W. Wenck's Aufsagen von Begebenheiten verdorben hatte, konnte ihm auch der sonst so hoch von ihm gestellte und verehrte Beck in diesem Fache nicht recht genügen, und nur an dessen Vorträgen über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts fand er einiges Gefallen. Seine philosophische Bildung sollten ihm außer C. A. Cäsar, besonders F. Platner und F. A. Carus geben, deren Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Moralphilosophie und Psychologie er, zum Theil zu wiederholten Malen, besuchte; F. G. Born aber sollte ihn mit der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft bekannt machen. Die Vorlesungen des letztern, die nicht von Allen gleich geachtet und nur von Wenigen besucht wurden, brachten ihm eine besondere Vorliebe für die Kant'sche Philosophie bei, und er bemächtigte sich derselben in der Folge so sehr, daß er selbst Vorlesungen darüber halten konnte. Um sich mit der Dogmatik bekannt zu machen, wozu er sich erst in den zwei letzten Semestern seiner Studienzeit vorbereitet genug glaubte, besuchte er C. A. G. Keil's

gelehrte, in dogmengeschichtlicher Hinsicht ausgezeichnete, und zum eignen Denken anregende Vorlesungen, und beschloß mit der letzten Stunde derselben, am 1sten April 1801, zugleich seine akademische Laufbahn als Studirender.

Einen bedeutenden Theil seiner akademischen Bildungszeit widmete er dem Studium der griechischen und römischen Philologie, und hat nur allein über griechische und lateinische Schriftsteller in den ersten sieben Semestern nicht weniger als ein und zwanzig Vorlesungen besucht: nämlich bei Beck über **Xenophon's** Attische und Spartanische Staats-Verfassung, **Plato's** zwölf Bücher von der Gesetzgebung, **Cicero's** Reden in Verrem und die Elegieen des **Tibullus** und **Propertius;** bei Gfr. Herrmann (dessen erste Vorlesungen über **Metrik** er auch besuchte), über **Aeschylos** Prometheus und Agamemnon, **Pindars** Olympische und Pythische Siegsgesänge, **Euripides** *Ἱππόλυτος στεφανηφόρος* und **Sophocles** *Οἰδίπους τύραννος;* bei Carus über **Plato's** Phädon und auserlesene Stellen der **Ilias;** bei Joh. Chrph. Schreiber über auserlesene Oden des Horaz und dessen Epistel an die Pisonnen, und endlich bei Chrph. F. Lübner, die sich durch mehrere Semester durchziehenden über die Wolken des **Aristophanes.** Neben diesen Vorlesungen aber frequentirte er, vom ersten Halbjahre an bis zum letzten unausgesetzt, das Beck'sche Disputatorium und Philologicum, damals noch eine Privat-Anstalt; und nahm außerdem auch an den Uebungen im Disputiren (großentheils über philologische Gegenstände) und Interpretiren bei den Magg. Debritzsch, A. Gottlob Hoffmann, Köhler (bei diesem längere Zeit) und dem Prof. Hermann Theil, so wie auch drei Semester hindurch an dem Conversatorio des Prof. G. Nik. Brehm, in dem sich zugleich mit ihm der D. Kaiser in Erlangen befand.

Mitglied des donnerstägigen Prediger-Collegiums wurde er im neunten Semester.

Ist schon dieser Collegienfleiß ausgezeichnet, so ist es sein Hausfleiß noch weit mehr. Nur allein für das Beck'sche **Philologicum** finden sich in seinem Nachlasse nicht weniger als einige und zwanzig lateinische Reden und Abhandlungen. Einige der eingelieferten sind von dem Director der Anstalt würdig genug gefunden worden in dem **Commentariis Societatis philologicae Lipsiensis** abgedruckt zu werden: namentlich **de locis quibusdam libri Dionysii Halicorn., de Compositione verborum Observata, in Vol. I. P. I. p. 35—52; Observationes ad Dionysii Halicarn. Artem rhetoricam Specc. II. in Vol. II. P. 2. p. 193—215,** und **Vol. III. P. 1. p. 79—89;** und **Observata de locis quibusdam Promethei vincti Aeschyli, in Vol. IV. P. 1. p. 20—27.**

Wie sehr Schott übrigens sein Studentenleben mit der Feder in der Hand geführt haben müsse, beweisen, außer dem Angeführten, drei Bände Excerpte aus den merkwürdigsten in den Jahren von 1795—1799 erschienenen Schriften; die vielen besonders niedergeschriebenen Bemerkungen zu einer Menge classischer, für das Privatstudium aufgesparter Schriftsteller, hauptsächlich zu Horazen's Oden und Cicero's rhetorische Schriften und einige Reden im Lateinischen; im Griechischen aber zum Plato und zu einigen Tragödien des Euripides; ferner die **Indices** zu mehrern griechischen und lateinischen Schriftstellern, z. B. zum Sophokles, zu Aristoteles Rhetorik, zu den rhetorischen Schriften des Dionysius von Halicarnassus, zu Plato's Dialogen, welcher auf ein **Lexicon Platonicum** angelegt war, zu Persius Satyren, zu einigen Comödien des Plautus u. s. w.; und endlich die vielen Predigten und Predigtentwürfe, die er theils für sich

genommen, binnen den acht Tagen, die ich noch hier zubringen werde, kein Stück im ganzen Hause ganz zu lassen. Ahme mir aber in Rücksicht meines Vogels, meiner Bücher und meiner Blumen nicht etwa nach.

Ich danke Dir für die überschickten und richtig empfangenen Westen. Lebe recht wohl, mache der Köchin viele Complimente von uns beiden und behalte, wenn ich gleich so viel Unheil anrichte, dennoch lieb

Zschopau, d. 27. April 1795.

Deinen treuen Herrn Bruder
H. A. Schott.

Schon im folgenden Jahre, als er kaum sein sechzehntes Lebensjahr angetreten hatte, begann er seine akademische Laufbahn, unter dem Rectorate des Professors der Moral und Politik, Gottfr. Aug. Arndt's, seines Vormundes, cujus, wie es von ihm in der angezogenen eigenen Lebensbeschreibung heißt, cujus singularem erga me favorem rerumque mearum curam benevolam quovis tempore, imprimis post obitum patris dilectissimi expertus sum; und zwar begann er sie mit einer Emsigkeit, einem Eifer und einem Fleiße, welcher wahrhaft bewundernswürdig ist.

Aus der Art und Weise, wie er seine Studien einrichtete, ersieht man ganz deutlich, daß es ihm nur um gründliche wissenschaftliche Bildung und nebenbei darum zu thun war, einmal ein tüchtiger akademischer Lehrer und ein würdiges Mitglied irgend einer Universität, am liebsten Leipzigs, zu werden. So besuchte er vom ersten Semester an, während der ganzen Dauer seiner Studierzeit — zehen Halbjahre — ein auch wohl zwei Disputatoria oder Conversatoria, oder andere Gesellschaften und Anstalten, welche mit Sprach- und Schreibübungen verbunden waren, und war überall der fleißigste Theilnehmer und Arbeiter in denselben. Aus dem Ver-

zeichniß, welches er sich, ich weiß nicht zu welchem Behuf, über die von ihm besuchten Vorlesungen gemacht hat, ergiebt sich, daß er in keinem Semester wöchentlich weniger als 28, in einigen aber sogar 33 und 35 Lehrstunden angenommen hat.

Unter seinen akademischen Lehrern hatte für ihn, auch nach seinem eignen Geständniß, das meiste Interesse und den größten Einfluß auf seine gelehrte Richtung Christ. Daniel Beck [8]), bei dem er die Exegese über die sämmtlichen Bücher des Neuen Testaments gehört, und sich ganz in dessen Auslegungsweise hineinstudirt und an dieselbe gewöhnt hatte. Für die alttestamentliche Exegese benutzte er hauptsächlich die Vorträge der Professoren J. H. Meisner und G. Fr. Dindorf, mit mehr Wohlgefallen aber und mit ausdaurenderer Aufmerksamkeit die von F. A. Carus über die Genesis und die Psalmen gehaltenen. Nachdem er sich einmal den Geschmack an der Geschichte durch F. A. W. Wenck's Aufsagen von Begebenheiten verdorben hatte, konnte ihm auch der sonst so hoch von ihm gestellte und verehrte Beck in diesem Fache nicht recht genügen, und nur an dessen Vorträgen über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts fand er einiges Gefallen. Seine philosophische Bildung sollten ihm außer C. A. Cäsar, besonders F. Platner und F. A. Carus geben, deren Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Moralphilosophie und Psychologie er, zum Theil zu wiederholten Malen, besuchte; F. G. Born aber sollte ihn mit der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft bekannt machen. Die Vorlesungen des letztern, die nicht von Allen gleich geachtet und nur von Wenigen besucht wurden, brachten ihm eine besondere Vorliebe für die Kant'sche Philosophie bei, und er bemächtigte sich derselben in der Folge so sehr, daß er selbst Vorlesungen darüber halten konnte. Um sich mit der Dogmatik bekannt zu machen, wozu er sich erst in den zwei letzten Semestern seiner Studienzeit vorbereitet genug glaubte, besuchte er C. A. G. Keil's

gelehrte, in dogmengeschichtlicher Hinsicht ausgezeichnete, und zum eignen Denken anregende Vorlesungen, und beschloß mit der letzten Stunde derselben, am 1sten April 1801, zugleich seine akademische Laufbahn als Studirender.

Einen bedeutenden Theil seiner akademischen Bildungszeit widmete er dem Studium der griechischen und römischen Philologie, und hat nur allein über griechische und lateinische Schriftsteller in den ersten sieben Semestern nicht weniger als ein und zwanzig Vorlesungen besucht: nämlich bei Beck über **Xenophon's** Attische und Spartanische Staats-Verfassung, **Plato's** zwölf Bücher von der Gesetzgebung, **Cicero's** Reden **in Verrem** und die Elegieen des **Tibullus** und **Propertius**; bei Gfr. Herrmann (dessen erste Vorlesungen über **Metrik** er auch besuchte), über **Aeschylos** Prometheus und Agamemnon, **Pindars** Olympische und Pythische Siegsgesänge, **Euripides** *Ἱππόλυτος στεφανηφόρος* und **Sophocles** *Οἰδίπους τύραννος*; bei Carus über **Plato's** Phädon und auserlesene Stellen der **Ilias**; bei Joh. Chrph. Schreiber über auserlesene Oden des Horaz und dessen Epistel an die Pisonnen, und endlich bei Chrph. F. Lübner, die sich durch mehrere Semester durchziehenden über die Wolken des **Aristophanes**. Neben diesen Vorlesungen aber frequentirte er, vom ersten Halbjahre an bis zum letzten unausgesetzt, das Beck'sche **Disputatorium** und **Philologicum**, damals noch eine Privat-Anstalt; und nahm außerdem auch an den Uebungen im Disputiren (großentheils über philologische Gegenstände) und Interpretiren bei den **Magg.** Debritzsch, A. Gottlob Hoffmann, Köhler (bei diesem längere Zeit) und dem Prof. Hermann Theil, so wie auch drei Semester hindurch an dem **Conversatorio** des Prof. G. Nik. Brehm, in dem sich zugleich mit ihm der **D.** Kaiser in Erlangen befand.

Mitglied des donnerstägigen Prediger-Collegiums wurde er im neunten Semester.

Ist schon dieser Collegienfleiß ausgezeichnet, so ist es sein Hausfleiß noch weit mehr. Nur allein für das Beck'sche **Philologicum** finden sich in seinem Nachlasse nicht weniger als einige und zwanzig lateinische Reden und Abhandlungen. Einige der eingelieferten sind von dem Director der Anstalt würdig genug gefunden worden in dem **Commentariis Societatis philologicae Lipsiensis** abgedruckt zu werden: namentlich **de locis quibusdam libri Dionysii Halicorn., de Compositione verborum Observata, in Vol. I. P. I. p. 35—52; Observationes ad Dionysii Halicarn. Artem rhetoricam Specc. II. in Vol. II. P. 2. p. 193—215,** und **Vol. III. P. 1. p. 79—89;** und **Observata de locis quibusdam Promethei vincti Aeschyli, in Vol. IV. P. 1. p. 20—27.**

Wie sehr Schott übrigens sein Studentenleben mit der Feder in der Hand geführt haben müsse, beweisen, außer dem Angeführten, drei Bände Excerpte aus den merkwürdigsten in den Jahren von 1795—1799 erschienenen Schriften; die vielen besonders niedergeschriebenen Bemerkungen zu einer Menge classischer, für das Privatstudium aufgesparter Schriftsteller, hauptsächlich zu Horazen's Oden und Cicero's rhetorische Schriften und einige Reden im Lateinischen; im Griechischen aber zum Plato und zu einigen Tragödien des Euripides; ferner die **Indices** zu mehrern griechischen und lateinischen Schriftstellern, z. B. zum Sophokles, zu Aristoteles Rhetorik, zu den rhetorischen Schriften des Dionysius von Halicarnassus, zu Plato's Dialogen, welcher auf ein **Lexicon Platonicum** angelegt war, zu Persius Satyren, zu einigen Comödien des Plautus u. s. w.; und endlich die vielen Predigten und Predigtentwürfe, die er theils für sich

zur Uebung, theils für das donnerstägige große Prediger-Collegium und sonst gefertigt und niedergeschrieben hat.

Schon im Jahre 1799 hatte er unter dem Decanate des Prof. Cäsar die Würde eines **Doctoris philosophiae et bonarum artium Magistri** erlangt, das zweite Jahr darauf aber, nämlich 1801 den 12. Septbr. — nicht, wie in Güldenapfels Jenaischem Universitäts-Almanach für das Jahr 1816, aus Schott's eigner Feder steht, im J. 1800 — durch Vertheidigung seiner **Commentatio philologico-aesthetica, qua Ciceronis de fine eloquentiae (delectatio cum persuasione) sententia examinatur et cum Aristotelis, Quinctiliani et recentiorum quorundam Scriptorum decretis comparatur**, sich das Recht, Vorlesungen halten zu dürfen, erworben. Es enthält aber die gedruckte und vertheidigte Abhandlung nur den ersten Theil, das **Caput primum**, von dem, was der Titel ankündigt. Das **Caput secundum**, das er schon bei dem Drucke des ersten vollständig ausgearbeitet hatte, sollte zeigen: **Quomodo quaestio, utrum et quanam ratione oratorem animis oblectandis prospicere oporteat, a Cicerone, Aristotele, Quinctiliano et recentioribus Scriptoribus tractata fuerit**, und zugleich den Beweis führen, daß die Beredtsamkeit fälschlich zu den schönen Künsten gerechnet werde. Die in der ersten der angehängten Thesen ausgesprochene Meinung: **Multitudo scholarum in scholastica nostra aetate magis obesse, quam prodesse videtur**, fand auch noch in spätern Zeiten an ihm einen Vertheidiger, und zwar aus dem sprüchwörtlichen Grunde, daß viel und gut nur selten beisammen sey.

Bald nach dieser, seiner, mit großem Beifall gehaltenen, Habilitations-Disputation begann er Winterhalbjahre 1801, vor fünf Zuhörern, seinen akademischen Lehrkursus mit Vorlesungen über die Theorie der Beredtsamkeit, wobei

vorzüglich Rücksicht auf Kanzelberedtsamkeie genommen werden sollte, und verband damit, oder ließ darauf folgen Vorlesungen über Cicero's Orator ad M. Brutum, dessen drei Bücher de Oratore und dessen Reden pro Marcello et Ligario; über Aeschylus gefesselten Prometheus, Aristophanes Wolken und Plato's Kriton, Euthyphron und Jon. Mit dem letztern Dialog machte er im Sommer 1807 den Beschluß seiner philologischen Vorträge, bei denen allen er mit besonderer Vorliebe die Eigenthümlichkeiten der rednerischen und dichterischen Darstellung in's Auge faßte und sie seinen Zuhörern an dem eben Vorliegenden klar zu machen suchte.

Aber nicht zufrieden mit dem bloßen Vortrage der Theorie der Beredtsamkeit und mit der bloßen Angabe von Grundsätzen und Regeln, welche man, um sich zum Redner auszubilden, befolgen müsse; verband er, vom zweiten Semester seiner Lehrthätigkeit an, mit seinen Vorlesungen praktische Uebungen im Ausarbeiten und Halten von Predigten; auch im Interpretiren klassischer Schriftsteller, im Disputiren und im Lateinisch-Sprechen und Schreiben, und sie fanden solchen Beifall, daß vom zweiten Jahre an es in denselben niemals an der festgesetzten Zahl von Theilnehmern gefehlt hat.

Im Winterhalbjahre 1803 versuchte er sich im Vortrage der Philosophie, und gab vor vier Zuhörern eine encyklopädische Darstellung der Hauptsätze der Kantischen Philosophie, die aber, so vielen Fleiß er auch darauf verwendet hatte, doch nur geringen Beifall erhielten. Zu gleicher Zeit machte er auch den Anfang seiner Vorlesungen über das Alte Testament, mit der Interpretation der Weissagungen des Jesaias, wobei er, nach seiner Ankündigung — sonderbar genug! — hauptsächlich auf die Wort-Analyse Rücksicht nehmen wollte.

Mit der Erlaubniß zum Auftreten als akademischer Do-

cent war ihm auch die Erlaubniß zu Theil geworden, eine Probepredigt in der Universitätskirche zu halten. Ueber Röm. VIII, 12 — 17 stellte und behandelte er das Thema: Unsre Christus-Religion strebt ganz darauf hin, jenen ächten Kindessinn in ihren Bekennern zu entwikkeln, der uns im Greises-Alter des Sittlich-Guten vollendet erscheint. Dabei wollte er denn 1) zeigen, worin der ächte Kindessinn bestehe, und 2) darthun, in wie fern das Christenthum ganz geeignet sei, ihn zu entwickeln. Diese Predigt ist der praktische Beweis von der Wahrheit der zweiten seiner Habilitations-Disputation angehängten Thesis: **Philosophia Kantiana nec potest recte, nec debet usui hominum indoctorum accommodari.** Als er aber im J. 1803 die Würde eines Baccalaureus der Theologie erhalten hatte, verwandelte sich die gehabte Erlaubniß in die Verpflichtung, neben den Professoren der theologischen Facultät, die Frühpredigten bei dem akademischen Gottesdienste zu halten, eine Verpflichtung, die ihm zu großer Freude gereichte. Seine Anzugspredigt, wie er sie nannte, hielt er am XIII. p. Tr. über Gal. III, 15 — 22. Das Thema war: Das Geschenk des Christenthums giebt uns die feste Hoffnung, daß die Menschheit zu höherer sittlicher Vollendung immer fortschreiten werde. Diese Predigt ist ein laut sprechender Beweis von seiner großartigen Begeisterung für das christliche Predigtamt, von dem Gefühl der erhabenen Würde und wichtigen Bedeutung desselben, so wie von der Neigung, die ihn zur Verwaltung desselben hinzog.

Die im Jahre 1802 von dem Professor Carus gestiftete anthropologische Gesellschaft hatte durch das, was in ihr vorging [9]) und von ihr geleistet wurde, ihn so sehr angezogen, daß er sich im folgenden Jahre nach ihrer Stiftung entschloß, auch Mitglied derselben zu werden. Das Recht der Mitgliedschaft erwarb er sich durch eine Abhandlung über die

Frage: Kann der Psycholog aus der Lectüre der Dichter, oder aus der Lectüre der Redner mehr rein psychologischen Stoff gewinnen? welche mit dem ausgezeichnetesten Beifall aufgenommen wurde. Der Director veranlaßte den Verfasser, sie noch einer Revision zu unterwerfen und zum Druck umzuarbeiten, was auch ein Jahr später geschehen (S. die Beilage A.); der Druck aber unterblieb aus andern nicht in der Abhandlung liegenden Gründen. Das ihm über seine Aufnahme zugefertigte Diplom begleitete Prof. Carus mit den Worten: „Mit Vergnügen nehmen Director und Ausschuß der anthropologischen Gesellschaft in der hier zurückfolgenden Probe-Abhandlung jenes reine, humane und zarte Gemüth ihres Verfassers wahr, welches sie allen ihren Mitgliedern einzuflößen und zu erhalten wünschen muß". [10])

Nach sorgfältiger Vorbereitung und vielem darauf verwandten Fleiße erschien im J. 1804 sein erstes größeres Werk: *Τεχνη ῥητορικη*, **quae vulgo integro Dionysio Halicarnassensi tribuitur, emendata, nova versione latina et commentario illustrata auctore** ***Henrico Augusto Schott***, Leipzig bei Schwickert, gewidmet als ein Denkmal des Dankes und der Erkenntlichkeit dem Prof. Beck und den Mitgliedern der philologischen Societät, die ihm mit besonderer Liebe und Freundschaft zugethan war. Er hatte sich vorgenommen, das Buch, wo möglich, mit einem vollständigen kritischen Apparate auszustatten, und deßhalb nach Dresden, Göttingen, München und Wien geschrieben; auch wollte er sich nach Frankreich, England und Italien wenden, um Collectionen der vorhandenen Handschriften sich zu verschaffen. Als ihm aber Heyne von Göttingen aus den 12. März 1803 geschrieben: „Es würde vergebliche Mühe seyn, irgend in Paris oder England oder Italien eine kostbare Correspondenz anzustellen, ob sich irgendwo die Schrift in einem Codex fände: denn alsdann ist doch kein Mensch zu

finden, welcher eine Collation machte. Für Ihren Zweck würde es auch eine ganz unbedeutende Sache seyn: denn die Schrift hat weder Lücken noch Stellen, welche ohne Manuscripte nicht könnten bestritten werden. Ihre eignen Erläuterungen werden immer das Beste und Wichtigste seyn, was der Gelehrte von Ihnen wünschen und erwarten wird;" — befolgte er den ihm gegebenen Rath, und blieb bei dem, was er sich eben an Sprach- und Sacherklärungen, an Conjecturen über das Ganze, wie über einzelne Stellen, angemerkt und gesammlet hatte. Der auf diese Arbeit gewandte Fleiß, und die aus derselben erkennbaren Kenntnisse der griechischen Sprache und der alten rhetorischen Literatur fanden überall die gerechte Anerkennung und Würdigung [11]), und der Wunsch und die Hoffnung Heyne's: „daß dieser schöne Beweis seiner humanistischen Bildung bald wirken werde, ihn aus dem Dunkel hervorzuziehen und zu einem bessern Glück zu leiten," gieng bald in Erfüllung.

Und dieß um so eher und leichter, da dieser empfehlenswerthen Schrift schon im folgenden Jahre (1805) ein paar andere folgten, die ganz geeignet waren, Schott's Namen weiter bekannt zu machen, und ihm selbst eine ehrenvolle Stelle unter den neutestamentlichen Exegeten zu verschaffen. Die erste dieser Schriften war eine Gratulationsschrift, die er in Auftrag und im Namen des unter des Prof. Keil's Vorsitz bestehenden **Collegii biblici** zu verfertigen übernommen hatte, und worin er die Stelle Joh. I, 9—14. mit großer Ausführlichkeit behandelt [12]); die zweite aber, jedoch früher erschienene, war die Ausgabe des Neuen Testaments mit einer neuen lateinischen Uebersetzung, unter dem Titel: **Novum Testamentum graece, e recensione Griesbachiana, nova versione latina illustratum, indice brevi praecipuae lectionum et interpretationum diversitatis instructum, in usum maxime Gymnasiorum et Academiarum, editum auctore M. Henrico Augusto**

Schott, Leipzig bei Märker, einem Freunde Schott's, dem er damit eine Unterstützung gewähren wollte. Von der letzten Schrift waren in kurzer Zeit fast alle Zeitungen und Zeitschriften voll ihres Lobes [13].

Nachdem er im Mai des genannten Jahres als Gehülfe bei der Universitätsbibliothek angestellt worden war, wurde ihm zu Ausgang desselben eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät ertheilt. Es müssen ihm aber um diese Zeit mehrere Veranlassungen zur Unzufriedenheit gegeben worden seyn; wenigstens weisen die Hauptsätze und Entwürfe zu seiner Antrittsrede, die sich noch unter seinen Papieren gefunden haben, nicht undeutlich auf eine solche Unzufriedenheit hin. So wollte er einmal davon sprechen: Wie schwer, aber auch wie nothwenig es sey, unter den akademischen Lehrern den wahren Gelehrten von dem Scheingelehrten zu unterscheiden, und jedem den Platz anzuweisen, der ihm eigentlich zukomme; ein andermal aber wollte er von dem Schaden handeln, den Gelehrte, durch ihre Gelehrsamkeit und Ungelehrsamkeit im Staate anrichten können, und in dem Eingange den Schaden berühren, den der Staat durch Blindheit oder Eigensinn über die Gelehrten und die Gelehrsamkeit bringen könne; und nach einem dritten Entwurfe wollte er zeigen, daß es für einen christlichen Theologen weder unziemlich, noch unnützlich sey, sich mit den Schriften der heidnischen Griechen und Römer zu beschäftigen und seine akademische und literarische Laufbahn mit der Bearbeitung und der Auslegung derselben zu beginnen. Am Ende kam es aber zu einem Thema, das mit seiner Lieblingsbeschäftigung und mit seinen vorhabenden Arbeiten näher zusammenhieng, indem er **de usu artis oratoriae concionum sacrarum consilio atque naturae accommodatissimo** sprach. Das Programm zu dieser Rede, welche den 12. März 1806 gehalten wurde, enthielt eine philologisch-ästhetische Abhandlung **de legibus dialogi**

scribendi, womit er eine Reihe von Untersuchungen über die drei Bücher des Cicero vom Redner zu eröffnen gedachte [14]).

Außer andern Vortheilen gewährte die erlangte außerordentliche Professur unserm Schott auch diesen, daß er seine Ansichten von den bei der Universität nöthigen Verbesserungen, ohne zudringlich zu erscheinen, an die höchste Behörde konnte gelangen lassen. Die Leipziger Universität nämlich war schon lange mit ihren Einrichtungen veraltet und hinter den Fortschritten und Verbesserungen anderer Universitäten zurückgeblieben. Dieß erkennend, erließ die Regierung unterm 19. März 1806 ein Rescript, worin sie die sämmtlichen Professoren, ordentliche und außerordentliche, aufforderte, über gewisse vorgelegte Fragen ihre gutachtliche Meinung zu sagen. Ein großer Theil der Aufgeforderten wußte nichts zu sagen, oder wollte nichts sagen; Schott gab ein sehr ausführliches Gutachten. Aus demselben ergaben sich nicht nur seine lebhafte Theilnahme an dem Zustande der Universität, sondern auch die guten Einsichten, welche er von dem Zwecke derselben und den Mitteln, ihn zu erreichen, hatte. (Vgl. Anmerk. 37.)

Von nun an begann er auch, sich mit seinen Vorlesungen mehr auf die Theologie zu wenden; er hielt Examinatorien über die Dogmatik, und exegetische Vorlesungen über die Messianischen Weissagungen und über mehrere Schriften des Neuen Testaments; Homiletik und homiletische Uebungen fehlten in keinem Jahre; und wurden besonders, nachdem im Jahre 1807 sein kurzer Entwurf einer Theorie der Beredtsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die Canzelberedtsamkeit zum Gebrauch für Vorlesungen, Leipzig bei Barth, erschienen war, immer mehr geschätzt und besucht.

Obschon man Ursache zu haben glaubte, im Einzelnen Manches anders aufzufassen und darzustellen, als es von dem Ver-

fasser geschehen war; so stimmten doch die öffentlichen Urtheile [15 a]) größtentheils darin mit einander überein, daß das Buch, als eine für den geistlichen Zwecke angewandte klassische Rhetorik, von sehr nützlichem Inhalte sey, und von Jedem studiert zu werden verdiene, der sich zu einem geschmackvollen Redner bilden wolle. Das Buch war dem Oberhofprediger Reinhard in Dresden dedicirt, welcher ihm dafür in einem eben so interessanten, als belehrenden Briefe seinen Dank aussprach. Schott hat von einem Theile dieses Briefes in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Buchs Gebrauch gemacht; aber er verdient ganz bekannt zu werden. „Ew. Hochedelgeboren, schreibt Reinhard, haben die Güte gehabt, mich mit einem Werke nicht blos zu beschenken, sondern es mir sogar zuzueignen, das ich als einen redenden Beweis Ihres Scharfsinns, Ihrer Gelehrsamkeit und Ihres gebildeten richtigen Geschmacks ungemein hochschätze. Ich bin so eben mit dem Durchlesen Ihrer Theorie der Beredtsamkeit fertig, und eile, den Eindruck, welchen dieselbe auf mich gemacht hat, Ihnen mitzutheilen. Daß ich eine Menge mich selbst betreffender Stellen nicht anders, als mit Beschämung habe lesen können, muß ich zuerst bemerken. Sie urtheilen viel zu günstig von meinen Predigten, die zu sehr das übereilte Werk der Nothwendigkeit und des Dranges der Umstände sind, als daß man sie für etwas Musterhaftes und Vollendetes halten könnte. Demüthigen mußte mich's also, meinen Namen so oft neben dem Namen Demosthenes und Cicero zu finden, und es wird ein gerechter Tadel seyn, wenn man Ihnen darüber Vorwürfe macht. Dagegen haben Sie die zwar häufig aufgeworfene, aber noch nirgends beantwortete, Frage, wie viel von den Vorschriften der alten Rhetorik auf unsre Homiletik anwendbar sey, wiefern also der christliche Prediger die alten Redner der Griechen und Römer zum Muster nehmen und nachahmen dürfe, meines Erachtens vortrefflich entschieden. Ich bin über die Hauptbe-

griffe, von welchen Sie ausgehen, mit Ihnen einverstanden. Die Scheidung dessen, was der Prediger von der alten Rhetorik beibehalten und nicht beibehalten soll, finde ich eben so scharfsinnig, als vollständig bemerkt. Die praktischen Urtheile und Rathschläge endlich, welche Sie über den zweckmäßigen Vortrag der christlichen Religionswahrheiten überall einstreuen, halte ich für eben so richtig als brauchbar, und es war mir ungemein angenehm, in denselben so manche Verirrung des Zeitalters gemißbilligt und berichtigt zu sehen. Daß Sie noch überdieß alles mit Beispielen belegt und auf die erläuternden Stellen berühmter Redner ausdrücklich verwiesen haben — dieß giebt Ihren Erläuterungen einen größern Werth und eine ganz eigne Anwendbarkeit. Und so behauptet denn Ihr Buch unter allen ähnlichen Werken, meines Erachtens, einen ganz eignen und zwar ausgezeichneten Platz. Wer sich von dem wahren Verhältniß der alten politischen und gerichtlichen Beredtsamkeit zu der neueren Kanzelberedtsamkeit unterrichten will, findet in Ihrem Werke allein die wahre Auskunft. Ich halte daher auch eigne Vorlesungen über dieses Werk für ungemein nöthig und nützlich."

„Inzwischen ist mir bei der Lectüre desselben doch auch Manches beigefallen, was dabei zu erinnern seyn dürfte; und da Sie mir die Erlaubniß, Ihnen mein Urtheil freimüthig zu melden, selbst gegeben haben, so trage ich um so weniger Bedenken, meine Erinnerungen hier beizufügen."

„Zuerst also dürfte Sie Ihr Scharfsinn hier und da zu Ausführungen verleitet haben, die, so wahr sie auch seyn mögen, doch nicht nützlich und brauchbar genug sind. Zum Beweis berufe ich mich auf das, was Sie S. 51—99, auch S. 113—139 über die Erfindung und Anordnung der in einer Rede zu brauchenden Argumente gesagt habe. Ich verkenne das Gründliche nicht, das in diesem Theile Ihres Buchs herrscht; aber daß kaum der zehnte Theil Ihrer Zuhörer von

Ihrer Theorie werde einen nützlichen Gebrauch machen können, davon bin ich fest überzeugt. Der Hang, Alles so gründlich als möglich abzuhandeln, hat Sie auch in andern Theilen Ihres Werks zu weit geführt, und ihm für die große Menge der künftigen Prediger viel von seiner Brauchbarkeit geraubt."

„Einen Hauptmangel glaube ich jedoch in dem ersten Abschnitt der Rhetorik, wo von der Wahl und Auffindung des Thema die Rede ist, wahrgenommen zu haben. Da der christliche Prediger allezeit über einen Text sprechen muß; so hätte die Art und Weise, wie Texte zu behandeln seyen, und wie man fruchtbare Hauptsätze aus ihnen entwickeln müsse, meines Erachtens weit ausführlicher und gründlicher beschrieben werden sollen, als es von Ihnen geschehen ist. Hier wissen sich nehmlich die Prediger immer am wenigsten zu helfen; sie wissen nicht, was sie aus ihrem Texte, der freilich oft unfruchtbar genug ist, machen sollen. Muß vollends Jahr aus Jahr ein über denselben Text gepredigt werden, wie dieß bei den eingeführten Feiertagen der Fall ist; so wird die Verlegenheit noch größer, und die Meisten predigen sich in einigen Jahren so ganz aus, daß sie nichts Neues mehr zu sagen wissen. Nun ließe sich aber eine gewisse Heuristik entwerfen, aus der die Prediger lernen könnten, wie sie auch sterile Texte fruchtbar machen sollen. Sie steht freilich in keiner Homiletik, diese Erfindungskunst; aber sie sollte, und zwar recht sorgfältig, erklärt werden, weil sonst ein Hauptbedürfniß unbefriedigt bleibt. Da die Alten große Künstler bei der Auffindung des rhetorischen Stoffs waren; so hätten Sie allerdings Gelegenheit gehabt, auf eine Heuristik zu kommen, und Ihrem Werke dadurch eine ganz eigne Nutzbarkeit zu geben."

„Außerdem sind mir noch einige Kleinigkeiten aufgefallen, die ich hier ganz kurz beifügen will. Der Styl, in welchem Sie geschrieben haben, ist mir etwas schwerfällig und dunkel vorgekommen, und würde an Deutlichkeit unstreitig gewinnen,

wenn Sie Ihre Perioden etwas kürzer machten und weniger mit Zwischensätzen beschwerten."

„Was Sie über die Elocution beigebracht haben, ist im Ganzen vortrefflich. Aber hätte es nicht doch etwas deutlicher und brauchbarer gemacht werden können?"

„Die weitläuftige Erklärung der Tropen und Figuren finde ich in einem praktischen Werke nicht nöthig. Kein Schriftsteller denkt wohl daran, eine Figur anzubringen, wenn er etwas componirt; das macht sich, wenn das Herz voll und der Geschmack gebildet ist, alles von selbst."

„Daß endlich die angeführten Beispiele fast nur aus dem Demosthenes und Cicero entlehnt sind, war mir etwas auffallend; über die leichte, natürliche und populäre Schreibart giebt es doch keine bessern Muster, als Lysius und Xenophon. **Sed manum de tabula!**" —

Den ungetheiltesten und gewiß verdientesten Beifall erhielt unser Schott mit seiner kleinen Schrift: **Recitatio de *Friderici Augusti Cari*, olim Philos. Prof. ord. novae fundationis in Acad. Lips. d. IV. m. Febr. MDCCCVII. hac vita defuncti, virtutibus atque meritis, Societatis anthropologicae summam, qua Virum immortalem, olim huius Societatis Directorem, veneratur, pietatem, documento publico testari cupientis auctoritate edita a *Henrico Augusto Schott*. Lips. ap. Joh. Ambr. Barth. MDCCCVIII.** Und in der That, diese Schrift allein würde und müßte, wenn uns auch nichts weiter von dem Verfasser derselben übrig geblieben wäre, das Andenken desselben, als eines der edelsten, gefühlvollsten und für alles Gute und Schöne hochbegeisterten Mannes, auf die Nachwelt bringen. Und dabei ist die Darstellung in derselben so würdig und ergreifend, der Ausdruck so gehalten, die Sprache so klassisch und elegant, daß auch, von diesen Seiten betrachtet, kaum etwas zu wünschen übrig

bleiben möchte. Oeffentlich und in Briefen wurden dem Verfasser die größten Lobsprüche zu Theil. Besonders schrieben ihm Böttiger in Dresden und Heyne in Göttingen darüber viel Schönes und nichts Unwahres. Böttiger schrieb:

„Ew. Wohlgeboren fühle ich mich zu vielfachem Danke für Ihre gütige Zuschrift und das sie begleitende, gelehrte und gefühlte *Μνημόσυνον* verpflichtet. Der verewigte Carus war einer solchen Todtenfeier werth, und

si pietas tangit manes, Cineresque sepulti,

so wird er selbst dort sich Ihrer freuen. Sie haben in Ihrer Recitation das Ideal eines Professors aufgestellt, wie er seyn soll, und durch das lebendige Beispiel gezeigt, daß er es auch seyn kann. Möchte doch diese Schrift in diesen Tagen der alles durchkältenden Selbstsucht recht viel gelesen und beherzigt werden.“

„Da, wo sie mit leise berührender Umsicht den Eifer des Verewigten für das Gedeihen der Universität anführen, hätten Sie, wenn es gefrommt hätte, sein unvergleichliches Gutachten und Votum zur Palingenesia Ihrer Universität anführen können, welches hier mit großem Beifall gelesen wurde. Ich wünschte, daß dieses treffliche Werk — denn ein Werk war es — nicht untergehen möchte“ *).

„Die Nachfolger der Philosophie *ἐν κήποις* feierten das Andenken Ihres Meisters durch frugale Gedächtnißmäler. Ihre *εἴκαδες* sind also die Versammlungen der anthropologischen Gesellschaft, deren Fortdauer doch ja gesichert seyn möge. Thun Sie ja alles, um dies Institut, das allein schon das schönste Denkmal des edlen Stifters seyn würde, nicht untergehen zu lassen.“ —

---

*) Durch die gütige Verwendung des Herrn Staatsminister D. Schweitzer ist mir die Einsicht in dieses Werk verstattet gewesen, und ich habe nicht wenig noch jetzt Beherzigungswerthes darin gefunden.

Heyne's Brief aber war folgender:

„Wie hoch ich den Werth der mir zugeschickten Schrift schätze, erlauben mir Ew. Wohlgeboren öffentlich bezeugen zu dürfen; jetzt also nur von dem Antheil, den ich daran nehme, von den eintönenden Empfindungen meines Herzens und von der innigen Hochachtung gegen Sie, welche mir die Schrift eingeflößt hat. Es gehörte ein Geist, der sich über die gemeine Denkart erhebt, dazu, um des seel. Carus Werth, den Werth seiner schönen Sittlichkeit, so einzusehen, so zu schätzen und so zu schildern, als Sie gethan haben. Daß also doch eine kleine Zahl von Gelehrten vorhanden ist, welche den Menschenadel, nicht allein nur in die erhöhte Intelligenz setzen, sondern die moralischen Kräfte, ihre Ausbildung, Wirksamkeit und Veredlung noch über jene setzen, war mir eine tröstende Wahrnehmung; freilich beruht das Letztere auch auf Ersterem. Aber wenn man so sieht, daß ein großer Haufe von Gelehrten nicht um eine Stufe sittlicher sind, als die Ungelehrten; so beklagt man doch die Menschheit wegen des verfehlten Zweckes."

„Sie sehen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin, sowohl für jene schöne Wahrnehmung, als auch für den mannichfaltigen Genuß, den mir Ihre Schrift verschafft hat; allerdings zum Theil einen sehr wehmüthigen Genuß, mit erneuertem Schmerz und sehnsuchtsvollem Nachsehen dem Verstorbenen. Denn das Tröstliche giebt mir bei allen den traurigen Vorfällen der Zeit, dem Verfall alles Schönen und Guten, aller der Entwürdigung der veredelten Menschheit, Vernichtung unserer herrlichen Institute, mein Alter, daß ich bald den gemeingewordenen Ausdruck, Alles aus einem höhern Gesichtspunkte zu sehen, wahr machen werde."

„Bei Ihren schönen Ansichten und der edlen Aeußerung derselben, halte ich mich versichert, daß mit unserm Carus nicht alles Edle und Humane abgestorben ist. Erhalten Sie den Funken der edlern Menschheit in der Brust der bessern Jüng-

linge, erweitern Sie ihn bei andern; so wirkt der Geist unsres Carus noch fort: und das ist das beste Denkmal, das wir diesem unvergeßlichen Guten und Edlen setzen können. Erhalten Sie mir Ihre wohlwollenden Gesinnungen und seyen Sie der wahren Hochachtung versichert, mit welcher ich beharre u. s. w."

Es konnte nicht fehlen, daß nach so ausgezeichneten Leistungen auch das Ausland auf den jungen Leipziger Professor aufmerksam wurde. Die Regierung, die daran dachte, ihn zu dem Ihrigen zu machen, war die Schleswig-Holsteinische Kanzlei in Kopenhagen. Im October des Jahres 1808 ergieng von derselben, durch den Professor Hensler in Kiel, die Anfrage an ihn, ob er geneigt sey, die vierte theologische Lehrstelle auf der Universität zu Kiel, mit einem Gehalte von 600 Rthlr. anzunehmen, und sie zu Ostern 1809 anzutreten. Der besondere Wunsch des Collegiums war dabei dahin gerichtet, daß er „vorzüglich Dogmatik und Exegese des Neuen Testaments, und zwar als ein nicht neologischer, aber doch liberaler Theolog, kurz, ohngefähr in dem Geiste des trefflichen Morus lehren" solle.

Aber noch ehe dieser Ruf an ihn gelangte, war er schon von Dresden aus zum außerordentlichen Professor der Theologie in Leipzig ernannt worden, und der damalige Präsident des Kirchenraths und nachherige Minister Herr von Nostitz und Jänckendorf eröffnete ihm eigenhändig, daß es „dem königlichen Kirchenrathe überaus erfreulich gewesen sey, durch Unterstützung seiner Wünsche einen Beweis davon abzulegen, wie sehr er die Verdienste würdiger Gelehrter und thätiger akademischer Lehrer schätze." Als er daher den erhaltenen Ruf nach Dresden gemeldet hatte, wurde ihm sofort die Zusicherung einer Gratification von 200 Rthlr. und einer jährlichen Pension von gleicher Summe; und nun entschloß er sich, dem Rufe zu entsagen und im Vaterlande zu bleiben. Er trat

hierauf die ihm ertheilte Professur mit einer Rede an, de praesidiis gravissimis illius virtutis boni S. S. interpretis, quae simplicitate nativa continetur. Das Programm, welches er als Einladung zur Anhörung dieser Rede in Druck ausgehen ließ, war eine exegetische Abhandlung über einige Stellen des Evangeliums Johannes (VII, 16 ff. VIII, 26. und XIII, 34.)[15 b]).

Den 24sten Febr. 1809 starb Joh. Aug. Wolf, ordentlicher Professor der Theologie und Pastor an der Nicolaikirche in Leipzig, im 59sten Jahre seines Alters. Schott, bauend auf die Versicherung des Hrn. v. Nostitz und Jänkendorf, „man werde auf seine Beförderung im Vaterlande gewiß Rücksicht nehmen, sobald es die Umstände irgend verstatteten," glaubte und hoffte, die durchs Wolf's Tod vacant gewordene ordentliche Professur der Theologie zu erhalten, und freuete sich schon im Voraus, in seinem geliebten Leipzig bleiben zu können. Aber H. G. Tzschirner, seit dem J. 1805 ordentlicher Professor der Theologie zu Wittenberg, kam an Wolfs Stelle, er dagegen erhielt die Vocation nach Wittenberg, zu der durch Tzschirners Abgang erledigten vierten ordentlichen Professur der Theologie. Die Schritte, welche er, welche seine Freunde, welche die Studierenden in Leipzig und seine Zuhörer gethan hatten, um in Leipzig zu bleiben, oder ihn für Leipzig zu erhalten, blieben erfolglos. „Es ist uns nicht unbekannt geblieben, schrieb ihm der Herr Präsident des Kirchenraths unterm 19. Novbr., wie allgemein die durch Ihre treuen Bemühungen bisher gebildeten theologischen Zöglinge zu Leipzig Ihr Verbleiben allda gewünscht haben; dieß bürgt Ihnen für einen freudigen Empfang der in Wittenberg studierenden Theologen, uns aber für die Fortdauer der bereits erprobten nützlichen Wirksamkeit und Ihrer fernern Anstrengungen für den hohen Zweck, den Sie ins Auge faßten. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dieser Beförderung und die Versicherung reger Theilnahme, welche ich wackern und berufs-

treuen akademischen Lehrern so gerne widme. Treten Sie Ihr neues Amt, wenn des bevorstehenden Jubiläi Feier Ihnen eine schon längst verdiente neue akademische Würde verliehen haben wird, unter göttlichem Seegen an, und fahren Sie fort, der Kirche und dem Staate durch die Bildung künftiger Religionslehrer nützliche und ersprießliche Dienste zu thun."

Auch Reinhard hatte von der Unzufriedenheit mit seiner Beförderung gehört, und daß er nur und sehr ungern nach Wittenberg gehe. „Gehen Sie, schrieb er ihm daher, getrost nach Wittenberg, mein theuerster Herr Professor! Ich bin sehr glücklich dort gewesen und glaube auch Nutzen dort gestiftet zu haben; an Anlaß und Gelegenheit zu beiden wird es auch Ihnen daselbst gewiß nicht fehlen. Und sollten Sie sich ja einmal nach Leipzig zurücksehnen, so sehen Sie aus dem Vorgange des Hrn. D. Tzschirners, daß Ihnen der Rückweg nicht verschlossen ist."

Die Jubelfeier, auf welche ihn der Herr Präsident zum Zweck der Erlangung der theologischen Doctorwürde hingewiesen, war die Feier der vor 400 Jahren geschehenen Stiftung der Universität Leipzig. Die Schrift, welche Schott für diesen Zweck ausgearbeitet hatte, und welche er am 6ten und 7ten December öffentlich mit ausgezeichnetem Beifall vertheidigte, ist überschrieben: **Commentatio de consilio, quo Jesus miracula ediderit, ex iis Christi effatis, quae hac in re praecipua sunt, recte cognoscendo** [16]). Eine Menge Glückwünschungs-Gedichte und Schriften [17]), gedruckt und geschrieben, wurden ihm zur Feier seiner Promotion überbracht; in den meisten, und ganz vorzüglich in einem Gedicht, von mehr als hundert seiner Zuhörer ihm gewidmet, sprach sich zugleich der Schmerz über die nahe Trennung aus.

Die wenigen Tage, die er nun noch in Leipzig zu verleben hatte, wurden von ihm hauptsächlich dazu angewendet, seinen Zuhörern die Schuld seiner Vorlesungen abzutragen.

Bald nach der Mitte des Decembers konnte er seine Vorlesungen über die Dogmatik, zu denen sich eine sehr bedeutende Anzahl eingefunden hatte, mit folgenden Worten schließen:

„Es war mir ein werthes und theures Geschäft, Ihnen durch meinen Vortrag dieser Wissenschaft die Vorbereitung auf ihren künftigen großen Beruf zu erleichtern, und meine Ansichten von Religion, Christenthum und Kirche, meine Ansichten von dem Ewigen und Heiligen in Ihrer Mitte auszusprechen. Es war mir um so theurer, dieses heilige Geschäft, da Sie stets ein aufmerksames Interesse für meine Vorlesungen und eine warme Freundschaft für mich beurkundet haben. Sie haben namentlich in diesem Jahre die Gesinnungen Ihrer Freundschaft und Liebe durch Beweise an den Tag gelegt, deren Andenken keine Zeit aus meinem Herzen vertilgen wird. So empfangen Sie denn jetzt, in den letzten Augenblicken des Abschiedes, nochmals meinen innigsten, wärmsten Dank. Ein höherer Wille löset die theure Verbindung auf, welche mich bisher mit Ihnen vereinigte, und führt mich in einen neuen Wirkungskreis, in einen neuen Verein mit jungen Freunden, die sich auch dem heiligen Berufe gewidmet haben, Lehrer der Religion zu werden. Nicht ohne tiefe Rührung kann ich von Ihnen scheiden; ewig unvergeßlich werden mir die Jahre seyn, die ich in Ihrer Mitte und in den Mauern dieser theuern Stadt verlebte. Lassen Sie uns, meine geliebten Freunde, auch getrennt von einander, jeder in seinem Wirkungskreise, für die heilige Sache der Religion und Wahrheit, für dieses theure Heiligthum der Menschheit, rastlos wirken, und, wo es nöthig ist, auch kämpfen. Dieses gemeinschaftliche Streben sey das heilige, unauflösbare Band, das uns für unser ganzes Leben umschlinge!"

„Mit der erhebenden Hoffnung, daß die Vorsehung Ihre redlichen Bemühungen, das Wahre immer heller zu erkennen und das Gute immer thätiger zu befördern, segnen werde, und

mit der herzlichen Bitte um die stete Fortdauer Ihrer Freundschaft und Liebe, durch die ich mich stets beehrt und beglückt gefühlt habe, verlasse ich Sie. Gott sey mit Ihnen!"

Von seinen kirchlichen Zuhörern nahm er den 3. Advent in einer Predigt, die auch gedruckt ist, Abschied, und worin er den Satz abhandelte: daß es höchst nöthig sey, eine edle Unabhängigkeit unserer Urtheile und Ueberzeugungen von dem veränderlichen Wechsel fremder Meinungen zu behaupten.

Kaum in Wittenberg angekommen, ließ er, wie immer, seine erste Sorge seyn, den öffentlichen Leistungen zu genügen, welche die Universitäts-Statuten von ihm in seinen Verhältnissen verlangten. Mit der Fortsetzung seiner Leipziger Inauguraldissertation [18]) lud er auf den 13ten Januar 1810 zur Anhörung seiner Antrittsrede ein: de argumento divinae, qua religio christiana gaudet, originis et auctoritatis, ex ipsa huius religionis indole positiva, sanctissimis humanae naturae desideriis egregie accommodata, ducendo, die ich in Bezug auf die Beilage B. in der Beilage C. mittheile. Seine Ordination als Prediger an der Schloßkirche erfolgte den 24sten Januar.

Die Vorlesungen, mit denen er sich von nun an vorzüglich, ja ausschließlich beschäftigte, waren exegetische Vorlesungen über die sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments, mit Ausschluß der Apokalypse, über die historisch-kritische Einleitung ins Neue Testament, verbunden mit einer kurzen Hermeneutik, über die Dogmatik und über die Theorie der geistlichen Beredtsamkeit, welche sämmtlich mit ausgezeichnetem Beifall gehört wurden.

Um die Vorträge über Homiletik noch nutzbarer zu machen, stiftete er sogleich im ersten Jahre seines Wittenberger Aufenthalts ein Prediger-Collegium, dessen Mitglieder sich unter seiner Leitung im Predigen übten, und „von dem Eifer

und der Sorgfalt, womit er sie zur christlich-religiösen Beredtsamkeit geschickt zu machen und in dieselbe einzuweihen suchte, so wie von der Schonung und liebreichen Herablassung, mit welcher er sie ihre Fehler erkennen und vermeiden lehrte," ganz begeistert und dankerfüllten Herzens wären [19]).

Auch bestand unter seiner Direction eine **Societas eorum, qui scribendo et disserendo privatim exercebantur**, unter deren Mitgliedern, die sich sämmtlich sehr dankbar gegen ihn bewiesen haben, unter Andern auch C. Dankeg, Cramer und Traug. Wilh. Hildebrand sich befanden. Eins derselben, H. Ge. Leop. Weichert, vertheidigte auch unter Schott's Präsidium den 12ten Septbr. 1811 eine theologische Dissertation **de fide historica narrationis librorum SS. de Christo in coelos sublato huiusque eventns necessitate.**

Außer zwei Programmen, dem Weihnachts-Programm v. J. 1811 über Röm. V, 12—14., und dem Oster-Programm v. J. 1812 über Marc. IX, 49., erschienen von ihm während des Jahres 1811, die zweite, um vieles verbesserte Auflage seiner Ausgabe des Neuen Testaments; ein Aufsatz über Tzschirners Briefe, veranlaßt durch Reinhards Geständnisse u. s. w. im ersten Bande der von ihm und Rehkopf herausgegebenen Zeitschrift für Prediger zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt; christliche Reden an verschiedenen Sonn- und Festtagen gehalten und vorzüglich seine **Epitome theologiae christianae dogmaticae in usum scholarum academicarum odornata**, sämmtlich zu Leipzig.

Ueber diese Aufsätze und Schriften schrieb ihm der unermüdliche, offene und treue Reinhard Folgendes als sein Urtheil:

„Ew. Hochwürden bin ich meinen Dank für die mir gütigst überschickte Epitome noch schuldig. Ich habe ihn aber nicht eher abstatten wollen diesen Dank, als bis ich Ihr Buch

gelesen haben würde. Dieß ist nun geschehen, und daher säume ich nicht länger, Ihnen den angenehmen Eindruck zu bezeugen, den diese Lectüre auf mich gemacht hat."

Ungemein erfreulich war es mir nehmlich, daß Sie sich für die Lehre unsrer Kirche in allen ihren Hauptpuncten so stark und freimüthig erklärt und die Schriftmäßigkeit derselben so gründlich dargethan haben. Die fruchtbare Kürze, mit der Sie alles vorgetragen, und eine Menge von Sachen in einen kleinen Raum zusammengedrängt haben, ist gleichsfalls ein Vorzug Ihres Werks; wenn es mir gleich zuweilen geschienen hat, das Bestreben, Vieles kurz zusammenzufassen, habe Sie zuweilen zu allzulangen und daher schwer zu verstehenden Perioden verleitet."

„Doch Ew. Hochwürden machen ganz vorzüglich auf die neue, Ihnen allein eigne Ordnung aufmerksam, in welcher Sie die Lehren der dogmatischen Theologie abgehandelt haben. Diese Ordnung hat denn, meines Erachtens, allerdings viel Gutes und macht Ihrem Scharfsinn und Ihrem Bestreben, sich überall möglichst genau an die Schrift anzuschließen, wahre Ehre. Aber wie jede Ordnung, die man hier wählen kann, bei gewissen Vorzügen auch ihre Mängel hat, so scheint dieß auch bei der von Ihnen vorgezogenen der Fall zu seyn. Eigentlich sind Sie ihr selbst nicht treu geblieben. Denn alles, was Sie in dem **parte posteriore** im ersten Capitel abhandeln, ist keine von Christo und seinen Aposteln den vormaligen Erkenntnissen erst beigefügte Lehre, sondern war vor Christo längst bekannt; es hätte folglich in den ersten Theil gehört. Freilich würde dann der Zusammenhang gestört worden seyn, in welchem Sie die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts durch Christum zeigen wollten. Dieß scheint mir denn aber auch der Beweis zu seyn, daß sich die Lehren der Dogmatik nach dem von Ihnen angenommenen Princip nicht bequem genug scheiden lassen; Sie würden sonst nicht

genöthigt worden seyn, selbst eine Ausnahme davon zu machen."

„Daß durch die von Ihnen beobachtete Methode auch Dinge getrennt werden, welche man der leichtern Uebersicht wegen gern beisammen hat, ist gleichfalls nicht zu verkennen. Die vollständige Lehre von den Eigenschaften und dem Wesen Gottes z. B. ist durch Ihr ganzes Werk zerstreut, und wer das Ganze überschauen will, muß es erst aus mehrern Stellen zusammensuchen. Mit der Lehre von Christo hat es gleiche Bewandniß; auch sie ist stückweise von Ihnen abgehandelt worden, und bei der von Ihnen angenommenen Ordnung konnte es auch nicht anders seyn. So dürfte Manches da, wo Sie es hingesetzt haben, schwerlich gesucht werden."

„Ueberhaupt finde ich das, was dem Evangelio eigenthümlich ist, von dem, was schon zuvor bekannt gewesen war, in der heil. Schrift selbst nicht so geschieden, daß man dadurch veranlaßt wäre, die Dogmatik darnach einzurichten. Christus und seine Apostel schließen sich vielmehr überall so genau an das Alte Testament an, daß auch die ihnen eigenthühmlichen und neuen Sätze als eine blos weitere Erklärung dessen erscheinen, was man schon wußte, oder als Erfüllung dessen, was die Propheten geweissagt oder angekündigt hatten." —

„Doch jeder Dogmatiker hat das Recht, die Wahrheiten der theoretischen Theologie in der Ordnung zu entwickeln, die ihm die bequemste scheint. Entwickelt er sie so vollständig, wie Ew. Hochwürden es gethan haben; thut er es noch überdieß mit der steten Hinsicht auf die heilige Schrift, und mit der Ehrfurcht gegen dieselbe, mit der Sie Ihr Werk bearbeitet haben: so kann man mit der von ihm gewählten Methode um so leichter zufrieden seyn. Sie haben, meines Erachtens, Ihr Buch so eingerichtet, daß sich ein zweckmäßiger und gründlicher Unterricht über den darin behandelten Theil der Theologie nach Anleitung desselben geben läßt." —

„Was Ihre Predigten anlangt, so sind sie treffliche Belege und Erläuterungen der Vorschriften und Regeln, die Sie in Ihrem Werke über die Homiletik gegeben haben. Aber höher noch, als die schöne Form, schätze ich die Materie und den Inhalt dieser Reden. Nicht ohne die größte Freude habe ich es wahrnehmen können, daß Sie der evangelischen Wahrheit Zeugniß geben, und sie unverstümmelt vortragen. Man wird in der gelehrten Welt freilich mit dieser Ihrer Rechtgläubigkeit eben so wenig zufrieden seyn, als man es mit der meinigen gewesen ist. Allein ich hoffe, Ihre Predigten werden dessen ungeachtet das Schicksal haben, das den meinigen zu Theil geworden ist: man wird ihren Inhalt tadeln, aber sie dennoch lesen und wieder lesen." —

„Der Aufsatz, welchen Sie über die Tzschirnerschen Briefe in die Zeitschrift für Prediger eingerückt haben, mußte, weil er mich selbst so nahe angeht, natürlich ein hohes Interesse für mich haben. Ich gestehe auch, daß ich ihn mit der größten Genugthuung gelesen habe*). Daß ich die vielen Beweise Ihres Wohlwollens gegen mich, welche jener Aufsatz enthält, zu schätzen weiß, und mit der größten Dankbarkeit erkenne, werde ich nicht erst zu sagen brauchen. Aber das

*) An Pölitz schrieb Reinhard den 11. Novbr. 1811. „Nun hat auch Schott angefangen, zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus einen Mittelweg zu bahnen, und in die periodische Schrift, welche er herausgiebt, einen Aufsatz über meine Geständnisse eingerückt. Er meint es gut, wie ich sehe, und ist selbst ein ziemlich strenger Supernaturalist. Allein eben daher ist auch das, was er in Vorschlag bringt, kein Mittelweg zwischen den sogenannten beiden Extremen; er täuscht sich blos dadurch, daß er das, was die Vernunft als Interpretin der Bibel thut, für eine wirkliche Kritik der Offenbarung hält, wobei die Vernunft als zweite Erkenntnißquelle sich äußere. Als ob es bei einer contradictorischen Opposition ein Drittes gäbe! Inzwischen schreibt doch Schott scharfsinnig und mit Würde, und verdient daher gelesen zu werden." s. K. H. L. Pölitz D. Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt I, 129 f.

muß ich desto nachdrücklicher bezeugen, daß ich mit den Grundsätzen, welche Sie aufgestellt haben, völlig einverstanden bin, und daß wir eigentlich nur in Worten von einander verschieden sind. Ein Mittel, den Rationalismus mit dem Supernaturalismus zu vereinigen, ohne dem letztern seinen Primat zu nehmen, haben nehmlich, so viel ich urtheilen kann, auch Sie nicht gefunden; wie es sich denn vermöge der Natur der Sache, wenn man consequent seyn will, auch nicht finden läßt. Wo Sie die Vernunft mitsprechen lassen, und ihr ein Entscheidungsrecht vindiciren, nehmlich bei den Zeitideen, welche der allgemein gültigen Lehre beigemischt sind, da spricht und entscheidet sie nicht als Machthaberin, sondern blos als Auslegerin. Es gehört nothwendig zum Geschäft der Vernunft, die Schrift gehörig, und zwar historisch zu interpretiren, daß sie das Allgemeingültige vom Temporären unterscheide. Dieß kann daher, wie Sie selbst bemerkt haben, nicht anders geschehen, als nach den Regeln der Interpretation und nach exegetischen Gründen. Das Recht, die Schrift auszulegen, und alle Operationen mit derselben vorzunehmen, welche die Auslegungskunst fordert, hat aber kein Supernaturalist, der sich selbst verstand, der Vernunft abgesprochen, und ich habe es auch nicht gethan. Auf diese Art kann sie sich aber in Sachen der geoffenbarten Religion nie zu einem Princip, zu einem Erkenntnißgrunde der geoffenbarten Lehren erheben, sondern behält die subalterne Rolle eines Instruments, durch welches jene Lehren aus ihren Quellen geschöpft werden müssen. Uebrigens hat mir die Freimüthigkeit, mit der Sie sich auch in diesem Aufsatz zu Lehren bekannt haben, die der Zeitgeist längst verurtheilt und aus den Religionslehren verbannt hat, ungemein viel Freude gemacht. Solche Bekenntnisse, mit so vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit abgelegt, dürfen sich nur mehren: so hoffe ich, Mancher, der sich durch die Neuerungs-

sucht hat bethören lassen, wird zu sich selber kommen und zur Wahrheit zurückkehren."

Während der Zeit, da Schott in Wittenberg mit seiner Gelehrsamkeit, seiner Geschicklichkeit und akademischen Thätigkeit immer mehr hervortrat und sich bemerklich machte, wurde die Universität Jena mit dem nahen Verluste zweier ihrer Theologen, Joh. Jak. Griesbach's und C. Ch. Joh. Schmid's, bedroht. Der für das Wohl und die Ehre dieser Universität auf das lebhafteste interessirte Großherzog von Weimar, Carl August, wartete nicht erst den Verlust ab, um nachher auf die Ersetzung desselben zu denken, sondern zog die Sache schon vorher in Ueberlegung. Es ist nicht bekannt, wer seine Aufmerksamkeit zuerst, und hauptsächlich auf den neuen, mit seinem Schicksal nicht eben zufriedenen Professor in Wittenberg gerichtet hat; aber das ist gewiß, daß es Niemand anders, als der Großherzog selbst war [20]), der noch vor Griesbach's Tode, welcher den 24sten März 1812 erfolgte, dem Geh. Hofrath Eichstädt den Auftrag ertheilte, an Schott nach Wittenberg zu schreiben, und ihn vertraulich zu fragen, „ob er sich wohl würde entschließen können, nach Jena zu gehen, wenn eine Vocation zu einer ordentlichen theologischen Lehrstelle an ihn gelangte? oder ob vielleicht seine Einnahmen so reich und seine übrigen Verhältnisse so gut und angenehm wären, daß man von Seiten der Universität unfähig sey, ihm etwas dagegen zu bieten?" Der Brief, mit dem diese vertrauliche Anfrage nach Wittenberg abging, war vom 15ten März, und erhielt unter andern auch die Bemerkung, „daß man in Jena zwar nicht mit sehr hohen Gehalten, dafür aber in einem wohlfeilen Lande und unter einer höchst liberalen Regierung lebe, welche auch den Würdigen und Verdienten gar wohl auszuzeichnen und zu belohnen wisse."

Schon am 27sten März ging von dem Gefragten die Nachricht ein, daß er geneigt sey, Jena mit Wittenberg zu vertauschen; und nach kurzen Verhandlungen war es definitiv entschieden, daß er nicht mehr der Wittenberger, sondern der Jenaischen Universität angehören sollte. Er hatte in Dresden unbedingt um seine Entlassung nachgesucht, und die förmliche Vocation nach Jena erfolgte zu Anfang Mai's.

Aus einem Briefe des Ministers v. Ferber, mit dem er Schott auf sein Entlassungs-Gesuch antwortete, ergiebt sich, „daß sich Schott zur unbedingten Annahme des ihm zugekommenen Rufes nach Jena auch um deswillen mitbewogen gesehen habe, weil man früher die ihm bestimmt gemachten Hoffnungen, ihn in Leipzig ascendiren zu lassen, nicht in Erfüllung habe gehen lassen" [21]).

Außerordentlich erfreut über diese neue, ihm so erwünschte Acquisition für Jena, entschloß sich der Großherzog, um Schott schon zu Johannis unter den Lehrern der Universität zu haben, ihm den zugesicherten Gehalt einstweilen aus Kammermitteln zu geben, weil die Wittwe des verstorbenen Griesbach dessen Besoldung noch als Gnadengeschenk zu beziehen hatte. Auch die gegen den eigentlichen Etat der Stelle zugesicherte sehr bedeutende Gehalts-Erhöhung, so wie die versprochenen und selbst die Forderung übersteigenden Reisekosten trug der höchst liberale Großherzog, zum größten Theil wenigstens, allein.

Mit dem Tage Johannis traf der sehnlichst Erwartete — denn auch der andere kranke Professor der Theologie war, wenige Wochen nach Griesbach's Tode, ebenfalls gestorben — in Jena ein. So wenig günstig der erste Eindruck für ihn war, den er durch sein schwächliches und etwas unbeholfenes Aeußere machte, so sehr gewann er, sobald man ihm näher trat und genauer kennen lernte, durch kindliche Gemüthlichkeit, Offenheit, anspruchslose Gelehrsamkeit und das lebendige Bestreben, den Studierenden recht nützlich zu werden, aller Her-

zen und die allgemeinste Achtung. Da die Zeit von seiner Ankunft bis zum Schlusse des Semesters zum Vortrag einer eignen theologischen Disciplin ihm nicht hinreichend schien, so begann er sein Lehramt mit öffentlichen Vorlesungen über einen Theil der dogmatischen Beweisstellen des Neuen Testaments, die zu seiner großen Zufriedenheit und Aufmunterung außerordentlich zahlreich und fleißig besucht wurden. Auch gereichte es ihm zur besondern Freude, daß das, ursprünglich unter der Benennung Homiletisches Uebungs-Collegium, von ihm errichtete Prediger-Institut eine sehr lebhafte Theilnahme fand. Außerdem hatte die Freundlichkeit, mit der man ihm von allen Seiten entgegen kam, das Bestreben seinen bescheidenen Wünschen auf alle Weise zu genügen, sein höchstehrenvoller Empfang bei dem Minister v. Voigt in Weimar, und bei dem Großherzog selbst, so wie die ihn umgebende schöne Natur, eine wahre Begeisterung für seine neuen Verhältnisse in ihm hervorgebracht.

Daher geschahe es denn auch, daß er von einem vorläufigen Rufe nach Tübingen, mit der Hoffnung eines Gehalts von 1000 Rthlr., die ihm im August des folgenden Jahres durch den Oberhofprediger und Oberconsistorialrath v. Süskind in Stuttgart zugekommen war, gar keinen weitern Gebrauch machte, sondern ihn geradezu ablehnte [22a]).

Unter Allem, was außerhalb der nächsten Umgebung seines Berufes lag, interessirte ihn in den ersten Monaten seines Hierseyns nichts so sehr und mit einer an ihm ganz ungewohnten Stärke, als „die Unterdrückung und Vernichtung des Kronenräubers Napoleon, und die Befreiung des deutschen Vaterlandes von der französischen Zwingherrschaft." Als daher nach der Schlacht bei Leipzig die Alliirten den Krieg nach Frankreich trugen, und auch der Großherzog von Weimar an dem Feldzuge Theil nahm, verkannte der exaltirte deutsche Patriot die Strapazen des Kriegs und seine körperliche Unbefähi-

gung, dieselben zu ertragen, so sehr, daß er den Entschluß faßte, als geistlicher Gehülfe dem Feldzuge beizuwohnen, und auch wirklich darauf in Weimar antrug. Was auf diesen Antrag zu erwarten war, erfolgte. Der Minister v. Voigt antwortete: „Daß von Sr. Herzogl. Durchlaucht das patriotische Anerbieten, als geistlicher Gehülfe dem Feldzuge beizuwohnen, sehr gnädig aufgenommen worden sey, daß aber Höchstdesselben Meinung dahin gehe, daß er der Akademie nicht entzogen werden dürfe."

Noch war kein Jahr vergangen seit der Stuttgardter Anfrage, als von einer andern Gegend her schon wieder eine neue Anfrage jener Art an ihm gelangte. Der Etatsrath Cramer in Kiel machte ihm von Neuem den Antrag zur Uebernahme einer theologischen Professur mit einem Gehalte von 1000 Rthlrn., und auch wohl einem noch größern, auf der Universität Kiel [22 b]). Auch von diesem Antrage machte er für sich weiter keinen Gebrauch, als daß er seinen Freund, den Archidiakonus J. Chrph. Schreiber zu Schleußingen, zu der ihm angetragenen Stelle empfahl, welcher sie auch, aber wohl nicht zu seinem Glücke, erhielt.

Die Antwort nach Kiel war kaum abgegangen, als ihm durch den Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg geschrieben wurde, daß die Badensche Regierung die theologische Facultät zu Heidelberg mit noch einem ordentlichen Professor von anerkanntem Verdienst vermehren wolle, der sich besonders für praktische Theologie und Pastoral-Uebungen interessire, und daß das Ministerium die Ueberzeugung habe, in ihm alles das zu finden, was jetzt gerade vermißt werde. Er habe Auftrag, sich bei ihm vorläufig zu erkundigen, ob nicht das schöne Heidelberg das Glück haben könne, ihn als Lehrer zu besitzen. „Sie haben nun einmal, fährt er fort, sich aus Chursachsen, woher man sonst so selten auswandernde Gelehrte erhält, herausziehen lassen; die Hoffnung, Sie in die noch süd-

lichere und allerdings sehr fruchtbare Gegend locken zu dürfen, ist also nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Die Annehmlichkeit und Gesundheit Heidelbergs ist bekannt. Wenn gleich die Universitätskasse nicht mehr als 14 bis 1500 Gulden Gehalt anbieten kann, so ist doch anzunehmen, daß dieser Betrag hier sicher so viel werth ist, als zu Jena 1200 Rthlr., und daß die unentbehrlichen Producte, welche die Gegend dafür liefert, an innerm Gehalte der jenseitigen weit vorgehen. Der milde Geist der Regierung gegen die Gelehrten, den ich in Jena immer so hoch schätzte und mit unvergeßlicher Dankbarkeit auch jetzt noch verehre, ist auch hier anzuerkennen. — Eben diese bei beiden Regierungen gleich liberale Gesinnung gewährt mir auch die Gewißheit, daß die Erfüllung des mir diesseits gegebenen Auftrags an Sie mir jenseits nicht übel werde gedeutet werden. Meine dankbaren Erinnerungen an Jena und an die Gnade, welche ich von den Beschützern der Universität genossen habe, besonders meine tiefe Verehrung gegen den persönlichen Charakter des Herzogs von Weimar, nebst dem Andenken an die viele Güte, welche mir der Herr Minister von Voigt immerfort erwies, sind durch die Zwischenzeit eher vermehrt als vermindert worden. Ueber alles aber wünsche ich der Universität Jena aus literärischem Patriotismus immer neue Blüthe. Nur die Pflicht fordert es von mir, jetzt zunächst an Heidelberg zu denken, und entweder Sie für uns zu gewinnen, oder die Gewißheit, wie fest Jena Sie halte, mir zu verschaffen. Ich thue also, wie Paulus, das Meinige, um Ihnen meine *διακονία* nach der Wahrheit zu preisen.

Das Jahr 1815 war für unsern Schott in so fern ein glückliches, als es einen in Wittenberg zurückgelassenen werthen Freund von Neuem mit ihm in Verbindung brachte. Es war

dieß der Professor Paul Chph. G. Andreä, der an die Stelle des länger als ein Jahr vorher verstorbenenen Professor Franz Schömann in die juristische Facultät berufen worden war, und der sich in treuer Freundschaft und Anhänglichkeit an ihn bis zu seinem Tode im August 1824 bewährt hat.

Die im Jahre 1814 von Paulus angefangenen, bis jetzt aber nicht weiter fortgesetzten, Unterhandlungen, nahm, in Auftrag des Ministers von Reizenstein, der ebenfalls kurz vorher von Jena nach Heidelberg versetzte Professor der Rechte, J. Casp. Gensler (der mit Schott's Neigungen und Abneigungen wohl bekannt war), unterm 8ten Mai 1816 von Neuem auf. Es wurden Schott nicht blos äußerlich glänzende, sondern auch innerlich für seine Denkweise über seinen Beruf höchst anziehende Bedingungen gemacht. Er sollte hauptsächlich, ohne Ausschluß anderer Wissenschaften, Einleitung ins Alte und Neue Testament und Homiletik lesen; es sollte nach seinem Sinne ein Prediger-Institut errichtet werden, und dasselbe ganz allein unter seiner Direction stehen; dasselbe solle öffentliche Autorität erhalten, und von der Regierung mit fünfhundert Gulden jährlich unterstützt werden; es soll seinem Wunsche, von Zeit zu Zeit als Prediger aufzutreten, den die Regierung mit großer Freude vernommen, alle mögliche Unterstützung zu Theil werden; er solle von Senatssitzungen und der Uebernahme des Prorectorats dispensirt werden: dabei sind die Studirenden musterhaft sittlich; lassen insonderheit nichts auf der Straße von sich hören; besuchen die Collegia fleißig; laufen nicht vor völliger Beendigung derselben davon: mit der Einnahme der Collegien-Honorare hat der Professor nichts zu thun; der Oberpedell besorgt sie: die Zahl der hier studierenden Theologen ist zwar in gegenwärtigem Augenblicke sehr gering, aber man hat die sichere Hoffnung, daß sie sich in Kurzem ansehnlich vermehren werde: die Gegend ist noch schöner, als um Jena u. s. w.

Die Bedingungen, welche ihm gemacht, die Aussichten, welche ihm eröffnet, die Umstände, welche ihm geschildert worden, waren so einladend, und der Wirkungskreis, der sich seiner Thätigkeit in Heidelberg aufthun sollte, war seiner Neigung, seinen Bestrebungen, seinen Hoffnungen und seinen Wünschen so sehr angemessen, daß er mehr als zweifelhaft wurde, ob er in Jena bleiben, oder nach Heidelberg gehen sollte.

Er trug nun die ihm gemachten Anerbietungen und das, wohin seine Wünsche gingen, dem Minister v. Voigt vor, und es ergab sich aus dem Erfolge, welchen großen Werth der Hof von Weimar auf seine Erhaltung für die Universität Jena legte. Auf die Vorstellung des Ministers erhielt er von dem Großherzoge nicht blos das Versprechen einer bedeutenden Gehaltserhöhung und einer der zu Heidelberg zu erwartenden Wittwen-Pension, sondern auch die Zusicherung, daß alle von ihm auf seine Amtswirksamkeit sich beziehenden Wünsche und Vorschläge [23]) realisirt werden sollten, und das alles auf eine für ihn so ehrenvolle und schmeichelhafte Weise, daß er, ohne sich weiter zu bedenken, den erhaltenen Ruf ablehnte. Die Veranlassungen zur Unzufriedenheit, die für den Augenblick nicht gehoben werden konnten, beseitigten theils die im folgenden Jahre stattgefundene Reorganisation unsrer Universität, theils der immer mehr und mehr zur Ordnung, zum Fleiß und zur Sittlichkeit hinstrebende Sinn unserer Studierenden, und machte, daß er in spätern Jahren unbedenklich selbst das Prorectorat übernahm und zu aller Zufriedenheit und Wohlgefallen verwaltete.

Unter allen Zugeständnissen und Zusicherungen, die ihm von Weimar aus gemacht, und mit der Beilegung des Charakters als Kirchenrath begleitet worden waren, als die, „daß Sr. Königl. Hoheit beschlossen habe, das homiletische Seminarium, welches er dirigire, als ein bleibendes Denkmal der mit dem Jahre 1817 eintretenden dreihundertjährigen Jubel-

feier der Reformation, zu einem öffentlich autorisirten und unter Sr. Königl. Hoheit unmittelbar stehenden Institute zu erheben, und dasselbe von Ostern 1817 an, durch eine jährliche, auf das Beste des Instituts, nach seinen Vorschlägen, zu verwendende Unterstützung von zweihundert Reichsthalern zu befördern." Von der ihm zugleich gewährten Dispensation vom Besuch der Senatssitzungen und der Uebernahme des Prorectorats machte er nur eine Zeitlang und nur in einzelnen Fällen Gebrauch.

Sonderbarer Weise traf es sich, daß fast an demselben Tage, wo man im Süden von Deutschland den Versuch gemacht hatte, ihn für sich zu gewinnen, auch im Norden von Deutschland man daran gedacht, und Anstalten gemacht hatte, ihn an sich zu ziehen. Die Universität von Greifswalde eröffnete ihm die Aussicht auf eine, mit einem Pastorat verbundene theologische Professur und einem Einkommen von zweitausend Reichsthalern. Die Einleitung zu weitern Verhandlungen war von dem Prof. J. E. Parow geschehen. Auch in Greifswalde war ihm die Bildung der Studierenden zum Predigerberufe, noch besonders aber der Vortrag zur biblischen Theologie zur Pflicht gemacht. Die Verhältnisse, in welche er in Greifswalde eintreten sollte, bestimmten ihn, ohne allen Anstand für das geschenkte Zutrauen und Wohlwollen zu danken.

Das Jahr des dreihundertjährigen Reformations-Jubelfestes wurde für Schott's Leben durch zweierlei Ereignisse, und in zweierlei Beziehungen ein merkwürdiges Jahr.

Das erste dieser Ereignisse war ein Ruf ins Ausland. Nach einem Beschlusse des Königs der Niederlande vom 5ten December 1816 sollte zu Amsterdam ein Seminarium zur Bildung der Religionslehrer lutherischer Confession in den Niederlanden errichtet, und zu demselben ein ordentlicher und zwei außerordentliche Professoren berufen werden. Dem ordentlichen

war ein Gehalt von jährlich dreitausend Gulden holländ., Anspruch auf das Emerital von fünfhundert Gulden und eine jährliche Gehaltserhöhung von $\frac{1}{35}$ des ganzen Gehalts vom sechsten Dienstjahre an, bestimmt. So viel Rühmliches auch für Schott in dem Berufungsschreiben des General-Commissärs des öffentlichen Unterrichts [24]) enthalten war; so konnte ihn das doch nicht bewegen, demselben einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Das zweite Ereigniß ist, wenn man es mit seiner gewohnten Lebensthätigkeit, mit den Ansichten von seinem Berufe und seinen sonst geäußerten Grundsätzen zusammenhält, wohl eines der merkwürdigsten in seinem Leben. Von jeher auf das entschiedenste gegen alle geheimen Verbindungen, von welcher Art sie auch seyn möchten, eingenommen und sich erklärend, entschloß er sich doch, auf das Zureden und die Vorstellungen Einiger von seinen Freunden, hauptsächlich des Hofr. Andreä, sich in den Freimaurerbund aufnehmen zu lassen. Zu dem Ende schrieb er an den Meister vom Stuhl der Loge Amalia zu Weimar und bat um Reception.

Ich glaube mich weder an der Achtung gegen den Bund der Freimaurer, noch an dem Andenken meines theueren Freundes zu versündigen, wenn ich die deßhalb stattgefundene Correspondenz dem Publicum mittheile. Es gewährt eine eigene Erhebung des Gemüths, wenn man vernimmt, wie ein paar edle Männer, über edle Angelegenheiten auf edle Weise sich gegen einander aussprechen.

Schott's Brief an den Logenmeister, wie er im Concepte vor mir liegt, ist folgender:

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Kammerrath!

„So wenig ich auch die Ehre habe, Ew. Hochwohlgeb. persönlich bekannt zu seyn, so fühle ich mich dennoch veran-

laßt, Ihnen in diesen Zeilen eine Bitte vorzutragen, welche einzig aus dem Wunsche hervorgeht, nicht zu verabsäumen, was eine Gelegenheit darbieten könnte, zu der Erreichung edler und wohlthätiger Endzwecke etwas nach meinen Kräften beizutragen, und für die höhere Weihe meines eigenen Geistes zu sorgen."

„Schon oft hat der achtungswürdige Verein der Freimaurer mein Nachdenken beschäftigt. Ich nenne ihn mit wahrer Ueberzeugung achtungswürdig, so wenig ich auch von den inneren, dem Uneingeweihten verschlossenen Einrichtungen und der Organisation dieses Bundes genauere Kenntniß haben kann, weil mehrere, mir persönlich bekannte, durch Geist und Wissenschaft, durch Religiosität und Sittlichkeit ausgezeichnete Männer dieser Verbindung angehören; weil ich an denselben öfters ein sehr lebendiges Interesse, eine Begeisterung wahrgenommen habe, welche mir hinreichend für den edlen Geist und die würdige Bestimmung des Ganzen bürgt, weil auch Uneingeweihte und unbefangen Urtheilende darin übereinstimmen, daß sich die Wirksamkeit des Maurer-Vereins von jeher als eine sehr wohlthätige, von wahrer Humanität und Liebe, und von Ehrfurcht gegen die Religion geleitete, bewährt habe. Diese Betrachtungen haben auch in mir den Wunsch hervorgebracht, daß ich der Aufnahme in diese Verbindung gewürdigt werden, daß es auch mir vergönnt seyn möchte, an den gemeinsamen edlen Bestrebungen so vieler achtungswürdiger Männer einigen Antheil zu nehmen, und mir selbst diejenigen Erhebungen des Geistes zu bereiten, die ich mir von einer solchen Vereinigung verspreche. Ohne die mindeste stolze Anmaaßung kann und darf ich mir selbst das Zeugniß eines redlichen Willens geben und eines aufrichtigen Strebens, immer mehr im Geiste der Religion, welche ich als Lehrer mit Freudigkeit verkündige, zu handeln. Sollte ich so glücklich seyn können, von jenem hochgeachteten Vereine als Mitglied auf-

genommen zu werden, so würde ich gern und freudig meine Kräfte darbieten, edle Endzwecke und Anstalten zu fördern, in so weit die Erfüllung der einzelnen Verbindlichkeiten eines Maurers, die mir bis jetzt völlig unbekannt sind, mit meinen eigenthümlichen Amtspflichten und Berufs-Verhältnissen vereinigt werden kann."

„Da mir bekannt ist, daß Ew. Hochwohlgeboren selbst in jener Verbindung stehen und mit vorzüglicher Thätigkeit arbeiten, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen meinen Wunsch zu eröffnen. Die vorzügliche Hochachtung, mit welcher ich Ihre einsichtsvolle und ausgebreitete Wirksamkeit für alles Gute und Edle verehre, flößt mir auch das Zutrauen ein, daß diese Eröffnung eine wohlwollende und gütige Aufnahme bei Ihnen finden werde. Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Ergebenheit rc."

Hierauf folgte diese Antwort des Logen-Meisters:

Wohlgeborner,
Hochgeschätzter Herr Kirchenrath!

„Wenn es zu den schönsten Genüssen des menschlichen Lebens gehört, von achtbaren und allgemein geachteten Männern Aeußerungen, Grundsätze zu vernehmen, von welchen die ersten jene gegründete Achtung nur noch mehr erhöhen, die letztern einer gleichgesinnten Gesinnung vollkommen entsprechen; so darf ich wohl mit aller offnen und reinen Wahrheitsliebe bekennen, daß das Schreiben, womit Ew. Wohlgeboren mich beehrt haben, mir diesen schönen Genuß im reichsten Maaße verschafft hat."

„Zwar könnte es partheiisch scheinen, wenn ich als Mitglied einer Verbindung, welcher Ew. Wohlgeboren beizutreten den Wunsch äußern, Ihnen mit Wärme den Werth derselben darstellen wollte, es könnte das Ansehen gewinnen, als ob man auch hier, um Macht und Ansehen zu erlangen, gern

zur Anwerbung die Hand böte. Aber, Gottlob! so ist es nicht. Unsere Gesetze befehlen vielmehr, selbst die Würdigsten nicht anzulocken, aber wohl so zu leben und zu handeln, daß durch beides solche Männer uns näher zu treten veranlaßt werden. Mit Freude hat es unsere Herzen erfüllt, daß solche reine Beweggründe auch Sie zu Uns führen. Nicht nach irdischem Vergnügen und eingreifender Wirksamkeit durch Macht, Reichthum und Glanz, nein! nach jenem schönen geistigen Reiche Gottes sollen ächte Maurer streben, für welches der Stifter unserer erhabenen Religion, welche ein Mann von Ihrem Werthe, aus so guten Gründen, mit Freudigkeit verkündet, segenreich wirkte, und selbst sein Leben hingab. In uns — lehren die Pflichten des Bundes — sollen wir das Glück suchen, und nicht in der Außenwelt. Die reinste Sittlichkeit, die prunkloseste, von Gleisnerei entfernteste Wohlthätigkeit üben — unsere linke Hand soll nicht wissen, was die rechte thut — und wenn wir im Stande wären, ungesehen, wie die Gottheit, nur durch unsere Werke Zeichen unseres Daseyns von uns zu geben, ohne daß die übrige Welt auch nur den Namen eines Freimaurerbundes erführe oder ahndete, so müßte das unser höchster Wunsch seyn. An uns selbst, an unserer Veredlung arbeiten, wir: das ist unser Bau. Nie darf unsere Verbindung uns von Berufsgeschäften abhalten; sie soll vielmehr uns aufmuntern, diese mit der größten Treue und Eifer zu üben. Wir meiden es, uns in Angelegenheiten des Staats anders zu mischen, als wo die Pflicht des Staatsdieners es gebietet. Voll Liebe zu den Menschen und vom Geiste der Duldung beseelt, gehören uns als Maurern die Dogmen der positiven Religions-Secten nicht an; wir ehren ächte Religiosität, ohne uns polemisch um die Meinungen zu kümmern, welche so oft Unheil über den Staat und einzelne Menschen gebracht haben. Unser Bund ist das Eigenthum der ganzen cultivirten Welt, besonders des großen Theil der-

selben, wo Christen leben, da er aus dem Schooße des Christenthums so Vieles sich zugeeignet hat. Allem, was groß und gut und nützlich ist, der edlen Schönheit, streben wir bescheiden, demüthig und mit dem Bewußtseyn unserer Unvollkommenheiten nach. Nichts Reinmenschliches ist uns fremd, und besonders erwarten wir von denen, die zu uns traten, ein theilnehmendes Gemüth und Weltbürgersinn, Wärme verbunden mit Licht. Darum rufen wir Ihnen, verehrtester Herr Kirchenrath, der Sie beides so innig mit einander vereinigen, ein herzliches Willkommen zu."

„Aber auch die besten Sachen der Menschen sind ja nie vom Mißbrauche frei geblieben. Die Geschichte der christlichen Kirche stellt, wie Ihnen besser als mir bekannt ist, die traurigsten Verirrungen von jener einfachen, Geist und Herz erhebenden, Christuslehre dar, welche die Welt zum Paradiese hätte schaffen müssen, wenn hienieden ein Paradies aufblühen könnte. Die Jahrbücher der Maurer haben ähnliche Beispiele aufzuweisen; aber ihre hohe sittliche Tendenz ist, wie die des Urchristenthums, rein geblieben. Darum hängen alle Genossen derselben, welche vom ernstlichen Eifer beseelt sind, und schuldlose Freuden des Lebens, ohne Rausch und ohne Gleisnerei genießen möchten, mit Begeisterung an ihr. Auch meines Lebens Stolz macht sie aus, wohlwissend, wie sehr ich der Nachsicht bedarf, und mit wie vielen menschlichen Mängeln ich zu kämpfen habe, im Kreise so vieler würdiger Mitgenossen, deren sich die Maurerei überhaupt, besonders aber auch die hiesige Loge rühmen kann. So wenig es indeß dem Erlöser gelang, in der auserwählten Zahl seiner Freunde sich vor Mißgriffen ganz und gar zu sichern; so ist es auch noch keiner Loge, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, je gelungen, nicht auch ähnliche Mißgriffe zu thun, da sie die Tiefen des menschlichen Herzens nicht zu durchdringen vermochte. Bei weitem die Mehrzahl in jeder Loge, und gewiß auch in der

unsrigen besteht indeß zuversichtlich aus achtbaren Männern. Ich halte es für Pflicht, auch dieses im Voraus Ihnen bemerklich zu machen."

„Nach alten löblichen Sitten ist es nothwendig, daß jeder, der den Eintritt sucht, in einem ältern Brüder einen Bürgen für sein Benehmen findet. Auch bei dem Würdigsten machen wir hiervon keine Ausnahme. Daher hat auch für Sie, wie Sie wissen werden, der Geh. Hofrath Stark sich freiwillig dazu erboten, und wir schmeicheln uns, daß Ihnen das Anerbieten dieses so achtungwerthen Mannes erfreulich seyn wird. —

„Die Aufnahme selbst geschieht nach Gebräuchen, die ihren guten Grund haben. Jeder muß sich ihnen unterwerfen, der Vornehmste so gut, wie der Geringste. Darein werden auch Sie, im Zutrauen auf die Gesellschaft, gewiß willigen. Mehr kann ich, ohne die Pflicht zu verletzen, darüber nicht sagen." —

„Der Segen des Himmels begleite Sie in allen öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten."

Mangel an Zeit und Scheu vor den Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Reise scheinen den neuen Bruder Maurer verhindert zu haben, öfter an den Versammlungen seiner Brüder Antheil zu nehmen, daher er auch nicht über den Lehrlingsgrad hinausgekommen ist.

Die nächstfolgenden drei Jahre 1818 — 1820 vergingen ihm ohne eben irgend etwas Denkwürdiges in seinen Verhältnissen nach Außen herbeizuführen; man müßte denn dahin rechnen wollen, daß ihn, als den, wie ihn D. Steudel nannte, vom Herrn erkohrenen Pfeiler zur Aufrichtung des biblisch-christlichen Glaubens[25]), „der aus Anlaß der Reformationsjubelfeier im J. 1817 in Tübingen gestiftete Verein von Geistlichen und Gelehrten beider evangelischen Confessionen in Deutschland, in der Schweiz und im Elsaß zur Erhaltung und Beförderung des reinen und lebendigen biblischen Offenbarungsglaubens und einer mit demselben zusammenstimmen-

den allgemeinen Glaubensfreiheit und Verträglichkeit zwischen den christlichen Religionspartheien," unterm 7. Jan. 1819, „als auswärtiges Mitglied mit dem hochachtungsvollsten Zutrauen, aufgenommen hat.

Gewissermaaßen den Culminationspunct in Schott's Leben bildet das Jahr 1821, in so fern nämlich, als ihm in demselben von auswärts her die annehmbarsten und anziehendsten Bedingungen gemacht und die glänzendsten Aussichten eröffnet wurden, um ihn von Jena wegzuziehen. Nach vorläufigen Verhandlungen mit dem Herrn D. und Professor Marheinecke erhielt er unterm 20. April aus dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts= und Medizinal=Angelegenheiten zu Berlin einen Ruf als Professor an der Universität daselbst, der wohl Alles vereinigte, was ihn hätte bestimmen können, seine Lage zu verändern: die Zusicherung einer sehr ansehnlichen Besoldung von zweitausend Thalern, die Leitung des homiletischen Seminars mit dem Prof. Marheinecke, die Anwartschaft auf die erste vom Einfluß des Königs abhängende mit seiner Professur zu verbindende Predigerstelle in Berlin und das Versprechen des Ministers von Altenstein, von seiner Seite Alles zu thun, was ihm seinen Aufenthalt und seine Verhältnisse angenehm machen könnte. Es kostete ihm einen Kampf, um sich zu entscheiden. Dort, wie hier, befand er sich unter einer edlen, mit mütterlicher Liebe und anerkannter Weisheit für die Bildung und das Wohl ihrer Unterthanen besorgten, Künste und Wissenschaften mit liebendem Geiste schützenden und fördernden Regierung; dort einen größeren aber neuen Wirkungskreis, hier einen kleineren aber erprobten; dort vielleicht ein glänzenderes und bewegteres Leben, hier ein zufriedenes, einfaches, ruhiges; dort erst sich bildende, ungewisse, zweifelhafte, collegialische Verhältnisse, hier schon gebildete, sichere und angenehme; und wenn ihn in die Ferne die Achtung zog des in ihn gesetzten ehrenvollen Vertrauens, so zog ihn zurück in die

Heimath die Erinnerung so vieler genossener Freuden, so viel gefundener Liebe; und wenn sich die Hoffnung geltend machen wollte, setzten sich ihr die Erfahrung und die Dankbarkeit entgegen. Jena nämlich war ihm so lieb geworden, sein Wirkungskreis hatte sich so sehr zu seiner Zufriedenheit gestaltet, Liebe und Achtung waren ihm von allen Seiten her so unverkennbar zu Theil geworden, er hatte eine solche Anhänglichkeit an die ihm so Wohlwollende und ihn so sehr auszeichnende Regierung gewonnen, und es hatte sich seiner eine so große Scheu, das schöne Saalthal zu verlassen, bemächtigt, daß er nach ernster Überlegung den Entschluß faßte, den Lauf seines Lebens unter uns und mit uns weiter fortzusetzen. Er benutzte nicht einmal diesen Ruf, um sich dadurch, in einer unter Professoren gar nicht ungewöhnlichen Weise, einige Vortheile zu verschaffen, und antwortete einem seiner Freunde, der es ihm zu thun anrieth, daß er es nicht mit seinem Gewissen vereinigen könne, da er einmal entschlossen sei, nicht wegzugehen. Als aber der Großherzog von Weimar diese noble, uneigennützige Denkungsart von seiner Gemahlin erfuhr, gegen welche ich gelegentlich davon gesprochen hatte, ließ er ihm, zum Beweis, daß er dieselbe zu schätzen und zu ehren wisse, durch den damaligen Universitäts-Curator, Herrn Präsidenten v. Metz, die große goldene Verdienst-Medaille überreichen.

Was sich von jetzt an zuträgt, ist in Beziehung auf die äußeren Lebensverhältnisse kaum bemerkenswerth, und vielleicht nur darum zu erwähnen, weil sich daraus ein gänzliches Verkennen nicht allein von Schott's Stellung in Jena, sondern auch der Universität selbst und der Verhältnisse der Professoren an dieser Universität ergiebt. Ohne dieses Verkennen ist es unerklärlich, wie man ihm nach seines Schülers Dankegott Cramers Tode im J. 1824, die vierte ordentliche Professur in der theologischen Facultät zu Leipzig, mit einem fixen

Einkommen von ohngefähr neunhundert Thalern und einer extraordinären Gehaltszulage von einigen hundert Thalern hätte anbieten können; oder wie zwei Jahre später der gute ehrliche Planck in Göttingen hätte meinen können, daß ein Gehalt von zwölfhundert Thalern, bei der Ausgabe eines Miethzinses von 250 Thalern, eine Verbesserung für ihn, und zwar eine solche seyn könnte, die im Stande wäre, ihn zu dem Entschlusse zu bringen, Jena mit Göttingen zu vertauschen; oder wie man in Erlangen sich Hoffnung machen konnte, die Durchl. Erhalter unserer Universität, würden einen Mann, wie Schott, leichten Kaufs verabfolgen lassen. Des Rufs oder Antrags nach Dresden, wo es sich um die Annahme einer Hofpredigerstelle handelte, kann ich nur im Allgemeinen erwähnen, da die Verhandlungen hierüber nur mündlich, durch den Herrn Grafen v. Einsiedel, geführt worden sind, und mir das Nähere unbekannt geblieben ist.

Zu den Dingen, an welche er mit einem gewissen Wohlgefühl zurückdachte, und woran erinnert zu werden ihm besonderes Vergnügen machte, gehört das für das Sommer=Semester 1830 von ihm übernommene Prorectorat. Nur durch vieles Zureden war er zur Übernahme desselben zu bringen gewesen, weil er sich vor den Geschäften desselben scheuete, denen er nicht genügen zu können glaubte; eine desto größere Freude gewährte es ihm daher, wie er am Schlusse desselben die Ueberzeugung gewann, daß er es zur Zufriedenheit Aller geführt habe.

Eine gleich angenehme Rückerinnerung hinterließ auch die im Herbste des J. 1833 mit seiner Familie gemachte Rheinreise. Die Art und Weise, wie er sich über dieselbe gegen seinen Schwager, den Herrn Pastor Caspari in Zschortau, ausgesprochen, läßt deutlich genug den Eindruck gewahr werden, den dieselbe auf ihn gemacht hat.

„Meine Rheinreise, schrieb er diesem drei Wochen nach seiner Zurückkunft, begann am 7. September. Unsere Tochter

Sophie nahmen wir natürlich mit, da sie bereits in einem Alter steht, wo sie von einer solchen Reise schon vielen Genuß und Nutzen haben könnte und auch wirklich gehabt hat. — Der Himmel ergoß sich in vollen Regenströmen an dem Morgen unserer Abreise; aber schon gegen Abend wurde es besser, und wir haben dann auf unserer ganzen vierwöchentlichen Reise selten einen eigentlichen Regentag gehabt. Es gab wohl öfters etwas düstere und rauhe Tage, auch Nebelmorgen; aber zwischendurch doch auch äußerst schöne Tage, und wir mußten es mit besonderer Dankbarkeit erkennen, daß wir gerade in den reizendsten Gegenden, in welche uns unser Weg führte, auch das schönste Wetter hatten. Zunächst gingen wir über Weimar, Gotha, Eisenach, Fulda u. s. w. nach Frankfurt a. M. — Diese höchst interessante Stadt fesselte uns ein paar Tage durch ihre mannichfaltigen Kunstschätze und merkwürdigen Gebäude, zumal da wir gerade zur Messe kamen, die so frequent war, daß wir kaum ein Unterkommen finden konnten. Wir gingen dann nach Mainz, wo wir zum erstenmal den herrlichen Rhein erblickten, und an den höchst anmuthigen Gegenden unser Auge weideten, so wie an den höchst merkwürdigen römischen Alterthümern, die dort gesammelt sind; und begannen nun die Wasserreise auf dem Rhein. Diese war nun vorzüglich entzückend; und wir hatten auch das Vergnügen, sie in einer noch größeren Gesellschaft mit einigen Jenaischen und Weimarischen Bekannten machen zu können, mit denen wir in Bingen zusammentrafen. Wir gingen anfangs auf dem Dampfschiffe; dann aber, um durch langsameres Fahren und öfteres Aussteigen die herrlichen Rheingegenden mit größerer Muße genießen und die wichtigsten alten Ritterburgen der dortigen Umgebung besteigen zu können, auf einem eigends gemietheten Nachen von Mainz über Bingen nach Coblenz, Andernach, Bonn und Cöln."

„Diese Tagen waren herrlich schön, von dem freundlich-

sten Sonnenschein begünstigt; der majestätische Rhein, gegen den freilich unsere Saale verschwindet, steht uns noch immer lebhaft vor Augen. Die Rückreise von Cöln nach Mainz, wo das Wetter weniger günstig war, machten wir dann auch schneller, ganz auf dem Dampfschiffe. In Mainz nahmen wir dann wieder Wagen und Pferde, und gingen über Darmstadt an der unvergleichlich fruchtbaren, reizenden Bergstraße hin nach Heidelberg."

„Wir hatten zwar bisher schon viel Herrliches gesehen, namentlich die höchst elegante, zum Theil prachtvolle Stadt Darmstadt, und die wunderschönen Plätze am Rhein. Aber wir fühlten uns doch wieder auf eine eigenthümliche Weise erhoben und entzückt, da das schöne Heidelberg am Neckar mit seinen hohen Gebirgen, die von unten bis oben die herrlichste südliche Vegetation zeigen, und mit seiner romantischen Schloßruine vor uns lag. Hier verweilten wir einen Tag, besahen uns die Umgegend (auch Mannheim und Schwetzingen) und genossen wieder die herrlichste Witterung. Der dortige Aufenthalt war mir um so interessanter, als ich vor einer langen Reihe von Jahren sehr nahe daran war, ganz nach Heidelberg zu ziehen. Ich lernte dort die interessanten Männer Paulus, Daub, Abegg, Umbreit kennen, die mich sehr freundlich aufnahmen. (In Bonn hatte ich nur zwei Theologen zu Hause getroffen, die übrigen waren verreiset.) Auch der Geheimerath Zachariä war sehr erfreut, mich nach langer Zeit wieder zu sehen, und erkundigte sich sehr angelegentlich nach Deinem Befinden, war auch so gefällig, uns auf der interessanten Heidelberger Bibliothek und in den sehr eleganten Universitätsgebäuden herumzuführen. Die Frequenz der Universität hat aber sehr verloren, und am meisten studieren dort Theologen."

„Von Heidelberg gingen wir dann auf einer sehr anmuthigen Straße über Würzburg, nach Nürnberg und Erlan-

gen. Beide Städte interessirten mich wieder ganz vorzüglich. Nürnberg durch seine zahlreichen, architecktonischen Merkwürdigkeiten, reiche Sammlungen, herrliche Kirchen, die auch Sonntags gedrängt voll seyn sollen, so wie überhaupt unter Nürnbergs Einwohnern ein sehr biederer, frommer Sinn noch weit herrschender ist, als in vielen andern Städten; und Erlangen gefiel mir, obgleich die Gegend den früher gesehenen nicht gleich kömmt, doch als eine sehr freundliche Stadt und durch den freundlichen Sinn ihrer Bewohner. Ich lernte dort auch mehrere Professoren kennen."

„Von Erlangen giengen wir dann auf geradem Wege über Bamberg, Coburg (wo ich mich einen Tag aufhielt) und Saalfeld nach Jena zurück. Am 6. October kamen wir, Gottlob! recht glücklich und sehr gestärkt an Geist und Körper in der Heimath an und fanden unsere Kinder gesund und munter wieder."

Allerdings war diese Reise auch mit zum Vergnügen unternommen worden; aber die Hauptveranlassung zu derselben hatte doch der Arzt gegeben, welcher sie ihm zur Stärkung und Befestigung seiner schwachen und wankenden Gesundheit, wofür schon Karlsbad einigemale, jedoch nicht mit dauerndem Erfolg, gebraucht worden war, empfohlen hatte. Und in der That hatte dieselbe auch für die nächste Zeit eine auffallend wohlthätige Wirkung. Schott fühlte sich so wohl, wie er sich seit Jahren nicht gefühlt hatte.

Aber dieses Wohlgefühl sollte nur für wenige Monate sein Antheil seyn: denn schon die ersten Wochen des nächstkommenden Jahres führten ihm sein altes Uebel, einen starkerschütternden und ermattenden Husten von Neuem herbei. Zwar stellte ihn die sorgfältige und geschickte Behandlung seines Arztes, des geh. Hofr. Starck, so weit wieder her, daß er sich des schönen Sommers erfreuen und den traubenreichen Herbst in seinem Weinberge in heiterer Stimmung mit seinen

Freunden und seiner Familie genießen konnte; aber mit dem Winter kamen auch seine Leiden wieder.

Indeß fand ihn doch der siebente December, den ihm seine Leipziger Freunde zu einem Festtage hatten bereiten wollen, rücksichtlich seiner Gesundheit in einem noch ganz leidlichen Zustande. Es war dies nämlich der Tag, an dem ihm vor 25 Jahren von der Leipziger Facultät die theologische Doctorwürde ertheilt worden war, und die dermaligen Mitglieder derselben hielten, in ihrer Freundschaft und Achtung gegen Schott, diesen Tag für wichtig genug, um ihm eine Art von Jubelfeier zu veranstalten. Als er am Morgen des siebenten Decembers in sein Studierzimmer eintrat, fand er folgendes, durch den Herrn Generalsup. D. Röhr in Weimar übermachtes Schreiben auf seinem Arbeitstische:

Viro Magnifico,
Summe Venerabili, Amplissimo, Doctissimo
Henrico Augusto Schott,
Theologo in Academia Jenensi Primario
S. P. D.
Ordo Theologorum Lipsiensium.

Salve, Vir Magnifice, fausto hoc et laetae recordationis plenissimo die. Est enim aliquid, per quinque lustra Doctoris Theolog. nomen non solum ferre, sed tueri, sed illustrare. Nam profecto, si recordamur, ab eo inde die, quo primum Doctor Theolog. salutatus es, quantum studii et quam utiliter collocaveris in omnibus fere literis theologicis excolendis, augendis, ornandis, quid Tibi sacrae scripturae interpretatio debeat, quid eloquentia sacra, cuius ipse exemplar es nobilissimum, quam circumspecte denique ea tempestate, quae contentionibus fervet imo superbit, caussae christianae patrocinatus fueris, non possumus non Tibi et his litteris ipsis impense gratulari. Nec quaeras, cur nos potissimum ex iis

omnibus, qui in hodiernae Tuae laetitiae societatem veniunt, scripto Te salutare voluerimus. Ordo enim Lipsiensium Theologorum in Te olim contulit hos honores, qui haud incertum Te magis ornarint, an a Te ornati sint. Et quamquam ii, qui tum ad supremam cathedram Te duxerint, fato functi occubuerunt omnes: tamen, cum Ordo Theolog. immortalis sit, illius laudis aliquantum nobis, qui nunc Lipsiensem hunc Ordinem constituimus, iure quodam vindicamus. Nec eam gloriam Tu nobis invidebis, et si vel maxime id a Te impetras, hoc certe nobis officium eripi non patiemur, ut pro Te Tuaque salute optima vota ad Deum ter optimum maximum nuncupemus eumque enixe precemur, velit Te amplius sustentare h. e. Academiae Jenensi et literis theologicis suum, quo gestiunt, decus conservare. Ita vale, Vir Magnifice, nobisque, quod facis, bene cupere perge.

D. Lipsiae d. VII. Decemb. a. MDCCCXXXIV.

D. Geo. Bened. Winer, Ord. h. t. Decan.
D. Julius Fridericus Winzer.
D. Christianus Fridericus Illgen.
D. Christianus Gottl. Leber. Grossmann.
D. Johannes David Goldhorn.
D. August Ludov. Gottlob Krehl.

Dieses Schreiben, begleitet von einem Briefe seines vieljährigen treuen und theuren Freundes, des Hrn. D. Goldhorn [26]), machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und als auch seine jetzigen Collegen ihm ihre Theilnahme an dieses Tages Feier bezeigten, ergriff ihn eine freudige Wehmuth so tief und gewaltig, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und er die Worte des Danks nur gebrochen hervorbringen konnte.

Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß sich in die beiden letzten Lebensjahre unsers Schott so Manches gleichsam zusammendrängte, was ihm zur besondern Freude gereichte und zur kräftigen Erhebung diente, in dem ihn bisweilen schmerzlich und

niederschlagend ergreifenden Gefühl des Dahinschwindens seiner Lebenskraft. Es war, als ob die gütige Vorsehung ihm noch von allen Seiten her wollte erkennen lassen, welch ein achtungswerthes Leben er geführt, und welche Liebe er sich verdient habe, aber auch genieße.

So erfreute es ihn ganz außerordentlich, ja es schmeichelte ihm fast, wenn man anders dieses Wort von einem so anspruchslosen und bescheidenen Manne, wie er war, brauchen darf — daß ihm der Hr. Generalsuperindentent D. Röhr zu Weimar die zweite Auflage seiner Grund- und Glaubenssätze der evangelischen Kirche auf eine so ehrenvolle Weise zugeeignet hatte [27]). Was vielleicht in ähnlichen Fällen nie von ihm geschehen war, geschah mit dieser Zueignung; er fing unangeregt von außen und von selbst davon zu reden an.

Eine große Freude machte es ihm auch, als die Predigten von F. W. Fäsi, Diak. an der St. Peterskirche in Zürich, einige Wochen später mit ihrer Zuschrift ihm in die Hände kamen. Es mußte ihn ja wohl ungemein erheben und ihm einen heitern, wohlthuenden Blick über die zurückgelegte Strecke seines Lebens gewähren, wenn ihm dieser würdige Mann vor den Augen der Welt erklärte, „daß es seinem Herzen Bedürfniß sei, ihm im Angesicht aller, welche sein Buch einiger Aufmerksamkeit würdigen würden, warmen Dank zu sagen für die vielen Belehrungen und Stärkungen, welche seine vortrefflichen Schriften seit einer Reihe von Jahren ihm, dem zwar persönlich unbekannten, aber durch die Ergebnisse seiner Forschungen im seltenen Grade angesprochenen Verehrer, gewährt hätten.“ Es mußte ihm, dem redlich strebenden, frommen Manne, im Innersten seiner Seele wohlthun, wenn ihn ein gleichgestimmter und wie er, eifriger Prediger des Evangeliums mit dem Wunsche begrüßte: „Möchten doch alle, welche in dieser hochwichtigen Zeit am Baue des göttlichen Reichs mitzuarbeiten berufen sind, mit Ihrem frommen Ernste auch Ihre christliche Milde, mit

Ihrem feurigen Eifer auch Ihre erleuchtete Duldsamkeit und jenes ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, welches so treffend den Geist Ihres Strebens bezeichnet, verbinden! Möchte der Zeitpunkt nahe seyn, wo man, einverstanden über die große Hauptsache des christlichen Glaubens und Lebens, nicht mehr um Worte streitet; wo nicht länger Verkündiger der Botschaft des Friedens, anstatt mit vereinigten Kräften den Geist eines ungläubigen Weltsinnes, diesen gemeinschaftlichen Feind aller für das Heilige begeisterten Christusverehrer, zu bekämpfen, durch unverständiges Hadern und Verdächtigen einander nur hemmen und einer unheiligen Spottlust vollkommenen Stoff darbieten."

Eben so hatte es ihn mit der dankbarsten Rührung ergriffen, als ihm bei seinem vierwöchentlichen Aufenthalte im Bade zu Ems im Sommer des Jahres 1835, die unzweideutigsten Beweise der Liebe und Theilnahme an seiner Gesundheit und an seinem Leben, die zärtlichste Sorge für ihn und um ihn bei so Vielen offenbar wurden. Er konnte es nicht genug rühmen, was der Hr. Buchhändler Bornträger aus Königsberg, der Hr. Pred. Richter aus Bremen und mehrere Andere für seine Bequemlichkeit, für seine Zufriedenheit, für seine Gesundheit gethan hätten.

Und als er nun im Gefühl eines neugeschenkten, mit neuer Gesundheit und Kraft ausgerüsteten Lebens wieder in sein Haus zurück kam, und er Alle, die ihm lieb waren, bereit fand, ihn mit Kränzen und Blumengewinden, mit frommen Wünschen und Thränen der Freude willkommen zu heißen; wie es ihm lebendig und klar wurde, mit welcher Innigkeit Alle, die ihm nur einigermaßen nahe standen, an ihm hingen, und wie auch seinen Collegen es Herzensangelegenheit geworden war, ihm ihre Freude über sein Wiedereintreten in ihre Mitte und ihre Hoffnungen und Wünsche an den Tag zu legen [28]) — da strömten Mund und Herz in den innigsten und wärmsten Dank

über gegen den, der ihn bis hierher geführt und ihm so manche Freude geschenkt und auch diesen Tag hatte erleben lassen.

So wohl aussehend und dem äußeren Anschein nach gesund er aus dem Bade zurückgekommen war; so war doch der Widersacher seiner Gesundheit und seines Lebens nur ein wenig zurückgedrängt, aber keineswegs besiegt worden. Schon im October fing der ängstigende und krafterschöpfende Husten wieder an, sich mit seiner verderblichen Macht zu zeigen. Die Hilfe seines treuen Freundes und Arztes konnte ihm nur das Uebel lindern, aber nicht heben.

Abwechselnd sich mehr oder weniger unwohl fühlend, doch nie so krank, daß er seine gewohnten Geschäfte hätte unterbrechen müssen — er predigte selbst noch am zweiten Weihnachtstage — verlebte er die späte Herbstzeit des Jahres 1835. Da kam der 29ste December und mit ihm der Bescheid von dem Herrn und Gebieter seines Lebens: Bis hieher und nicht weiter! Zugleich hatte er aber auch dem Engel des Todes befohlen, ihm die Bande des Lebens auf die freundlichste, sanfteste, unmerklichste Weise zu lösen. [29]) Abends gegen sieben Uhr nahete sich denn dieser, und führte ihn, den frommen und getreuen Knecht, ihm allen Schmerz des Abschieds und der Trennung und allen Kampf ersparend, ein zu seines Herrn Freude. Ein Nervenschlag war es, der dem still und ruhig geführten Leben ein stilles und ruhiges Ende machte.

Nach diesem kurzen Abriß der äußern Lebensveränderungen unsres Schott versuchen wir es nun, ein Bild seiner Thätigkeit zu entwerfen, durch die er sich in verschiedenen Richtungen, als Redner überhaupt und als geistlicher Redner insbesondere, als Lehrer derselben und als Bildner zu demselben, als Gelehrter und Schriftsteller, als akademischer Docent und Mitglied des akademischen Senats, als Exeget und Dogmatiker, als Mensch und Christ ausgezeichnet hat.

Schon in den frühsten Jahren von Schott's Leben offenbarte sich, wie wir oben gesehen haben, eine besondere Neigung zum Rednerberufe und es ist dieselbe durch den ganzen Lauf seines Lebens die vorherrschende geblieben. Bei allen Stellen, die ihm zu übernehmen angetragen wurden, war es immer die erste und am meisten hervorgehobene Bedingung, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, als geistlicher Redner aufzutreten und für Beförderung der Bildung zur geistlichen Beredtsamkeit wirksam seyn zu können.

Auf eine glückliche Erfüllung dieses Berufs richtete er seine akademischen und Privat-Studien hauptsächlich mit ein. Er beschäftigte sich daher angelegentlich nicht nur mit der Lectüre und dem Studium, unter den griechischen und lateinischen Rednern vorzugsweise mit dem Studium des Demosthenes, Isokrates und Cicero, sondern auch den Lehren der Beredtsamkeit, vor Allem des Cicero, des Aristoteles und des Dionysius von Halikarnassus [30]), und ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorbei, wo er als Redner auftreten und sich üben konnte. So finden sich in seinem Nachlaß aus seinen Studentenjahren neun völlig ausgearbeitete und gehaltene, zum Theil recht lange lateinische Reden, und eine Menge längere und kürzere Entwürfe zu solchen, die nicht zur Ausführung gekommen zu seyn scheinen.

Als Probe seiner früheren Leistungen als Redner, und zwar in lateinischer Sprache, möge hier eine Art von Harangue Platz finden, die er in dem unter seiner Leitung stehenden Philologicum gehalten: sie ist auch in anderer Hinsicht charakteristisch.

Nolite mirari, ornatissimi Commilitones, quid sit, quod quo munere ante me multi summa animi hilaritate functi sunt, eo mihi hodie non eodem mentis animique conditione liceat perfungi. Nolite, inquam, mirari, quid tandem sit, quod prohibeat, quo minus Societas nostra mihi eandem hodie laetitiae causam materiamque praebeat, quam semper mihi prae-

buisse grata mente profiteor. Nolite diu dubii sollicitique causas huius subitae mutationis pervestigare, aut in iis quaerere, unde minime omnium eadem est profecta.

Neque enim fatum aliquod triste vel acerbum, quod ad me mearumque rerum statum attineat, est, quod me hodie tristiorem atque sollicitum reddat, neque meae, quam et erga omnem nostram societatem et erga unumquemque Vestrûm semper animo fovi tenuique amicitiae fervor enecatus, sed quae hucusque gaudio mihi fuerunt, eadem nunc curam pectori iniiciunt atque sollicitudinem. Huius ipsius mihi dilectae atque carissimae Societatis conditio huc! quantopere mutata est, quamque brevi tempore laeta tristibus, bona peioribus, felicia, prospera et facilia asperis et difficilioribus atque turbato rerum statu mutata!

Etenim, ut ab initio ordiar calamitatem, quum et caetera Instituta huius Societatis et Collegium philologicum atque disputatorium praeterlapso semestri aestivo floruerint felicique gavisa fuerint progressu, (ad quam quidem rem doctorum omnibusque virtutibus instructorum Sociorum accessus haud parum conferebat) sperabamus fore, ut eadem felicitas etiam per hoc praeterlapsum hibernum semestre Societati nostrae contingat, eandemque placido lumine adspiciat Fortuna. Sed fefellit nos omnes spes illa laetissima ac jucundissima. Quod enim hucusque malum Societati nostrae nondum evenerat, id plus vice, simplice brevis temporis spatio evênit. Beatus scilicet *Rühlius* noster, Vir tam animi integritate atque probitate quam doctrinae copiis nobis commendatus ac valde dilectus, id quod satis diu timuimus, acerba morte nobis ereptus est.

Eum mox, sorte quamquam laetiori tamen nobis omnibus injucunda, successit carissimus noster *Dobritschius*, cui Ordo noster originem felicemque progressum debet, qui ad altiorem dignitatis gradum elatus, huncce urbem, nostramque Societatem reliquit. Aliis, quorum nomina recensere longum foret,

socii docti atque dilecti muneribus atque negotiis coactis, ut partim Societatem plane relinquerent, partim nonnisi aliquo temporis intervallo interjecto nos revisuros esse promitterent, aut certis diebus Ordinem nostrum augerent, ne id quidam contigit nobis, ut multos novos socios Societati nostrae adscriberemus. Itaque, quamquam alia Collegia successu gaudebant, tamen exercitationes disputatoriae inde a Calendis Ianuarii non amplius institui potuerunt; cuius rei causam nostis potissimum in B — — illius, cui, ut ingenue et libere loquar, nunquam hujus Ordinis salus cordi erat curaeque, subito discessu positam esse.

Verum haud brevi post aliud fatum triste accedit, quo praecipue effectum est, ut philologicis quoque exercitationibus finis imponeretur. Carissimus enim *Müllerus* noster, bonae spei juvenis, morte tam acerba quam improvisa obiit; quumque eodem tempore amicissimus *Jahn* negotiis ita obruitur, ut philologici Collegii socio esse non amplius ei liceret, nonnisi examinatoriae atque catecheticae exercitationes successu gaudebant. Accedit, quod et alii Societatem reliquerunt, et carissimus *Besserus* corporis valetudine, proh dolor! plane diruta hac urbe excedere coactus est. Quae cum ita se habeant, cur Societas nostra aegritudine haud levi laboret, cur denique ego non laeto sed tristiori vultu ad Vos verba faciam, non, credo, amplius mirabimini.

Sed quid nos agere decet, humanissimi Viri? Num reipublicae nostrae statum labentem placido animo atque tranquillo adspicuimus? Num securi omnia magis magisque conturbari et confundi patiamur? Minime! Etenim ut et nautae, quando tanta ingruit tempestas, ut navis labi funditusque everti atque destrui videatur, omnia moliuntur, quibus ventique fluctuumque impetus repellere possint, ita nos quoque pristinam felicem reipublicae nostrae aut potius monarchiae conditionem restituendam curabimus, et turbata in ordinem redi-

gemus, eversa eregemus aspera plana, corupta et mala bona ac laudenda reddemus. Id ut Deus bene vertat est, quod ex animo opto rogoque. Valete!

Das Talent, was Schott für die Befriedigung seiner Neigung zum Rednerberufe hatte, war allerdings kein geringes. Wenn auch seine Phantasie nicht sehr lebhaft, die Gabe der Erfindung nicht eben sehr groß [31]), und überhaupt das poetische Talent ihm nicht in reichem Maaße zugetheilt war; so besaß er dagegen eine große Gewandheit des Geistes, im Besonderen das Allgemeine, im Einzelnen das Ganze, in der Erfahrung das Gesetz zu erkennen, die wahrgenommenen Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen, das allein Stehende unter sich in Verbindung zu bringen und eine Wahrheit aus der andern zu entwickeln: das logische Talent war überwiegend.

So wie sich aber dieses Talent hauptsächlich in demjenigen offenbarte, was in seinen Vorträgen zur allgemeinen rednerischen Form und Gestaltung gehört; so zeigt sich von der andern Seite seine Liebe zum Studium der Psychologie und Anthropologie, wofür ihn Carus begeistert hatte [32]), hauptsächlich in der Wahl der Materie und in der Art der Einleitung und Ausführung derselben. Mehr als der dritte Theil seiner in Leipzig und Wittenberg gehaltenen Predigten liefern dafür den Beweis. So sind z. B. Eingänge, wie folgende, wo nicht die gewöhnlichen, aber doch diejenigen, welche am öftersten wiederkehren: „Es gehört unter die gewöhnlichen, aber bekümmernden Erfahrungen des menschlichen Lebens;" — „Es ist in der wohlthätigen Einrichtung des menschlichen Gemüths gegründet;" — „Es ist ohnstreitig eine sehr bekannte Erfahrung, daß der Mensch, u. s. w.;" — Es ist eine auffallende und traurige Erscheinung, daß so viele große und edle Empfindungen und Gefühle u. s. w.; — Es liegt in den Anlagen unsers Geistes u. s. w. u. s. w. Und eben so Hauptsätze von der Art: „Auf welche Bedingungen kömmt es vor-

züglich an, wenn uns eine ernste und wirksame Prüfung des Inneren gelingen soll?" oder: „Eine wahre und innige Erhebung des Gemüths zu Gott ist ganz vorzüglich wirksam, um das ächte Gefühl unserer Menschenwürde zu befestigen und zu beleben;" oder; „Welchen Einfluß dürfen wir menschlichem Lobe auf unsere Thätigkeit fürs Gute gestatten?" u. a. m., deren Ausführung rein psychologisch gehalten ist. Wie Göthe von dem Dichter sagt, daß ihm die Kenntniß der Welt angeboren sey, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung bedürfe, so kann man auch vom Redner sagen.

In der Bildung der Hauptsätze, der Ableitung der Theile aus denselben, den Redewendungen zu ihrer Verbindung, der Art den Vortrag anzufangen und zu schließen, selbst im Bau der Perioden ist Reinhard's Einfluß, als Musterbildes, unverkennbar.

Bei seiner ihm zur Gewohnheit gewordenen Meditationsweise konnte ihm nur selten eine besonders lebhafte Aufregung des Gefühls kommen, obschon er für sich nichts weniger als starker Empfindungen und Gefühle unfähig, oder überhaupt schwer zu erregen war. Daher brachten denn auch seine Predigten nie eine rasch und stark ergreifende Wirkung, nie eine Erschütterung in den Gemüthern der Zuhörer hervor; aber für diejenigen, welchen eine ruhige Betrachtung zu ihrer Erbauung genügte, oder denen in der Erkenntniß der Wahrheit ein wirksames Mittel zur Lebensbesserung dargeboten wurde, waren seine Vorträge gewiß nicht ohne gesegnete Wirkungen. Und offenbar wirkten sie mehr, tiefer und wohlthätiger, als viele andere, die sich in leeren dialectischen Gedankenspielen gefallen, durch Neuheit der Gedanken und Ansichten überraschen, oder mit Phantasiegebilden die Zuhörer auf eine angemessene Weise unterhalten, welche zwar gern gehört werden, aber zur Erbauung wenig beitragen. Sein Publikum, obschon ein nicht

sehr großes, war ein frommes, da das größere Publikum Anderer oft nur ein neugieriges ist.

Wie er es mit allen seinen Arbeiten und Geschäften zu halten pflegte, so hielt er es auch mit dem Ausarbeiten und Memoriren seiner Predigten. So leicht ihm beides wurde, so versparte er es doch nie bis auf den letzten Augenblick. In der Regel war die Predigt acht Tage vorher, ehe sie gehalten werden sollte, fertig und das Memoriren zwei Tage vorher beendigt. Er memorirte aber ganz genau und wörtlich. Nur selten wurden früher von ihm gehaltene Predigten, und namentlich nur solche, die er in Wittenberg gehalten hatte, in Jena von ihm wieder auf die Kanzel gebracht, doch nie anders, als mit einer theilweisen Umarbeitung.

Mit dem Eintritte in sein funfzigstes Jahr fing sein Gedächtniß an, schwach und untreu zu werden, und das Memoriren, das ihm sonst so wenig Mühe gemacht hatte, wurde ihm beschwerlich. Da versuchte er sich denn im Extemporiren, und dieses gelang ihm auch in den meisten Fällen ganz vortrefflich, was bei einem Mann von seiner Bildung, seinen Kenntnissen, seiner Uebung, seiner Geschicklichkeit wohl nicht zu verwundern war. Weniger Kunstgenuß waren diese Vorträge allerdings, besonders diejenigen, für welche er sich nur wenig aufgezeichnet hatte; aber dafür oft lebendiger, das Gefühl ansprechender und ergreifender. Ein extemporirter Vortrag, mit dem er, besonders als Vorsteher eines homiletischen Seminars, unzufrieden zu seyn, Ursache zu haben glaubte, brachte ihn dahin, daß er sich wieder zum wirklichen Concipiren wandte, und sich das Memoriren durch theilweises Ablesen erleichterte [33]).

Der mündliche Vortrag war dem Charakter seiner Predigten angemessen, wenig declamatorisch, ruhig und auf das Festhalten der vorgetragenen Gedankenreihe berechnet. Ihm entsprechend war auch die Gesticulation.

Nahm unser Schott schon als Kanzelredner eine nicht

unbeachtete Stelle ein, so stand er doch als Lehrer der Beredtsamkeit auf einer noch viel höheren Stufe des Ansehens und der Achtung. In der That wird man auch gestehen müssen, daß sein Verdienst um die Theorie der Redekunst kein geringes und seine Wirksamkeit als Lehrer derselben und als Bildner zu derselben eine bedeutende gewesen sey[34]. Zwar hat man an dem von ihm angenommenen Princip derselben, vorzüglich in Beziehung auf die geistliche Beredtsamkeit, hie und da Manches auszustellen gefunden, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht; zwar tritt das von der Religion und von der Religiösität ausgehende Moment auf die rednerische Darstellung nicht überall in der gehörigen Stärke und mit dem rechten Nachdruck hervor; zwar ist eine gewisse vom Studium der alten classischen Redner zugegangene Befangenheit nicht zu verkennen: dagegen aber möchte nicht leicht ein Rhetoriker zu finden seyn, der, wie er, eine so umfassende Beziehung der Psychologie auf die Theorie der Redekunst versucht hätte; keiner, der wie er so vollständig und so genau gelehrt hätte, auf welche Weise und in welchen Grenzen die Rhetorik der Alten bei der Beredtsamkeit in Anwendung zu bringen sey; keiner, dem es, wie ihm, gelungen wäre, die Hinweisung des geistlichen Redners auf die classischen Redner des Alterthums praktisch und bildend zu machen; keiner, der, wie er, in der Wahl der zur Erläuterung und Begründung seiner Sätze angeführten Beispiele so reich, so mannichfaltig, so umsichtig und so glücklich gewesen wäre; keiner endlich, der überhaupt für die Fortbildung der Theorie der Beredtsamkeit so viel und so Bedeutendes gethan hätte, wie er[35].

Schott's Thätigkeit und Verdienste als Vorsteher und Director der von ihm gegründeten und eingerichteten homiletischen Bildungs-Anstalt zu schildern. — diesem Geschäft enthebt mich der Herr Professor und Superintendent D. Schwarz, führer sein treuer und von ihm sehr hoch geachteter Mitarbeiter,

jetzt sein würdiger Nachfolger an dieser Anstalt, welcher in der ersten von ihm herausgegebenen Denkschrift des homiletischen und katechetischen Seminars, Schott's Art und Weise in dieser Anstalt zu seyn, zu leben und zu wirken dargestellt hat [36]).

Der Ruf eines akademischen Lehrers war ihm, nachdem er mit Carus in nähere Bekanntschaft und Verbindung gekommen, als ein sehr erhabener, aber auch in seinen ihm obliegenden Pflichten als ein sehr schwer zu erfüllender erschienen. In seiner Denkschrift auf Carus hat er sich über das akademische Lehrgeschäft, dessen hohe Bedeutung anerkennend, sehr würdig, schön und ausführlich erklärt.

Magnum suscipiunt arduumque opus, heißt es hier, qui doctoris Academiae provinciam ea ratione, quae justis hominum votis atque exspectationibus respondeat, administrandam subeunt. Neque enim sola vel hujus, vel illius, quam quis docendo commendaturus et expositurus est, disciplinae cognitio sufficit, ut officiis tali provinciae junctis omni ex parte satisfaciat; neque omnino eruditione multiplici atque profunda tota continetur boni Academiae doctoris virtus atque praestantia. Magnis quippe erroribus eos video deceptos, qui juvenes litterarum studiis vacantes primarium, quo Academiam adierint, finem egregie consequutos, et summa quaeque adeptos putent, si modo lectiones publicas et privatas diligenter adeundo, chartae mandando, domi repetendo eo pervenerint, ut quaestionibus respondere valeant in examine publico proponendis. Quasi ejusmodi litterarum cognitio, quae juveni Academiae curriculum breve emenso contigerit, ad omnem hominis vitam futuram abunde sufficiat, neque altior appareat atque sanctior litterarum studii finis, qui non modo juvenilem aetatem ab initio inde curriculi Academiae usque ad muneris publici aditum elabentem, sed etiam totius vitae humanae limites angustos et caducos transgrediatur!

Nolo haec iis persuadere (neque omnino ad tales verba facio) qui litterarum, vel sanctissimarum, studia externis commodis, vitaeque splendori et jucunditati inservire existimant, ac temerarium putant, majorem assiduitatem operamque iis impendere, quam vel examinis timor extorserit, vel officii praescripti necessitas postulaverit. Ad sensus provoco internos, ad vota pia et desideria sancta omnium, qui in his, quae terrena sunt atque externa, tam parum acquiescunt, tamque nobilem sentiunt summae mentis animique perfectionis amorem, ut nunquam sibi satisfaciant, sed, quo amplius, quo audacius litterarum artiumque fines promoverint, eo uberiores fertilioresque deprehendant agros cultu dignissimos. Tales quippe verae eruditionis et sapientiae amici atque fautores sponte intelligent, quo iure eos vanitatis (nescio num deridendae potius an deplorandae) incusem, qui Academiae doctorem muneris gravissimi officiis egregie satisfacere dictitent, si modo juvenibus, ipsius scholas adeuntibus, quam brevissimo temporis spatio tantum doctrinae instillare noverit, quantam omnis vitae futurae ratio postulet, ita ut, triennio peracto, sensu maxime proprio dici possint, omnem studiorum cursum feliciter absolvisse! Etenim, quo tandem alio spectat ejusmodi perversa de Academicae institutionis natura atque fine opinio, nisi, ut illae, quae propter nobilem, quam nutriant, animi mentisque humanae libertatem recte solent liberiores appellari, artes atque litterae, nihil amplius a servili opera differant, ipsaeque Academiae, quovis tempore inter peritos rerum iudices verae libertatis sedes atque domicilia existimari solitae, in quasdam veluti fabrorum officinas abeant, assiduo opere juvenilem animum ipsis traditum tanquam incudem dies noctesque tundentium? Altior est finis et longe nobilior cujusvis disciplinae ingenuae indoles, quam quae certum ponat orbem atque terminum, quem si attigerit juvenis, non habeat, quod medi-

tando et cognoscendo ulterius progrediatur! Quid, quod ipsa muneris publici administratio palam ostendere solet, quam parum sibi consulant, qui, sive miserrimo tarditatis atque pigritiae somno sepulti, sive fastu inflati et arrogantia vana, ubi brevem disciplinae juvenilis viam confecerint, abunde sibi satisfaciant, quantumque ab aliis distent nobiliorem animum spirantibus, et, quo plura meditando intellexerint, legendo cognoverint, agendo praestiterint, eo maiorem mentis ingeniique cultum desiderantibus? Illi enim, neque externa quadam necessitate ipsos impellente, ut, explorationis publicae scopulis feliciter evitatis, et provincia publica impetrata, in amplificanda et emendanda, qua juvenes imbuti fuerant, litterarum artiumque cognitione strenue elaborent, neque divino quodam sapientiae verae desiderio ad altiora ipsos ferente, de augendis animi ingeniique thesauris nihil cogitantes, facile vel illius, qua olim juvenes de semet ipsis spem excitaverant laetam, eruditionis tristem faciunt jacturam, et, quem sistunt, gradum serius ocyusve referunt. Ita fit, ut sensim paullatimque veluti in soporem delabantur altissimum, et, quum olim provinciae ipsis demandatae partes haud inepte egissent, jam ne iis quidem, quae summa exigat muneris necessitas, apti appareant atque idonei. Quodsi vel muneris officiis semel praescriptis nunquam se deesse patiantur, plerumque tamen, quo lubentius in pristino disciplinae scholasticae et Academicae ambitu acquiescunt, eo magis animum avertunt ab omni rerum ipsis gerendarum emendatione, quae, uti ingenio ac desideriis cultioris saeculi respondet, ita nemini potest, nisi iis placere, qui ad summam animi perfectionem ipsi fortiter tendunt. Contra, qui et scholae cancellos et ampliora Academiae spatia hac mente relinquunt, ut sibi jam prima tantum jecisse videantur fundamenta aedificii, in quo exstruendo tota consumatur vita terrestris, neque sibi prius aliquid putent atque antiquius eo

litterarum studio, quod omnes mentis et ingenii vires ad altiora excitet, hominemque hujus vitae terminis circumscriptum liberiori et perfectiori, olim exspectandae, reddat idoneum; non modo illaesos servant atque incolumes, quos juvenili disciplinae debent, sapientiae thesauros, sed etiam novis augent et praestantioribus divitiis, nullam experturis temporum injuriam; iidemque, quo acrius sentiunt litterarum, quibus totam vitam consecrare placuit, praestantiam, eo majori diligentia provinciam curant ipsis demandatam, quum probe teneant, quam fertilem et copiosam meditandi, discendi, atque doctrinam hucusque comparatam usu et experientia subigendi materiem fida et strenua contineat muneris publici administratio. Neque ei, quam semel inire placuit, viae tanta inhaerent pertinacia, quasi antiqua omnia sola vetustate sacrosancta reddantur et inviolabilia; immo, si quae vel abrogari vel emendari jusserit perfectior saeculi cultus, laetissimam de civibus, de patria, de genere humano bene merendi opportunitatem sibi oblatam existimant; eamque ita arripiunt, ut, quae ipsi antiquis utiliora, veraque humanitate digniora intellexerint, eorumdem utilitatem, atque dignitatem, quantum fieri possit, aliis omnibus persuadeant.

De talibus litterarum cultoribus, vere humanis, indefessis, nobilem mentis libertatem spirantibus Academica institutione excitandis formandisque cogitat, qui ad perfectam tendit Academiae doctoris imaginem ipsius studiis laboribusque exprimendam. Non publicae tantum explorationi feliciter superandae munerisve negotiis eo modo administrandis, qui legibus publicis conveniat, sed toti vitae in strenuo sapientiae verae honestatisque studio collocandae juvenes ipsum adeuntes suis scholis praeparat; neque litterarum tantum et artium civitati ejusmodi civibus, qui eruditionis ubertate, varietate, subtilitate splendeant, locupletandae egregie consulit, sed generi humano tales reddit suae disciplinae alumnos, qui vera

humanitate ad bona quaevis et honesta sese excitatos sentiant. Quapropter docendo, monendo, corrigendo operam omnem eo putat conferendam, ut animis juvenum partim laetam pariter ac modestam virium, quibus polleant, conscientiam, atque saluberrimae litterarum tractandarum methodi cognitionem ad studia incoepta per totam vitam strenue continuanda, omnesque mentis vires diligentia indefessa perficiendas idoneam conciliet, partim nobilem instillet litterarum, quibus singuli suam operam addixerint, amorem, altissimumque perfectioris animi cultus desiderium, quod viribus excitatis et confirmatis parem teneat cursum.

His de primario Academicae institutionis fine atque consilio praemittendis ad officia ejus, quem perfectum dicam Academiae doctorem, praecipua, et, quae tali provinciae recte administrandae sufficiant, ejusmodi doctoris virtutes paucis delineandas viam mihi aditumque muniisse videor. Sunt autem duo potissimum officiorum genera, quae in perfecto Academiae doctore desiderari nequeant; alterum, quod delectum spectet rerum juvenibus tradendarum, ambitum, omnemque adornationem, alterum, quod ad formam s. methodum docendi pertineat.

Quamquam magna apparet rerum, quae Academicis scholis tractentur, et copia et diversitas, in eo tamen omnes conveniunt, quod ejusmodi doctore indigeant, qui vanas errorum et opinionum praeconceptarum tenebras ab alma veritatis luce itemque probabilia a certis et indubitatis acute distinguat; qui neque negligat et omittat, quae ad ipsam disciplinae artisve tractandae naturam ita pertineant, ut, his omissis, nulla omnino clara et certa locum habeat persuasio, neque ejusmodi indulgeat copiae, quae desideriis juvenum in Academiis versantium, atque primario totius institutionis Academicae fini parum sit accommodata; qui probe ostendat, qua serie rerumque conjunctione mutua notiones illae atque

placita cohaereant, quibus integer disciplinae cujusdam artisue juvenibus tradendae ambitus et orbis contineatur, itemque, quae vincula alias litterarum partes aliis nectant, quam lucem, quae alimenta, quantum roboris atque praesidii aliae aliis contingere jubeant; qui denique viam monstret tutissimam omnibus ineundam, qui studia in Academiis tractata per omnem vitam strenue persequi, et, quantum animi dotes temporumque rationes permittant, ad dilatandos litterarum campos omnemque reipublicae litterariae salutem promovendam suas symbolas conferre gestiant. Neque vero totum Academiae doctoris officium in eo versari existimabimus, quod animum servet ab erroribus vanis alienum, uberrimam colligat doctrinae subtilis ac profundae supellectilem, ipsiusque studia ita regat ac moderetur, ut pariter mutuam rerum seriem probe intelligat, atque eam sequatur methodum, unde vera ac solida eruditio summa capiat incrementa. Quanquam enim vel sola ejusmodi Virorum praesentia, quos Musae placido lumine adspiciunt, Academiam ornat et condecorat; ipsam tamen doctoris Academiae notionem veram atque integram ita videmus comparatam, ut ad eos tantum summo jure possit transferri, qui mentis ingeniique thesauros studiose collectos et bene constructos veluti ex abdito animi promtuario in lucem proferre soleant, atque in usum convertere et facultati et desideriis juvenum in Academia versantium gravissimis bene accommodatum. Sibi potius consulit doctor ejusmodi provincia ornatus, quam communi Academiae saluti, nisi doctrinae copiis collectis eam jungat animos juveniles instituendi artem atque methodum, quae partim notiones rerum excitet claras atque perspicuas, partim juvenes discendi cupidos propriis doceat viribus uti, ac sedulo caveat, ne quis in verba magistri temere jurandum existimet, partim nobilem sapientiae verae gignat amorem e firma atque intima de nexu, quo litterae omnes artesque suo nomine dignae primaria ge-

neris humani totiusque vitae fini cohaereant, persuasione oriundum.

Quo maior est officiorum gravitas, quibus fida continetur civiumque saluti bene consulens muneris cuiusdam publici administratio; eo altior nobis apparet earum ingenii animique virtutum imago, quae in hominibus tali provinciae praefectis desiderari nequeant. Quodsi quis omnem perfecti Academiae doctoris dignitatem atque praestantiam e primario Academiarum fine, qualem supra descripsimus, recte aestumaverit, facili, opinor, negotio nobis adsentietur, neque ingenii dotes limitibus angustis circumscriptas parumque cultas, neque doctrinam mediocrem, mancam, incompositam, neque omnino vulgarem illam cogitandi ac sentiendi rationem, quae humi repere malit, quam altius attolli, ad id, quod volumus, perficiendum sufficere existimantibus. Ac primum quidem, quae de officiis boni Academiae doctoris ad delectum rerum juvenibus tradendarum, earumque ambitum et omnem adornationem spectantibus supra paucis disputavimus, sponte ostendunt, quo iure gravissimis cum totius patriae tum Academiae votis et desideriis satisfieri posse negemus, nisi ante omnia ipsa eorum eruditio, qui talem provinciam administrandam susceperint, ita sit comparata, ut copia et ambitus rerum animi promtuario reconditarum perspicuitati cognitionis et subtilitati, itemque haud vulgari mentis acumini in dijudicandis et expendendis omnibus conspicuo parem teneat cursum. Quanquam enim (exceptis iis artibus atque negotiis, quae tota corporis virium usu et exercitatione quadam contineantur) nulla est provincia publica, quae benigno Musarum adiumento nonnisi aegerrime careat; omnis tamen Academicae institutionis ipsius consilio accommodatae natura atque indoles illud doctrinae verae et solidae praesidium tanta necessitate efflagitat, ut, quae in aliis multis, alia curantibus munera atque negotia, facile communi omnium consensu probabilis iudicetur et laude digna eruditio,

eadem in viris Academiae docendo profuturis vel omnino non sufficiat, vel laudem iis singularem conciliet nullam. Neque totius disciplinae, cui tradendae Academiae doctor suam addixit operam, universum orbem atque ambitum fidis depinget coloribus, nisi ipse singulas eius partes pari industria pervestigaverit, omnemque eius campum late patentem pedibus indefessis fuerit emensus; neque prudenter eliget, quae Academicis scholis conveniant (uberiorem et subtiliorem earundem litterarum notitiam propriis viribus colligendam praeparaturis), nisi litteras sibi demandatas diligenter retractando, qua dignitate et gravitate singulae partes a singulis differant, quo nexu civitati omnique vitae cohaereant, probe cognoverit; neque vel ab anili atque pertinaci omnia, quae antiquitas verissima iudicavit, solius antiquitatis nomine tuendi studio, vel ab inepta quaevis nostri saeculi placita, haud raro speciosa potius, quam firma, cupide sectandi temeritate, vel ab illa, quae notionibus sententiisque vagis, ambiguis, obscuris indulgeat, negligentia tristi atque socordia, vel a caeca, quae multos tenet iuvenes, diversissima litterarum artiumque studia absque consilio omni atque delectu paullulum delibandi libidine, ab aliis ad alia properante (quam Graeci recte πολυπραγμοσύνην appellarunt), incolumes praestabit discipulorum animos, nisi ipse mentem servaverit ab omni partium studio liberam, nisi propriis viribus singula explorare, obscura dilucidare, ambiguis limites certos ponere, et, quaecunque disciplinae, cui praecipuam navat operam, orbe et ambitu continentur, recte componere, et ad principium summum revocare didicerit; neque juvenibus vel ea parabit praesidia, quae ad sua studia bene moderanda atque alenda ex artibus litterisque cognatis petere debeant, vel viam muniet tutissimam, qua ad eruditionem perveniant solidam, humano generi beneficam et fructuosam, possintque et huius saeculi erroribus, sapientiae verae inimicis, fortiter occurrere, et desideriis praesentibus probe

consulere, nisi copiis doctrinae variis, memoriae traditis, ingenii aciem iungat, cum discrimina rerum, tum vincula mutua acute pervestigantem, et multum diuque meditando, observando, legendo, experiundo, quae litterarum impedimenta his potissimum temporibus diligentia strenua prudentiae iuncta superari oporteat, quae vota hominum doctorum ac desideria nostra aetate omnium sint gravissima, quibus denique praesidiis huius saeculi indoles litterarum studia adiuvet, probe intellexerit. Primario Academiae fini parum consulit eruditio, quae vel ad solam, quam ita vocant, theoriam omnia revocat eiusque usum, qui ad vitam pertinet humanam, omnino negligit, vel praxi tantum tribuit, ut iustam, et idoneam, quae non modo hominem vere doctum egregie ornet, sed etiam usum illum tutissimis praesidiis regat atque confirmet, subtilitatem, in ipsis litterarum principiis explicandis conspicuam, patiatur desiderari. Eiusmodi Viros Academia exigit, qui probe sentiant, quid quantumque sit, et recte ac subtiliter cogitare, et, quae cogitando, legendoque cognoveris, in usum vitae prudenter ac honeste instituendae convertere. Eiusmodi doctoribus indiget, quorum animus neque tam angustis circumscribitur limitibus, ut in tractanda ea, quam elegerint, litterarum parte, ceterarum adiumenta benefica vel spernant vel omnino negligant, neque in eo sibi placet, quod diversissimos ac remotissimos, qui litterarum campo contineantur, agros per transennam lustraverit, sed quaevis studia, quosvis labores ad unum veluti centrum flectit atque dirigit. Accedat tamen necesse est, et clara atque certa notio primarii, quo Academicae scholae aperiri soleant, consilii, et vera usuque comprobata juvenum, quales nostris potissimum temporibus in Academiis versantur, indolis, ingenii, omnisque conditionis notitia. Eruditionis quippe solidae ac bene compositae, cuius thesauros Academiae doctor animo tenet reconditos, eo facilius usum faciet discipulis salutarem, in de-

lectu rerum tradendarum omnique adornatione conspicuum, quo accuratius intelligit, quibusnam rationibus atque principiis scholastica institutio ab Academica differat, quousque Academiae doctori progredi liceat litteras artesque eiusmodi scholarum fini et naturae accommodate tractaturo, quae propriis juvenum studiis commode relinquantur, quibusnam notionibus et principiis imbuti, quo mentis atque ingenii cultu plerique huius seculi juvenes, relictis scholarum cancellis, ampliora Academiae spatia ingredi soleant, quae opiniones in animos plerorumque Academiae civium nostris temporibus facillime se insinuent, quae discendi agendique principia eos regant ac moderentur, quae denique vel primae educationis atque scholasticae institutionis vitia, vel temporum iniuriae multorum studia impediant atque retardent. Neque facilius perfecti Academiae doctoris imagini eas patiemur virtutes deesse, unde, velut ex agro bene culto, efflorescentem videmus rationem ac methodum docendi, juvenumque animos cum eruditione solida, tum ingenuo doctrinae omnisque verae sapientiae amore, nunquam cessaturo, imbuendi, quae primario huius scholarum generis consilio optime respondeat. Eloquentiam dico argumenti, quod suis tractat scholis, indoli et naturae accommodatam, illamque omnium amore ac studiis dignissimam humanitatem, gravitati iunctam virili, quae discendi cupidos facile admittat, tardos excitet, errandes atque labentes erroris sui reddat conscios, benevole emendet, summoque impleat veritatis cognoscendae, animique perficiendi desiderio. Aliud est, scribendo suas conferre symbolas ad homines edocendos et proferendos litterarum fines; aliud, viva voce doctrinae copias proponere. Utraque docendi ratio, uti suis gaudet praerogativis, ita suis premitur incommodis. Quis enim est, qui neget, vocem vivam, omnemque externam (s. corporis) eloquentiam, si quis usum illius fecerit, qui fieri debeat, hoc adferre commodum

haud contemnendum, ut eorum, quae loquens animo senserit, et cogitaverit, imaginem admodum claram exhibeat, atque, dum singulis dictis et effatis veluti vitam ac motum conciliet, discentis animum celerius occupet, omnesque mentis vires acrius intendat, totumque hominem facilius attrahat, quam illi, qui litteris scriptis contineantur, animi interpretes, vita motuque destituti? Eadem tamen vix audita atque cognita, uti sensus, ita animum audientis, facile praetervolat; soletque (nisi magna docentis dexteritas, quo minus ita fiat, probe caverit), multarum rerum sermonibus explicitarum notiones vel omnino nullas, vel parum certas, claras, atque perfectas in animis audientium relinquere; littera scripta manet, neque oculos fugit ipsam repetituros iterumque lustraturos. Est igitur doctoris, viva voce juveniles animos litterarum artiumque studiis initiaturi, non tantum usum facere commodorum, quae hanc docendi methodum commendent, quam diligentissimum, sed etiam incommodis ejusdem, quantum fieri possit, removendis atque tollendis sedulo prospicere. Quod non ita disputamus, quasi sermonem eum, qui in scholis adhibeatur Academicis, omnibus oratoriae artis ornamentis instructum ornatumque splendere oporteat. Neque enim ejusmodi forma, quam dicimus, aesthetica primario lectionum Academicarum fini tum firmis cohaeret vinculis, ut huic nequeat sine illa satisfieri; neque vel cujusvis argumenti illic tractandi ratio, vel cujusque doctoris indoles eam admittit. Sufficiat, eam sibi comparasse loquendi ac disserandi facultatem, quae voces eligere sciat notionibus exprimendis quam accommodatissimas et maxime proprias, neque sibi placeat vel in formulis, quae eo nomine compellari soleant, technicis absque causa idonea fingendo augendis, vel in obscuro, quod novitatis speciem captet, neque sententiis vim conciliet aut gravitatem, imaginum involucro; quae neque tempus perdat inutili verborum copia, qua tristis re-

rum et sententiarum inopia, alio modo consulere sibi nescia, callide obtegatur, neque brevitati studeat tironibus obscurae; quae argumento sermone tractando tantam conciliet suavitatem, e varietate dicendi et ornatu quodam oriundam, quantam indoles ejus omnisque natura permiserit; quae denique his omnibus jungat corporis eloquentiam, cum gravitate virili, qualis deceat litterarum cultores atque magistros, tum comitate, quae juveniles animos attrahat, conspicuam. Docuit autem, perpetuoque docebit omnium temporum experientia, solis lectionibus, quae ita vocentur, continuis (etsi egregie accommodatae fuerint desideriis juvenum in Academiis versantium) non omnia perfici, quae totius institutionis Academicae finis atque consilium efflagitet, nisi juvenibus occasio contigerit frequens atque idonea, partim doctores, quorum scholis interesse solent, privatim adeundi, quae ipsis (pro diversa singulorum indole animique cultu admodum vario) obscura, dubia, ambigua apparuerint, ingenue proferendi, consilia audiendi atque monita de vera litterarum tractandarum methodo optimisque studiorum praesidiis, quae singulorum animi viribus perficiendis ac desideriis explendis optime consulant, ipsaque sermonum doctorum vicissitudine nova capiendi sapientiae verae incrementa, partim exercitationibus, quas dicunt, practicis (quae in variis versantur scribendi, disputandi, docendi tentaminibus, solvendisque propositis quaestionibus), omnem rerum memoriae traditarum copiam velut subigendi, et, quomodo in usum debeat converti, ac veritati vitae accommodari, propriis studiis cognoscendi. Utrumque ponit ejusmodi doctores, qui nulla vel austeritate difficili vel arrogantia vana juvenilem animum discendi cupidum arceant, atque deterreant, qui non tantum ore se profiteri soleant litterarum humaniorum cultores, sed omni etiam humanitate, verbis factisque conspicua, tales appareant, qui ad juvandos juvenes, ipsorum monita expetentes, et judicii acumine, ab

omni partium studio remoto, et consiliorum gravitate atque prudentia, ad errores commissos sedulo indicandos ac benevole emendandos, ad imbecillitatem animique tarditatem (quae doctoribus interdum haud exiguas facessit molestias) patienter ferendam, et prudentia quadam paedagogica sensim paullatimque confirmandam atque excitandam, ad desideria juvenum diversissima sapienter indaganda, promtos paratosque se ostendant. Neque vero prius sperare licet, fore, ut quis evadat Academiae doctor tot tantisque ingenii et animi virtutibus insignis, quam ipse et nobilem sentiat sapientiae verae amorem, ex intimo dignitatis humanae sensu promanantem, et de gravitate atque sanctitate ejusmodi provinciae, quae ad institutionem ac disciplinam spectet Academicam, ita sibi persuaserit, ut fidae atque strenuae muneris administrationi omnes vires, omnia studia, omnemque vitam consecrare constituat. Est enim hic divinus, qui hominem occupat, et officiis conciliat ipsi demandatis, ἐνθουσιασμος, veluti flamma pura, coelestis, animumque lustrans, quae, uti ipsa altius altiusque exsurgit, ita totum hominem secum abripit, et ad praeclara quaevis tendere iubet indefessa opera.

Dem in dieser Stelle mit sichtbarer Liebe und Begeisterung geschilderten Ideale eines akademischen Lehrers möglichst nahe zu kommen, war bis an's Ende seines Lebens sein unablässiges und gewissenhaftes Bestreben. Und wäre er nur im Stande gewesen, sich selbst mit seiner eignen Studentenbildung und seinem eignen Studentenleben zu vergessen; an seine Zuhörer einen andern Maßstab zu legen, als denjenigen, welchen er von sich abgenommen hatte und mit weniger Ansprüchen mehr in das zunächst liegende Interesse derselben einzugehen; er würde bei seinem Fleiße und seiner Berufstreue, bei seiner Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung, bei seinem Talente und seiner Geschicklichkeit, er würde nie Ursache gehabt, mit der bisweilen unterbrochenen Aufmerksamkeit seiner Zuhö-

rer, und der wechselnden Theilnahme an seinen Vorlesungen unzufrieden zu seyn, und dem Ideale, das er aufgestellt hatte, auf das Vollkommenste entsprochen haben.

Die Hauptfächer, mit denen er sich seit seiner Anstellung in Wittenberg als akademischer Docent beschäftigte, waren Exegese des Neuen Testaments mit Ausnahme der Apokalypse, historisch-kritische Einleitung ins Neue Testament und Hermeneutik des Neuen Test., Dogmatik und Theorie der geistlichen Beredtsamkeit. Die früher gehaltenen Vorlesungen über einige Bücher des Alten Testaments, über die messianischen Weissagungen und über die dogmatischen Beweisstellen gab er seit jener Zeit gänzlich auf. Den am wenigsten unterbrochenen und gewiß auch verdientesten Beifall hatte er in der Exegese des Neuen Testaments und in der historisch-kritischen Einleitung in dasselbe. Nie war in der erstern die Zahl der Zuhörer unter dreißig, aber einigemal nahe an hundert und darüber, und in der zweiten immer zwischen vierzig und siebenzig. Daß die Studierenden für die Hermeneutik des Neuen Testaments so wenig Sinn bewiesen, gereichte ihm zu nicht geringem Verdruß, zumal da er auf die Ausarbeitung dieser Vorlesungen ganz vorzüglichen Fleiß gewendet hatte. Der frühere Vortrag derselben in lateinischer Sprache war gewiß, zum Theil wenigstens, Ursache an der geringen Frequenz derselben.

Nie betrat der Gewissenhafte den Lehrstuhl, ohne sich die genaueste Vorbereitung für den zu haltenden Vortrag gegeben zu haben; nie brachte er seinen (großentheils wörtlich ausgearbeiteten) Heft aus einem Semester ins andere, ohne ihn während der Ferien von Neuem durch- oder auch wohl umgearbeitet zu haben. Und damit ihm bei diesem Geschäft nichts entgehen möchte, was ihm von Wichtigkeit für die Vorlesungen zu seyn schien, legte er bei den betreffenden Stellen kleine Blättchen Papier ein mit der Bemerkung, daß hier die und die Schrift zu vergleichen, der und der Punct genauer aufzu-

fassen, die vorhandene Anordnung abzuändern, der gegebene Beweis stringender zu machen, oder der Ausdruck zu verbessern sey. Um im mündlichen Vortrage, welcher stets eine gewisse ruhige Haltung hatte und sich nie zur Lebhaftigkeit der Begeisterung steigerte, Maaß halten, und die nöthige Zeit berechnen zu können, notirte er sich an den Rand seiner Hefte den Anfang und Schluß jeder einzelnen Vorlesung. Und hier ist es merkwürdig, auf welche geschickte Weise er sich für den Vortrag des aufzunehmenden Neuen durch Zusammenziehung des Alten Zeit zu gewinnen gewußt hat.

So wie der Geist der strengsten Ordnung, des regelmäßigsten Fleißes und der gewissenhaftesten Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten sein eignes Leben durchzog, so verlangte er auch von den Studierenden, daß sie ihre Pflichten als solche auf keine Weise vernachlässigen und Fleiß und Ordnung in ihr Leben bringen sollten. Daher entrüstete es ihn so sehr, wenn die Studierenden so spät aus den Ferien zurückkehrten, oder die Ferien so bald anfangen ließen; daher war ihm jedes Collegien-Versäumniß so sehr zuwider, daß er bisweilen selbst billige Entschuldigungsgründe nicht wollte gelten lassen. Um bei den auszustellenden Zeugnissen der Wahrheit gemäß verfahren zu können, ließ er während des Semesters einigemal Zettel in den Vorlesungen herumgehen, auf den die Anwesenden ihre Namen aufzeichnen mußten.

Auf die durch die Statuten vorgeschriebenen Leistungen derjenigen, denen ein akademisches Lehramt übertragen worden, hielt er mit besonderer Strenge. Sich davon dispensiren zu lassen, galt ihm für eine Art von Unehre, welche man entweder durch Unfähigkeit, oder durch Trägheit, oder durch Mangel an Achtung gegen das öffentliche Urtheil sich mit Recht zuziehe.

Die Fächer, in denen Schott als Gelehrter, als akademischer Docent und Schriftsteller vorzüglich thätig gewesen, waren (außer der Theorie der Beredtsamkeit überhaupt und der

geistlichen insbesondere) neutestamentliche Exegese und Kritik [38]), biblische Theologie und Dogmatik [39]).

Als Gelehrter überhaupt zeichnete er sich durch eine höchst liebenswürdige Unbefangenheit und Bescheidenheit in dem eignen Urtheile über seine literarischen Leistungen aus. Es war ihm dabei nie um seinen Namen, sondern immer nur um die Wahrheit zu thun. Er pflegte die Recensionen seiner Schriften vor seinen Handexemplaren zu bemerken, aber diejenigen, in denen er nur Lob und Beifall erhalten, bemerkte er nicht, desto aufmerksamer hingegen war er auf den Tadel und ließ sich auch durch etwas scharf und schneidend ausgesprochenen nicht erbittern [40]. Als Recensent anderer Schriften war er ungemein mild und schonend, hob gern die guten Seiten eines Buchs hervor, und sorgte ängstlich gewissenhaft dafür, daß nicht etwa durch unvorsichtig ausgesprochenen Tadel der Verfasser des Buchs in seiner amtlichen Stellung und Wirksamkeit gefährdet werden möchte.

Schott arbeitete als Schriftsteller mit einer außerordentlichen Leichtigkeit. Waren einmal die nöthigen Vorbereitungen geendigt, das Material beisammen und der Plan entworfen, so ging es ohne Unterbrechung, in einem Zuge, vom Anfange bis zu Ende; höchst selten wurde von dem einmal Niedergeschriebenen etwas geändert.

Bei allen seinen gelehrten Arbeiten und Untersuchungen bestrebte er sich, von vorgefaßten Meinungen sich möglichst frei zu erhalten, und ließ die Resultate derselben ungehindert von Vorurtheilen heranwachsen und sich bilden. Jede Einrede, die ihm gegen seine Meinung gemacht wurde, war ihm willkommen, denn sie trieb ihn entweder zur Berichtigung, oder zur Befestigung; mit einer des Gelehrten wahrhaft würdigen Haltung suchte er von jedem Tadel, von jedem Widerspruch Vortheil für die Wissenschaft zu gewinnen.

Wo es nur irgend geschehen konnte, suchte er seinen bis-

herigen Autoritätsglauben zur selbstgewordenen Ueberzeugung zu erheben. So beschäftigte er sich noch in seinen späteren Jahren sehr angelegentlich mit dem Studium der orientalischen Sprachen, um die aus den Uebersetzungen des Neuen Testaments zum Texte desselben angezeigten Varianten selbst auf ihre Richtigkeit prüfen zu können. So machte er es sich, noch in dem letzen Jahre seines Lebens, zur besonderen Angelegenheit, sich eine mehr als oberflächliche Kenntniß der Hegelschen Philosophie zu verschaffen, um sich selbst von ihrem vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß auf Bildung der christlichen Theologie zu überzeugen. So ließ er sich bei der Ausarbeitung seiner Einleitung ins Neue Testament weder Zeit noch Mühe verdrießen, die schon einmal gemachten Studien und Untersuchungen noch einmal vorzunehmen, auch bei den nothwendig gewordenen neuen nicht eher stille zu stehen, als bis er zu einer sicheren Erkenntniß gelangt zu seyn glaubte.

In früheren Zeiten trug er eine Menge literärischer Pläne mit sich herum und hatte auch bei mehreren die zur Ausführung nöthigen Vorbereitungen angefangen, aber nur sehr wenige sind wirklich ausgeführt worden. Auf mehreren unter seinen Papieren befindlichen Zetteln finde ich folgende angemerkt: **Raphelii* Obss. *Xenoph.* wieder aufgelegt und vermehrt:* Obss. e Platone in N. T.; Vergleichung des Thucydides und Livius als Kunstredner; von der Unzulänglichkeit und Zweideutigkeit einiger hermeneutischen Regeln für die Interpretation des N. T.[41]); **Thesaurus Dissertatt. hermeneuticarum in N. T.**[42]); *Einleitung in die chronologisch schwierigen Stellen des N. T., nebst Aufklärung der wichtigsten; Von den Veränderungen, welche C. F. Bahrdt und seines Gleichen in der Bearbeitung der christlichen Dogmatik herbeigeführt haben; Briefe von Tzschirner, seine Briefe über Reinhards Geständnisse betreffend; Bei welchem der bekanntesten deutschen Kanzelredner findet sich am meisten von den Redner-

charakter des Cicero? — Jerusalem — Cramer — Spalding — Ribbeck — Reinhard — Marezoll — Haffner — Röhr — [43]); *Wie, wenn das ganze N. T. nicht authentisch wäre? Oder, welche Gefahren bedrohen das Christenthum bei den Untersuchungen über die Authenticität der neutestamentlichen Schriften? — Bei den mit einem Sterne bezeichneten waren einige flüchtige Gedanken für die Ausführung angegeben.

Bei der Charakteristik Schott's als Theologen überhaupt muß man davon ausgehen, daß es wenige Theologen giebt und gegeben hat, deren Theologie so ganz den Charakter ihrer Gesinnung hat, wie bei ihm.

Schott's Gesinnung aber bestand aus Gewissenhaftigkeit, Bescheidenheit und Treue, den einfachsten, reinsten und frömmsten Tugenden. Denn gewiß war auch seine theologische Denkart und Weise: prüfend, frommgläubig, fleißig.

Prüfend in Beziehung auf alle Seiten und Gegenstände der Religion und Religionswissenschaft — auch in der Richtung auf alle Erscheinungen der Literatur und des Lebens, soweit sie sich auf das Gebiet der Religion stellten, oder mit demselben in irgend einem Zusammenhange standen: frommgläubig — und nicht bloß in Hinsicht auf die Gegenstände der Religion; auch seine Religionsphilosophie hatte den gläubigen Charakter; fleißig — daher die vorherrschende Neigung zu den Seiten der Theologie, auf welchen der reichste Stoff ist, vornehmlich der exegetischen, zu welcher ihn seine frühere gelehrte Bildung mehr zog, als zu historischen.

Aus diesem Zusammenhange der Wissenschaft und der Gesinnung kam es, daß seine Theologie eine so durchaus moralische Richtung nahm — auch für die Dogmatik nahm er die Idee des göttlichen Reichs als Princip an —; auch daß er die so entschiedene, seiner Bildungs- und Lebensweise anscheinend so wenig entsprechende, praktische Neigung hatte. Na-

türlich erfolgte daraus auch das Ineinanderwirken der Wissenschaft und des Lebens, die Innigkeit seiner Ueberzeugungen, die Beständigkeit in seinen Grundsätzen und der unverwandte Blick in seinen Auffassungen.

Man hat von ihm oft, mit Unrecht, gesagt, daß seine theologischen Meinungen neuerlich eine von den früheren verschiedene Richtung angenommen hätten; er ist sich aber nur in manchen Gegenständen durch die Hinwendung, welche er auf dieselben erhielt, klarer geworden, und er hatte das, was man als Aenderung ansieht, früher eigentlich selbst so gemeint, auch wohl nur unbestimmter gesagt. — Es ist hier natürlich nur von der ganzen theologischen Denkart die Rede, nicht von Einzelnheiten der Forschung, in denen ein so thätiger, ernster Mann nothwendig immer gebessert hat.

Da er übrigens seine Bestimmung als Theolog so wohl erkannt hatte und so ernst nahm, so war die wissenschaftliche und literarische Abgeschlossenheit, in welcher er sich hielt und welcher gemäß er nichts weniger, als universaler Gelehrter seyn wollte, eben so natürlich, als achtungswerth und musterhaft[44]).

Die Art der Polemik, wie sie sich in den neusten Zeiten auch in den theologischen Wissenschaften zu zeigen angefangen, war dem wahrhaft frommen Manne in der tiefsten Seele zuwider[45]). Das Christenthum war ihm eine Anstalt zur Heiligung der Gesinnung und des Lebens im Glauben an Christus, und darum war ihm so Manches, worauf man in dieser Polemik einen so großen Werth legte, nicht des Eifers werth, womit man sich desselben annahm. Der Wissenschaft unwürdig war ihm die dabei hervortretende Arroganz, des Christenthums und einer ächt theologischen Gesinnung unwürdig, die Intoleranz und Verdammensucht. Er glaube nicht, sagte er, daß man davon werde Rechenschaft geben müssen, ob man sich mehr für die Darmstädter, oder mehr für die Berliner Kirchzeitung

interessirt habe, aber wohl davon, ob unsere Meinung ehrlich, unser Glaube mehr, als Phrasenglaube und unsere Theologie keine politischchristliche gewesen sey.

Die theologische Lehrfreiheit, wie sie bisher auf den protestantischen Universitäten Deutschlands bestanden, war ihm ein köstliches Kleinod, das man mit Achtung bewahren und in der Gefahr, es zu verlieren, mit allen Kräften schützen müsse. Welchen Werth er darauf gelegt, zeigt sich in seiner Schrift: Soll die bisherige theologische Lehrfreiheit ferner bestehen oder nicht? Jena 830. 8. „Jede Maaßregel," heißt hier am Schluß sein darauf bezügliches Glaubensbekenntniß, „welche die öffentlichen Lehrer der Theologie an den Buchstaben irgend eines Glaubensedicts oder symbolischen Buches fesseln will, kann, so weit ihr Einfluß reicht, nur eine rückgängige Bewegung in der evangelischen Kirche herbeiführen, welche mit ihrem Wesen streitet. Allem selbstthätigen Streben nach vollkommener Auslegung der Schrift, und tieferer Einsicht in den Geist des Christenthums wird dadurch eine Grenze gesetzt, die niemals überschritten werden darf; die theologische Wissenschaft soll nun, ein für allemal, bei aller lebendiger und freier Fortbewegung der Philosophie und anderer Wissenschaften, keine andern Resultate aufstellen, als solche, die mit dem Inhalte unserer symbolischen Bücher, oder mit dem Glaubensedicte durchaus übereinstimmen; eine menschliche Autorität herrscht nun über den Glauben und das Gewissen der evangelischen Christen, und wir wandeln auf dem geradesten Wege, einen Katholicismus mitten in der evangelischen Kirche zu errichten."

„Haben sich bisher, sowohl bei dem Rationalismus, als bei dem Supranaturalismus, unleugbar manche Extreme gezeigt; so hat auch der wissenschaftliche bisher zwischen beiden geführte Kampf, die wohlthätige Folge gehabt, daß man auf solche Extreme immer aufmerksamer wurde, daß man sich über

manche Begriffe und Worte, die eine Zeitlang Gegenstände der lebhaftesten Streitigkeiten waren, mehr verständigen lernte, daß schon jetzt manche Annäherungen von beiden Seiten, und Ausgleichungen im Einzelnen entstanden sind. Die gute Sache des Evangeliums hat dabei gewonnen — und sie wird ferner gewinnen, die christliche Wahrheit wird immer heller leuchten und über alles, worin vielleicht beide Partheien noch irren, herrlich triumphiren, wenn man nur die freie Bewegung der Geister ungestört fortwandeln läßt, fest vertrauend dem ewigen Schöpfer und Regierer einer sittlichen Weltordnung, der in und über dem Reiche der Geister waltet, und die Menschheit fortwährend erzieht, ohne die Freiheit der Gedanken und des Willens zu hemmen[46]."

In dieser seiner Ueberzeugung von dem Werthe der theologischen Lehrfreiheit erwartete er auch von der Erscheinung des Lebens Jesu von Strauß, die er noch erlebt hatte, weder für den Fortgang der wissenschaftlichen Ausbildung der christlichen Theologie, noch für das Christenthum selbst, die geringste nachtheilige Folge. Wer Christum, sagte er, bisher in einer ehrwürdigen Gestalt in seinem Herzen getragen, der wird ihn auch behalten, und kein Strauß wird ihm denselben rauben.

Diese angenommene freie Stellung aller Lehrer der Theologie war es denn endlich auch, die ihm nicht gestattete, in irgend einer Beziehung auch nur den Schein eines Partheihauptes oder auch nur eines Partheimannes anzunehmen. Als ihm daher die Redaction einer neuen und die Fortsetzung einer schon bestehenden Partheizeitschrift angetragen wurde, lehnte er beides ab[47].

Den meisten Fleiß und den größten Eifer für seine wissenschaftliche theologische Fortbildung verwendete Schott auf das Studium und die Exegese des Neuen Testaments. Fast mit Aengstlichkeit suchte er immer tiefer in die Eigenthümlich-

keiten des neutestamentlichen Sprachgebrauchs einzudringen. In frühern Jahren schon hatte er sich ein Wörterbuch angelegt, über die jedem neutestamentlichen Schriftsteller eigenen Wörter und Wortverbindungen und Wortbedeutungen; und in späterer Zeit beschäftigte er sich auf das angelegentlichste mit den grammatischen Eigenthümlichkeiten. Mehrere Wochen fand man nichts als Winers Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms und das Neue Testament selbst auf seinem Arbeitstische. Darum haben auch alle seine evangelischen Arbeiten so was Gründliches und Gediegenes und Selbstständiges. Diese Selbstständigkeit wurde auch in der Wortkritik des N. T. immer mehr und mehr von ihm erstrebt. In der Vorrede zur neuesten, über die Hälfte vollendeten, Ausgabe seines Neuen Testaments wollte er sich ausführlich über die Grundsätze aussprechen, die ihn bei seinem kritischen Verfahren geleitet; aber niedergeschrieben hatte er noch nichts.

In seinen hermeneutischen Vorlesungen erklärte er sich sehr nachdrücklich gegen die Art der Auslegung, welche den Sinn der biblischen Schriften von den in dieser oder jener bestehenden christlichen Kirche aufgenommenen dogmatischen Systemen abhängig macht. Er nannte es einen Verrath an der Wahrheit, wenn man entweder dem Kirchenglauben, oder der Philosophie Einfluß auf die Exegese gestattete; doch setzte der bescheidene Mann hinzu geflißentlich, weil es dem Menschen unmöglich sey, sich dieses Einflusses überall so bewußt zu werden, oder zu seyn, als eben nöthig sey, um ihm auszuweichen. „Der Theolog muß vor allen Dingen den wahren, richtigen Sinn der biblischen Stellen auf dem Wege einer grammatischen und historischen Auslegung entwickeln, und dann erst darf er daran denken, aus dem richtig erkannten Sinne der heiligen Schrift die Dogmatik und Moral zu gestalten. — Zwar hatte es eine Zeitlang den Anschein, als ob eine neue, durch überwiegenden Einfluß der Kantischen

Philosophie entstandene, Auslegungsmethode, die moralische, jener grammatischen und historischen den Vorrang streitig machen wollte; aber der Zauber dieser Täuschung löste sich um so leichter, je weniger die mit der moralischen Auslegung angestellten Versuche das gewähren konnten, was für jeden wahren Theologen die Hauptsache ist, eine reine, ächtbiblische Glaubens- und Sittenlehre, und je allgemeiner das fortgesetzte, mit der Theologie immer mehr in Verbindung gebrachte Studium der alten Classiker die Ueberzeugung begründete, daß gewisse Gesetze der Hermeneutik, die es nicht gestatten, den Sinn, welchen der Ausleger in der auszulegenden Stelle finden will, zum Princip der Erklärung zu machen, eben so bindend für den Schriftausleger sind, als für den Erklärer der Profanscribenten [47]." Die Entwickelung des Geistes eines Schriftstellers ohne vorhergegangenes richtiges Verständniß des Worts, verglich er mit der Arbeit eines Mühlrades, das keine Wasserschaufeln habe. Für den Grundtypus des Charakters eines guten Exegeten erklärte er die Ehrlichkeit. Der Exeget, wie er seyn soll, sagte er, darf weder der Liebhaber seines Schriftstellers, noch der Schulmeister desselben seyn.

Als das Hauptwerk seines exegetischen Fleißes und Eifers betrachtete er offenbar seine Ausgabe des Neuen Testaments. Ausgesprochen hat er dieß zwar nie, man sieht es aber an den Zurüstungen, die er zur neuesten Auflage desselben, deren Vollendung er leider! nicht erlebte, gemacht hat. Nur allein die Fragmente der bei sich selbst angestellten Betrachtungen über die beste Einrichtung seiner literarischen Uebersetzung füllen mehrere Blätter, und die Blättchen, auf denen er verschiedene Uebersetzungsversuche niedergeschrieben, nicht wenige. Das Bestreben, nicht nur dem ganzen Neuen Testamente, sondern auch jedem einzelnen Schriftsteller sein Sprachcolorit zu erhalten, erstreckte sich bis auf die geringste Kleinigkeit.

Die Fülle von Kenntnissen, die er zu seinen exegetischen

Arbeiten brachte, waren Ursach, daß er oft weitläuftiger wurde, als es nöthig war.

Gehen wir nun aus den öffentlichen Docenten- und Schriftstellerleben unseren Schott in sein häusliches, bürgerliches und menschliches Leben nach, so finden wir ihn auch hier im hohen Grade achtungswürdig und liebenswürdig dazu.

Sogleich nach seinem Eintritte in die theologische Professur zu Wittenberg dachte er daran, sein Familienleben zu gründen. Im April 1810 heirathete er die jüngste Tochter des Superintendenten Caspari zu Waldenburg, Julie Dorethea. Schon als Magister war er durch seinen Schwager in diesem seines Bruders Hause eingeführt und mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit und Liebe aufgenommen werden, und so hatte sich die Bekanntschaft und Neigung gebildet, die zum Glück seines Lebens so viel beigetragen hat. Eine seiner Lebensweise und seiner ganzen Persönlichkeit angemessenen Wahl konnte er schwerlich treffen. Sie überhob ihn nicht nur der ganzen Sorge für das Hauswesen, sondern war auch, bei ihrem hellen Verstande und bei ihrer scharfen und richtigen Einsicht in die Verhältnisse des Lebens, ihm, der diese Verhältnisse oft zu wenig kannte und zu wenig zu beurtheilen verstand, eine weise und treue Rathgeberin. Auch die Erziehung der Kinder wurde größtentheils ihr Werk, und mußte es werden, da ihm das Talent der Kindererziehung fast ganz und gar abgieng. Er beschäftigte sich zwar viel und gern mit seinen Kindern [48]), aber er gab sich ihnen dabei so ganz an ihren Willen und an ihre Neigungen hin, daß an eine Erziehung dabei nicht zu denken war. Zum Glück überwanden das gute Naturell der Kinder, und das stets wachende und liebende Auge der Mutter alle die Nachtheile, die unter andern Umständen leicht hätten daraus hervorgehen können.

Alles war in seinem häuslichen Leben auf das Bestimm-

teste geregelt und geordnet, und die Grenzen zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Genießen und Entbehren auf das gemessenste und genaueste bezeichnet. Er kannte die ihm von der Natur verliehene schwache Lebenskraft und kurze Lebensdauer [49]), und schonte sie auf alle Art. Wovon er nur irgend vermuthen konnte, daß es seiner Gesundheit nachtheilig werden möchte, davon abstrahirte er, und wenn es ihm auch sonst noch so sehr zugesagt hätte. So sehr er Süßigkeiten liebte, so mußte er doch immer erst, ehe er an den Genuß derselben ging, die Versicherung erhalten haben, daß sie unschädlich seien.

Als ein Hauptmittel zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens betrachtete er die körperliche Bewegung. Regelmäßig ging er jeden Tag zweimal spazieren, machte sich aber außerdem noch gern, wie er zu sagen pflegte, eine tüchtige Motion, d. h. er bestieg entweder einen Berg, oder ging über Land. Um Bewegung zu haben, lernte er noch in späteren Jahren das Reiten, besuchte bei schlechtem Wetter die Kegelbahn in der Erholungs-Gesellschaft, spielte Billard, sägte Holz u. s. w. In Karlsbad war er immer der erste am Brunnen und der letzte, der vom Spaziergange nach Hause kam. Das Fahren im Wagen hielt er für keine Motion; daher ging er auf Reisen oft große lange Strecken zu Fuß neben dem Wagen her, und machte überhaupt noch gern kleine Reisen zu Fuß.

Eine dieser kleinen Reisen, welche wenigstens öfter zu Fuß gemacht wurde, war die zu seinem vieljährigen treuen Freunde und Verehrer, dem Superintendent D. Hasenritter in Merseburg. Immer freute er sich schon zum Voraus auf dieselbe, immer lebte die Erinnerung an die in Merseburg genossenen frohen Tage längere Zeit in ihm fort. Es war dieß kein Wunder! denn da fand er sich mit seinen Freunden aus Leipzig und Halle, Goldhorn, Winzer und Illgen; Gesenius, Wegscheider, Vater und Gruber, zusammen, und

genoß die Freuden einer traulichen, herzlichen, erheiternden Unterhaltung. Ich habe die Reise mehrmals mit ihm gemacht, und wie die Reise, so der Aufenthalt gehören zu den angenehmsten Erinnerungen auch meines Lebens.

Obschon er in großen Gesellschaften, wenn er nicht besonders dazu aufgeregt wurde, immer nur wenig zur allgemeinen Unterhaltung beitrug, so liebte er doch den Besuch derselben, besonders wenn ihm dadurch nichts von der zur Arbeit bestimmten Zeit genommen wurde. Er war dabei ein feiner Beobachter, und offenbarte in seinen Beobachtungen ein nicht geringes Talent für Menschenkenntniß. Auch klagte er nie über Langeweile: wenn er sich nicht nach Außen hin beschäftigen konnte, fehlte es ihm nie an Stoff und Aufforderung, sich nach Innen hin zu beschäftigen. Auch war er frei von jeder Art des Argwohns, verstand jeden Scherz auf die rechte Weise zu nehmen und gab sich selbst mit seinen Schwachheiten, gern und auf die liebenswürdigste Weise, Preis [50]).

Wie in seinen Berufsgeschäften, so war er auch in allen andern im hohen Grade pünktlich, genau und sorgfältig. Um nichts von dem, was nicht auf der Stelle geschehen konnte, zu vergessen, schrieb er sich seine Agenda auf ein Blättchen, und legte dasselbe auf seinem Arbeitstische vor sich hin; und als er bemerkte, daß ihm sein Gedächtniß nicht mehr so treu war, wie sonst, notirte er sich sogar die gewöhnlichen Arbeiten für das Seminarium. Eben so hatte er für jedes Versprechen, was er gethan, sein besonderes Erinnerungszeichen. Für die Verwaltung auf Sicherung der bei dem Seminarium befindlichen kleinen Kasse hatte er sich einen Apparat machen lassen, als ob er Tausende zu verwahren hätte. Dagegen machte ihm eine Rechnung in Ordnung zu bringen, außerordentlich viel Mühe. Das Antworten auf Briefe erklärte er für Pflicht, das Unterlassen desselben für eine unerkannte Sünde.

Als Mensch und als Christ erscheint Schott in seiner herr-

lichsten, ehrwürdigsten Gestalt. Von seiner frühesten Jugend an war ihm Religion Angelegenheit seines Herzens und seines Lebens, und schon als Zögling hatte ihn die Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums auf das Innigste durchdrungen. Sein ganzes Trachten war dahin gerichtet, mit Paulus sagen zu können: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, und sich selbst für mich dargegeben." Kein Wechsel der theologischen Meinungen berührte das Christenthum in seinem Innern, und der Christus, an den er glaubte, den er verehrte und dessen Lehre ihn beseligte, der Christus, den er predigte und verherrlichte, war ihm durch langen Umgang ein Freund geworden, an dessen Treue und Liebe zu zweifeln ihm unmöglich war.

Eine große Achtung hatte er vor dem Institut der Kirche, und die Verachtung der Kirche schien ihm auf Verachtung der Religion und des Christenthums wenigstens hinzudeuten. Indeß war er mild und einsichtig genug, das Wesen der Kirche nicht mit dem äußern Cultus zu verwechseln, obschon auch er demselben einen großen Werth beilegte. Auch wenn es sein Beruf nicht mit sich zu bringen schien, versäumte er nur selten den öffentlichen Gottesdienst, und freuete sich aufs innigste, wenn er ein volles Gotteshaus gefunden hatte. Obschon seine eignen Predigten, die zwar stets ihr gutes Auditorium hatten, nicht so zahlreich besucht waren, als die seines Collegen und Freundes des Hrn. Superintendenten D. Schwarz, so war er auf dessen größern Beifall doch nichts weniger, als eifersüchtig, sondern genügte sich in die Hoffnung, durch ihn das kirchliche Leben befördert zu sehen. So nahm er auch an den Bestrebungen desselben, einen Kirchen-Vorstand zu bilden, den lebhaftesten Antheil, weil er darin ein Mittel sah, ein größeres, allgemeineres Interesse für das Kirchenwesen zu erzeugen.

Als Mensch ist seine edelste Auszeichnung der höchste Grad von Uneigennützigkeit, und die redlichste, thätigste Theilnahme am Wohl der Menschheit und jedes einzelnen Menschen. Schon daraus, daß er von den vielen Rufen, die oft mit den größten Vortheilen verbunden waren, nur in zwei Fällen für die Verbesserung seiner äußern Lage Gebrauch machte, läßt sich abnehmen, daß es ihm überall mehr um das zu thun war, was von ihm Andern geschehen müsse, als was ihm Andere leisten sollten. Bei keiner Vermehrung seiner Geschäfte fiel es ihm ein, sich seinen Lohn vermehren zu lassen, er würde glücklich gewesen seyn, wenn man ihm, um recht viel zu übernehmen, seine Zeit und seine Kräfte hätte vermehren können. Empfänglich für das Gefühl jeder Noth und jedes Leidens war er überall bereit zu helfen, und obschon mit seiner Gutmüthigkelt unzähligemal betrogen, setzte er sich doch immer wieder neuen Betrügereien aus, nur um keinen Würdigen eben hülflos zu lassen. Der Buchhändler Märker hatte ihm für seine Ausgabe und Uebersetzung des Neuen Testaments ein höchst unbedeutendes Honorar bezahlt; aber der gutmüthige Schott wollte es nicht erhöhen, weil er doch bei der ersten Ausgabe, da er ein noch unbedeutender Magister gewesen, das Risiko des Verlags übernommen habe.

So wenig er selbst auf die Dankbarkeit derer Anspruch machte, denen er gefällig gewesen war, so wenig erlosch in seinem eigenen Herzen das Gefühl der Dankbarkeit gegen die, welche ihm gefällig gewesen waren. Auch die geringste Kleinigkeit, die ihm dankenswerth schien — und was hätte dem Bescheidenen, Anspruchlosen nicht des Dankes würdig erscheinen können? — war ihm unvergeßlich. Noch aus seinen Studentenjahren erinnerte er sich dankbar derjenigen, die ihm ein Buch geliehen, oder sonst eine andere kleine Gefälligkeit erzeigt hatten.

Ueber das, was ihm als Unrecht vorkam, konnte er sich

in hohem Grade erzürnen, und er erzürnte sich oft, weil ihm vieles als Unrecht erschien, was es doch nicht war. Aber er trug seinen Zorn nie ins Leben, und war eben so leicht ausgesöhnt, als er sich erzürnt hatte.

Um das, was über den Kreis seines Berufs hinaus lag, bekümmerte er sich nur wenig. Es war ihm daher schwer zu begreifen, wie sich die Jugend und andere dazu Unbefugte in politische Angelegenheiten mischen, und wie sich eine Stimme über Gegenstände anmaaßen könnten, die weit über den Kreis ihrer Kenntnisse und ihrer Erfahrungen hinaus lägen. Wie die Reformation der Kirchen und des Kirchenwesens nur von Männern ausgegangen sey, so meinte er, kann die Reform das Staatswesen, wo es einen solcher bedürfe, auch nur von Männern ausgehen.

Von seiner Dienstbeflißenheit finden sich schon aus seinem Studenten- und Magister-Leben merkwürdige Beispiele. Auf seine unbedeutende Autorität hin wagte er es, seine Freunde und wer sich sonst an ihn gewendet hatte, an Reinhard und andere einflußreiche Männer in Dresden zu Prediger- und andern Stellen zu empfehlen; und seine Empfehlungen hatten Erfolg. Jedem Hülfsbedürftigen waren sein Ohr und die Hülfsquellen, die ihm zu Gebote standen, geöffnet; und die letzten flossen oft sehr reichlich. Frei von allen Liebhabereien und gewöhnt an die strengste Ordnung und Sparsamkeit in seinem Haushalte, versiegten ihm auch die Quellen zu Hülfe für andere nie.

Ohne Arg, aller Welt durchsichtig, wahrhaft und treu, wie er selbst war, vermuthete er auch bei Andern nichts Arges, keine Unwahrheit und keine Untreue. So glaubte er jeder Versicherung der Handelsleute, mit denen er seine kleinen Geschäfte abzumachen hatte, und meinte in seiner kindlich-ehrlichen Unbefangenheit, daß sie ja keine Ursache haben könnten, ihm eine Unwahrheit zu sagen, oder ihn zu betrügen. Bei

Leuten, mit denen er öfter zu thun hatte, machte sein gutmüthiges Hingeben und Vertrauen auf ihre Redlichkeit, daß sie es nicht mehr über sich vermochten, ihn gegen Andere zu übertheuren.

Die Liebe, die Freundlichkeit, die Hingebung, die er gegen Andere bewies, kam ihm von Andern wieder reichlich entgegen. Und wie hätte auch der Mann, der kein Kind betrübte, nicht die allgemeine Liebe und Achtung haben sollen? Unzähligemale vorher im Einzelnen ausgesprochen, bewies sie sich im Allgemeinen bei der Nachricht seines Todes. Aus Aller Munde ertönte sein Name mit den Prädikaten, der gute, liebe, sanfte, fromme, herrliche, und fast Jeder, der ihm nur einmal im Leben näher gestanden hatte, wußte etwas von ihm zu seinem Lobe zu erzählen. Er ist gewesen wie die Kinder, denen Christus das Himmelreich versprochen.

Beilagen.

A.

Ueber die Frage:

Kann der Psycholog aus der Lektüre der Dichter oder aus der Lektüre der Redner mehr rein psychologischen Stoff gewinnen?

Der reinere und lebendigere Sinn für Menschenkunde und wissenschaftliche Erfahrungsseelenlehre, der sich in unserm Zeitalter zu verbreiten anfängt, hat auch allmählig die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Fruchtbarkeit einer psychologischen Interpretation und Lektüre älterer und neuerer Schriftsteller geweckt und begründet. Denn wenn es auf der einen Seite nicht geläugnet werden kann, daß unmittelbares Anschauen der Menschennatur selbst, des inneren und äußeren Lebens in uns und andern, die reinste und ergiebigste Quelle aller wahren und ächten Menschenkunde sey, so ist es doch eben so unverkennbar, daß Lektüre, gleichsam das mittelbare Anschauen der Menschheit, als Beförderungsmittel jenes erhabenen Studiums betrachtet, in mehr als einer Hinsicht wenigstens den zweiten Rang nach jenem behauptet.

Die Lektüre liefert uns Thatsachen, öffnet uns Ansichten der Menschen und des Menschen, welche uns doch hier und da bei dem unmittelbaren Anschauen der Menschennatur entschlüpfen, es sey nun, daß unsere eigene Beobachtung nicht immer frei, vielseitig, anhaltend genug ist und seyn kann, oder

daß manches zu schnell vorübereilt, was durch den Ausdruck der Sprache festgehalten und dem Psychologen überliefert werden kann. Der psychologische Gewinn, den uns die Lektüre darbietet, kann von mehr als einer Seite betrachtet werden. So wie man überhaupt einen Schriftsteller bald zunächst in Hinsicht auf die Sprache, in welcher er seine Ideen und Empfindungen niederlegte, liest und erklärt, um mit jener und ihrem Geiste vertrauter zu werden, bald in Hinsicht auf ihn (den Schriftsteller) selbst, um seine Ideen, Urtheile, Grundsätze in sich aufzunehmen, und seinen Geist in der Copie gleichsam zu erblicken; so kann auch der Menschenbeobachter und wissenschaftliche Seelenforscher sein Augenmerk bald zunächst auf die Sprache selbst, an sich betrachtet, richten, bald mehr auf die Grundsätze, Ideen, Empfindungen, welche der Schriftsteller mittheilte, und die Absichten, welche er erreichen wollte und konnte. Im ersten Fall wird ihm, besonders dann, wenn er die Lectüre verschiedener Schriftsteller, verschiedener Zeiten und Völker verbindet, das Beachten der Sprache selbst, ihres eigenthümlichen Geistes, ihrer allmähligen Entstehung und Fortbildung im Ganzen und Einzelnen (selbst die Geschichte einzelner Wörter) ein treues Bild des menschlichen Geistes und seiner allmähligen Bildung und Verbildung in mannichfaltigen Formen und Modificationen darstellen (denn jedes Volk und jedes Zeitalter drückt seinen Geist in der Sprache aus). Ein noch lebendigeres Interesse gewinnt diese Untersuchung da, wo man insbesondere die in der Sprache enthaltenen Bezeichnungen psychologischer Erscheinungen und Begriffe bemerkt; und auf diesem Wege allmählich zu fruchtbaren Resultaten über die psychologische Kenntniß und den psychologischen Sinn einer gewissen Nation oder Zeitperiode hingeleitet wird. Im zweiten Falle (wo man mehr auf den Schriftsteller selbst und seine Aeußerungen, als auf die Sprache an sich betrachtet, seine Aufmerksamkeit richtet),

kann man entweder den Abdruck des inneren geistigen Lebens in dem Sprechenden (die Darstellung gewisser Grundsätze, Ideen und Empfindungen, und ihrer mannichfaltigen Verkettung), oder die Bestimmung des Vortrages auf Menschen zu wirken, oder beides zugleich berücksichtigen. Die Darstellung des innern geistigen Lebens, welche der Ausdruck der Sprache in sich enthält, hat ebenfalls ein doppeltes Interesse für den Psychologen, ein allgemeines, (insofern ihn jede Entfaltung des festen Charakters, oder der momentanen Stimmung eines Menschen interessirt), ein specielles (insofern die dargestellten Aeußerungen und Grundsätze auf psychologische Erscheinungen, Begriffe, Resultate insbesondere sich beziehen). Die Bestimmung des Vortrags, auf das menschliche Gemüth (in einem oder in mehreren Individuen) zu wirken, und der größere oder geringere Grad, in welchem der Redende seinen bestimmten Zweck erreicht, verräth uns die psychologische Kenntniß und Kunst des Redenden. Ich halte es für unnöthig, diese an sich klaren und einfachen Sätze hier durch Beispiele einzelner Fälle zu erörtern oder zu beweisen. Wichtiger dürfte die Frage seyn: welche von diesen verschiedenen Hinsichten, in denen der Psycholog, als Psycholog, einen Schriftsteller lesen kann (ohne zunächst die Sprache an sich betrachtet, zu berücksichtigen) die vorzüglichste sey, d. h. den ergiebigsten und reinsten psychologischen Stoff darbiete? Denn was nützen uns Ansichten des menschlichen Gemüths, die der Menschennatur widersprechen, Erzählungen psychologischer Erscheinungen, die in der Erfahrung nicht gegründet sind, Urtheile, welche voreilig allgemein ausgesprochen werden, da sie nur von dem Einzelnen gelten und gelten können, Resultate, aus schiefen und voreiligen Ansichten hergeleitet? Es ist nicht zu leugnen, daß wir auf jedem der vorgezeichneten Wege reinen psychologischen Stoff (wahre, und fruchtbare Resultate über die Anlagen, Strebungen und Bildungsstufen des menschlichen Gemüths)

gewinnen können; aber auf dem einen gewinnen wir mehr, auf dem andern weniger, auf dem einen kommen wir eher, auf dem andern nicht ohne mannichfaltige Schwierigkeiten und Umwege zu dem gewünschten Ziele. Einladender und anziehender, als alles übrige, ist (für mich wenigstens) das Beachten der Charakteristik, welche der Schriftsteller entweder von sich selbst entwirft (indem er in der Behandlung seines Stoffes, der Anordnung und stylistischen Form des Ganzen und Einzelnen seine herrschende, oder nur momentane Art zu denken und zu empfinden, bald deutlicher, bald dunkler, bald offener und freier, bald versteckter ausdrückt), oder von andern (indem er selbst gleichsam zurückweicht, und Personen, welche er redend und handelnd darstellt, vor dem Publikum auf die Bühne treten läßt). Aber ich gestehe gern, daß wir in beiden Fällen, besonders im erstern so manchen Täuschungen unterworfen sind. Nur gar zu oft läuft man hier Gefahr, den reinen, unverstellten Ausdruck finden zu wollen, wo sich der Schriftsteller nicht so gab, wie er ist; momentane Stimmung mit der perennirenden Eigenthümlichkeit im Denken und Empfinden zu verwechseln; psychologische Ahndungen, Winke und Reflexionen in der Charakterschilderung zu finden und hinein zu interpretiren, von denen der Bildner selbst nichts wußte. Etwas Aehnliches läßt sich über die von der Bestimmung des Vortrags, auf Menschen zu wirken, abstrahirte psychologische Kunst des Redenden und Schreibenden behaupten. Auch hier läuft man gar zu leicht Gefahr, die Bestimmung des Vortrags im Ganzen und Einzelnen, und die auf psychologischen Ansichten beruhende Wahl der Mittel, durch welche der Redende und Schreibende seinen Zweck zu erreichen suchte, und wirklich erreichte, entweder nicht gehörig zu beachten oder zu verkennen, wenn man nicht mit den specielleren Umständen und Bedürfnissen, Wünschen und Neigungen der Leser und Zuhörer, worauf jener anspielt, und von denen er Veranlas-

sung entlehnte und Gebrauch machte, genau bekannt ist. Sicherer vor Täuschungen dieser Art ist man da, wo man zunächst die aus der Lektüre des Schriftstellers hervorgehende Psychologie und Menschenkenntniß beachtet, welche aus seinen directer ausgedrückten psychologischen Erfahrungen und Sentenzen sich gediegener darlegt; sobald wir nur auf der einen Seite durch eine vollständig treue und richtige grammatisch-historische Interpretation vor allen Dingen in den Stand gesetzt werden, den Sinn der einzelnen Aeußerungen unsers Schriftstellers richtig aufzufassen, und auf der andern Seite mit dem Zwecke seiner Schrift im Ganzen und Einzelnen, und seinem Geiste vertraut genug sind, um Aeußerungen, welche sich nur auf das Individuelle und Einzelne beziehen, von allgemein gültigen Reflexionen scheiden zu können.

Durch diese allgemeinen Bemerkungen glaube ich mir den Weg zu einer Untersuchung gebahnt zu haben, welche mir ein doppeltes Interesse gewährt. Sie betrifft die Frage: ob der Psycholog aus der Lektüre der Dichter oder aus der Lektüre der Redner mehr rein psychologischen Stoff gewinnen könne? Indem ich die Wichtigkeit dieses Gegenstandes an sich betrachtet innig anerkenne, fühle ich mich zugleich um so dringender aufgefordert, einen (wenn auch unbedeutenden) Beitrag zu Beantwortung jener Frage zu liefern, da mir die würdigen Mitglieder einer Gesellschaft, mit der ich ewig verbunden zu seyn herzlich wünsche, mir verstatteten, ihnen meine Aeußerungen vorzulegen.

Die Frage: von welcher der obengenannten Classen stylistischer Producte der Psycholog mit reinerem Stoff für seine Wissenschaft bereichert scheide, kann nur dadurch einigermaßen befriedigend beantwortet werden, daß wir sowohl den Dichter als den Redner für sich betrachten, und die verschiedenen Seiten aufzufassen streben, von denen jener sowohl als dieser dem Psychologen wichtig und interessant werden kann und muß.

Diese lehrt uns aber nur eine richtige Ansicht der verschiedenen Natur bei der Dicht- und Redekunst rein und richtig auffassen.

Ich darf es hier als bekannt voraussetzen, daß man Dichter und Redner nicht von einem und demselben Standpunct betrachten kann und darf. Die Kunst des Dichters ist eine absolut schöne, die des Redners eine nützliche (nur relativ schöne) Kunst. Der Dichter überliefert eine Masse von Ideen, Bildern und Gefühlen, welche sich in seinem Innern durch freie Production entwickelten, und bei dem eben sowohl freien als zweckmäßigen Spiele der Phantasie zu der Form des Schönen gestalteten, der willigen Schöpferin, der Sprache, damit sie diese in die Brust eines jeden verpflanze, der das Schöne und Göttliche willig in sich aufnimmt.

Dieses Aussprechen des inneren geistigen Lebens, dies Darstellen und Bilden ist sein Zweck; einen andern kennt er nicht, denn Freiheit im Schaffen dessen, was die innere Sehnsucht darzustellen, die Ahndung des Unendlichen, ihm zu schaffen und darzustellen gebietet, Freiheit von jedem anderen leitenden und beschränkenden Zweck, von den Fesseln des Staats und der Kirche ist und bleibt seine ewige Loosung.

Nicht belehren, nicht den Willen bestimmen, nicht die Zeit vertreiben und die Sinne reizen, will die Poesie; es ist ihr und ihrem Priester, dem Künstler, nur um reine Darstellung des wahrhaft Schönen zu thun, und es kümmert sie nicht, ob es in diesem oder jenem Individuum noch besondere (erwünschte oder nicht erwünschte) Wirkungen hervorbringen könne oder werde.

Je mehr der Dichter ächter Künstler ist, desto weniger beachtet er das Einzelne zunächst und vorzüglich, desto weniger sucht er auf bestimmte einzelne Individuen zu wirken. Er spricht zu dem ganzen Menschen und zu der ganzen (reineren) Menschheit, indem er das Unendliche ergreift, und im Endlichen darstellt, und selbst da, wo er das Individuelle

schildert, doch das Gemüth auf einen Standpunct versetzt, wo überall Strahlen in das Unendliche ausgehen. Er wirkt auf das menschliche Gemüth, indem er es durch das dargestellte Schöne in harmonische Thätigkeit versetzt, und erhebt; aber dieses Wirken beschränkt seine Freiheit nicht.

Ihm zur Seite steht der Redner, denn auch ihm ist das Schöne werth und heilig, auch ihn muß ein ästhetischer Sinn leiten, wenn er Ansprüche darauf macht, Redner im ächten Sinne des Worts zu seyn. Allein, so nahe auch der Redner dem Dichter ist, so scheidet doch beyde eine ewig unverrückbare Grenzlinie, welche keiner von beyden überschreiten darf, ohne das Wesen seiner Kunst zu vernichten. Der Redner will in Hinsicht eines bestimmten gegebenen Gegenstandes entweder belehren und überzeugen, oder den Willen lenken. Um diesen bestimmten äußeren Zweck zu erreichen, stellt er eine Reihe von Ideen und Empfindungen r e d n e r i s c h dar, d. h. daß in dem Gemüth der Leser oder Zuhörer die Thätigkeit der obern mit der Thätigkeit der unteren Seelenkräfte sich vereinigt, um es zu der billigenden Annahme der vorgetragenen Wahrheit oder Maxime zu bestimmen. Er würde also seinen Zweck als Redner nicht erreichen, wenn er blos zu dem Verstande sprechen, nicht aber zugleich Phantasie und Gefühl in Thätigkeit setzen, d. h. wenn er nicht Ueberzeugung mit Ueberredung verbinden wollte. Aber, indem er Phantasie und Empfindung sowohl im Gemüth derer, zu denen er spricht, als in seinem eigenen Inneren (durch rednerische Begeisterung) in ein gewisses Spiel versetzt, indem er einen sinnlich-anschaulichen und eindringenden (rührenden) Vortrag zu der Erreichung seines Zweckes anwendet, beschäftigt er dieselben Geisteskräfte, mit denen es der Dichter vorzüglich zu thun hat. Daher erweckt ein wahrhaft rednerischer Vortrag in dem Gemüth des Lesers und Zuhörers eine Stimmung, die dem

Wohlgefallen, welches die Anschauung eines schönen Kunstwerkes hervorbringt, sehr ähnlich ist.

Aber diese Aehnlichkeit darf uns nicht bestimmen, den Eindruck, welchen der rednerische Vortrag zurückläßt, für ein reinästhetisches Wohlgefallen, und die Kunst des Redners für eine schöne Kunst zu halten. Jener Eindruck ist allemal ein gemischtes Gefühl, an welchem die innige Empfindung, das lebendige in tiefe Rührung übergegangene Bewußtseyn, daß die bestimmte Wahrheit, welche der Redner vortrug, die Maxime, welche er anempfahl, völlig wahr, Gewinn für unser Wohl, oder sittlich gut sey, eben so viel Antheil hat, als das Wohlgefallen an der schönen Form.

Das Schöne ist dem Redner nicht höchster Zweck, sondern Mittel, um einen bestimmten nützlichen Zweck vermöge einer gewissen Art der Darstellung eher und sicherer zu erreichen. Die Schönheit der Rede ist nicht frey, sondern gebunden (adhärirend). Das Spiel der Phantasie und Empfindungen ist hier nicht frey in das Unendliche hinausstrebend, sondern wird allemal auf den bald engeren bald weiteren Kreis, der die Ausführung einer bestimmten Wahrheit, verbunden mit der eigenthümlichen Beschaffenheit der Leser und Zuhörer, beschreibt, genau beschränkt.

Die Anwendung der zu Anfang dieser Abhandlung vorgetragenen Bemerkungen über den verschiedenen psychologischen Gebrauch der Lektüre überhaupt auf die jetzt genauer bestimmten Ansichten der Dichtkunst und Redekunst, und ihrer verschiedenen Tendenz, wird uns hoffentlich zu der Beantwortung der vorliegenden Frage den sichersten Weg bahnen.

Die Lektüre kann nach dem obigen in 4facher Hinsicht als wichtig und interessant für das psychologische Studium betrachtet werden:

1) indem man in der Sprache selbst den Ausdruck der ganzen Geistesbildung einer Nation und ihrer psychologischen Kunde insbesondere findet;
2) indem man die Charakteristik, welche der Schriftsteller von sich selbst, oder andern entwirft, beachtet;
3) indem man auf die von dem Schriftsteller berechnete Wirkung, welche der Vortrag in dem Gemüth der Leser hervorbringen sollte, seine Aufmerksamkeit richtet;
4) indem man die deutlichen vorgetragenen Erzählungen und Entwickelungen psycholochischer Erscheinungen und die gediegener dargelegten psychologischen Resultate auffaßt.

Es sey mir erlaubt, diese verschiedenen Gesichtspunkte in ihrer speciellen Beziehung auf Lektüre der Redner und Dichter einzeln zu betrachten.

I. Was zuerst den in der Sprache enthaltenen Ausdruck der Geistesbildung einer Nation, und ihrer psychologischen Kunde insbesondere betrifft, so glaube ich diesen Punct hier nur kurz berühren zu müssen, da der Sinn der mir vorgelegten Frage mehr auf die beiden verschiedenen Gattungen der stylistischen Werke, von denen die Rede ist, und ihr Eigenthümliches, als auf das Allgemeine der Sprache, deren beyde sich bedienen, hindeutet. Ich bemerke daher nur mit wenig Worten, daß wir die Sprache eines Volkes (von jener dem Psychologen so interessanten Seite betrachtet) weder aus den Rednern noch aus den Dichtern ganz treu und vollständig kennen lernen.

Dem Dichter muß man es (um der Freiheit willen, aus welcher seine Schöpfung hervorgeht) gern verstatten, wenn er sich weit weniger, als andere Gattungen der Schiftsteller, durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch fesseln läßt, und über die in der Sprache vorhandene Masse schriftlicher Bezeichnungen nicht selten hinausgeht, weil er außerdem oft seine herrlichsten Schöpfungen verstümmeln oder zerstören müßte. Die

Sprache der ächten Dichter kann daher nicht durchgängig die Sprache der Nation seyn, und uns in aller Hinsicht ein treues Bild ihrer Geistesbildung darstellen. Freilich wird auch der Dichter den Geist seiner Nation und Sprache im Allgemeinen nie verleugnen können; aber in allen seinen Eigenheiten das Nationelle finden zu wollen — dies würde doch wohl unmöglich seyn. Der Redner hingegen schmiegt sich in jene Fesseln; da seine Produkte nicht durch dieselbe freie Produktion erzeugt werden. Da indeß seine Vorträge zunächst immer nur für gewisse, bestimmte, bald mehr bald weniger gebildete Klassen von Zuhörern oder Lesern geeignet sind (besonders, wenn es ihre nächste Bestimmung war, öffentlich recitirt zu werden), so schließt sich der Redner zunächst an die, seinen Zuhörern geläufige und verständliche Art des Ausdrucks an (d. h. er spricht populär); und wir erblicken denn in seiner Sprache nur den Ausdruck der Bildung eines gewissen (oft kleinen) Theiles der Nation.*)

II. Ich wende mich zu dem zweiten Punkte, der die Charakteristik betrifft, welche der Schriftsteller von sich selbst oder von andern entwirft.

Der Dichter spricht das innere geistige Leben in sich oder in andern aus, je nachdem er bald selbst hervortritt (wie der Lyriker) und didactische Dichter, der sich das dunkel Gefühlte heller aufklärt, es sey nun, um seine Ideen und Empfindungen allein, oder zugleich das, was sie in ihm erweckten, und dessen Vorstellungen sich mit jenen im Gemüth des Künstlers zu der Form des Schönen harmonisch vereinten, frei darzustellen; bald sich selbst in den Hintergrund stellt, um andere

*) Es versteht sich, daß hier nicht von der Periode die Rede sein kann, wo die Sprache noch auf der untersten Bildungsstufe steht, und das ganze Volk ein mehr sinnliches als sinnlich-intellektuelles Volk ist. Denn in dieser Periode kann es überhaupt nur eine Sprache geben, die kühne, und oft ganz sinnliche Dichtersprache.

Wesen hervortreten, sprechen, handeln zu lassen, wie der Epiker und Dramatiker*). Von beiden Gattungen dichterischer Werke scheidet der psychologische Leser nicht, ohne reichen Stoff für seine Wissenschaft mit hinwegzunehmen. In den Dichtungen des Lyrikers findet er einen reinen unmittelbaren Ausdruck der Ideen und Empfindungen, und ihrer mannichfaltigen oft sehr feinen Stimmen und Verbindungen, welche die Saiten des Innern bald stärker und kräftiger ertönen ließen, bald zu einer sanfteren, ruhigeren Musik herabstimmten. Gelingt es uns noch überdies, verschiedene Producte eines und desselben Dichters aus seinen verschiedenen Lebensperioden zu vergleichen, und in ihnen die stufenweise Fortbildung seines Gemüths zu beachten, so müssen nothwendig die Ansichten noch mehr an Bestimmtheit, Reichhaltigkeit, Interesse gewinnen.

So könnte man sich eine äußerst belehrende und anziehende Lektüre der Schillerschen Dichtungen gewähren, wenn man durch genaue Beobachtung der chronologischen Ordnung geleitet, die Bildung seines Geistes von der Periode seiner ersten Jünglingsarbeiten an, (wo die Phantasie noch mächtig in ihm auflod erte, und der noch gewaltigere Drang und schnellere Wechsel der Empfindungen aus den Saiten des Innern oft Töne hervorriefen, welche, allzustark und tief, die Har-

*) Ich erkenne allerdings das Wahre und Richtige, das in einer über diese Stelle meiner Abhandlung geäußerten Einwendung liegt, „daß der „Dichter auch dann, wenn er andere auftreten läßt, selbst mit auftritt, „und dem feinen Psychologen durchschaubar sein muß.“ Ich bin fast überzeugt, daß uns z. B. in Schiller's und Göthe's tragischen Dichtungen die verschiedene Individualität dieser beiden erhabenen Geniee der Menschheit in dem verschiedenen Auffassen und Darstellen des tragischen Stoffes sehr lebendig anspricht. Dort sind die Umgebungen reicher, größer, kühner; hier einfacher und leichter. Allein zunächst stellt doch weder der epische noch der dramatische Dichter sich selbst dar. Das erste und nächste, was uns hier beschäftigt, sind seine Personen, die er darstellt. Der Lyriker und didactische Dichter nur sprechen sich in ihren Dichtungen unmittelbar (ohne Mittelspersonen) aus.

monie des Ganzen nicht selten störten) bis auf unsere Tage verfolgen wollte, wo die Phantasie den Verstandesgesetzen williger gehorcht, die Harmonien reiner sind, und der Dichter, durch lange Beschäftigung mit den erhabenen Ideen eines Kant, Fichte und Schelling geleitet, Ideen darstellt.

Demohngeachtet glaube ich mit Grund behaupten zu können, daß die zweite Gattung dichterischer Werke, wo der Dichter zunächst andere Personen auftreten, sprechen und handeln läßt, für den Psychologen immer die vorzüglichere bleibt. Denn einmal fällt bei dem Epiker und Dramatiker eine Beschränkung von selbst hinweg, die der psychologische Leser dichterischer Werke, wo der Dichter unmittelbar sich selbst ausspricht, nicht immer entfernen kann. Um sich den Gang der Ideen und Empfindungen eines Dichters ganz erklären zu können, sollte man überall eine bestimmte Kenntniß des Gegenstandes, oder der Begebenheiten (und ihres Verhältnisses zu dem Dichter) welche das Gemüth zuerst für den erhabeneren lyrischen Schwung, oder für die sanftere elegische Melodie empfänglich machte, besitzen*). Aber wie oft ist dies nicht der Fall, besonders in den ehrwürdigen Ueberresten des grauen Alterthums! Aus dem Gedicht selbst läßt sich das, was jene historischen Umstände betrifft, gemeiniglich mehr dunkel ahnden und vermuthen, als hell begreifen, da die gedrängte Fülle der Empfindungen, welche der Dichtende ausspricht, mit einer bestimmten Bezeichnung jener Begebenheiten und Umstände sich nicht wohl vereinigen läßt. Ganz anders verhält es sich mit dem Dramatiker und Epiker. Die Ideen und die Empfindungen, welche die reinkünstlerische Stimmung des Epi-

---

*) Es dürfte z. B. nicht allemal hinreichend seyn, nur überhaupt zu wissen, daß die Person, welche der lyrische Dichter besang, ihm theuer war. Bestimmter und klarer würde uns der Gang seiner Empfindungen, und ihr Grund, (der im Gemüth des Dichtenden liegt) erscheinen, wenn wir jenes Verhältniß genauer kannten.

kers und Dramatikers hervorbringt, verweilen nicht wie bei dem Lyriker, in dem engeren Kreise seines Ich, sondern werden in reichhaltigeren, größeren, vielumfassenden Umgebungen äußerer Objekte (Personen und Begebenheiten) dargestellt. Der Dichter sorgt daher selbst dafür, seine Leser zu orientiren, und sie mit jenen äußeren Umgebungen bekannt zu machen. Dann bedarf es nur einer aufmerksamen Lektüre des Epos oder des Drama, um sich in die Welt zu finden, in welche uns der Dichter versetzt; und wenn einmal dies gewonnen ist, so erklärt sich alles übrige von selbst, und vereinigt sich zu der schönsten Harmonie. In dem Fortgange der Erzählung und Darstellung muß sich eine Rede, ein Entschluß, eine Handlung der dargestellten Personen aus der andern entwickeln, damit die vollkommene Anschaulichkeit, die reine Objektivität (das nothwendige Erforderniß der Schönheit) durch nichts gestört werde. So bedürfen wir keinen historischen Commentar, um Schillers Wallenstein, oder Göthes Herrmann und Dorothea zu verstehen, und die Darstellung ihrer Helden psychologisch zu würdigen. Die Charaktere stehen frei, für und durch sich selbst, da, und erklären sich selbst.

Einen zweiten nicht minder wichtigen Vorzug besitzt diese zweite Gattung dichterischer Werken dadurch, daß sie uns den in mannichfaltigen Lagen und Verhältnissen handelnden Menschen darstellte. Wenn das lyrische oder elegische Gedicht nur den Ausdruck der Ideen, Wünsche, Empfindungen liefert, welche Umstände, Veränderungen, Gegenstände von Außen in dem Inneren des Dichters erweckten; so finden wir im Roman, Epos, Drama, die Wirkungen des inneren geistigen Lebens der dargestellten Personen auf die Außenwelt (Handlungen) in steter Verbindung mit ihren Ursachen.

Ich kann und darf diesen Punkt nicht verlassen, ohne eine Einwendung zu berühren, welche meine Aeußerungen über den psychologischen Werth, der in dem Dichter zu beach-

tenden (von ihm, dem Dichter, selbst oder andern entworfenen) Schilderungen entgegengesetzt werden kann; zumal da die Berücksichtigung dieser Einwendung mich näher zu meinem Ziele, d. h. zu einer genaueren Bestimmung und Beschränkung jener Aeußerungen, führen wird. Sie betrifft das Idealische der Darstellungen des Dichters. Wenn es wahr ist, daß das Idealische mit dem Reinschönen innig und genau verwebt ist, und kein wahrer Künstler, kein Dichter im ächten Sinne des Wortes gedacht werden kann, der nicht idealisirt; (und diese Behauptung kann ich hier als gewiß voraussetzen); kann man da wohl im lyrischen oder überhaupt in jedem anderen Gedicht, wo der Dichtende sich selbst ausspricht, eine treue Charakteristik seiner selbst, und im Dramatiker und Epiker eine treue Darstellung der Menschen, wie sie wirklich sind, erwarten? Die Beantwortung dieser Frage kann uns nur dann gelingen, wenn wir mit steter Hinsicht auf das Wesen der Dichtkunst und den Zustand des Inneren, der in dem Dichtenden zu der Zeit, wenn er sein inneres Leben ausspricht, herrscht und herrschen muß, näher zu bestimmen suchen, 1) in wie fern die Dichter idealisiren? 2) in wie fern dadurch das Auffassen des rein psychologischen Stoffes, von welchem hier die Rede ist, gehindert oder erschwert werden könne? —

Der Dichter, der sich selbst unmittelbar darstellt, befindet sich, indem er dichtet, offenbar nicht in dem gewöhnlichen Zustande seines Inneren, sondern poetische Begeisterung (d. h. höherer Schwung der Phantasie, ihre reinere und wärmere Empfindung, lebendigeres Anschauen des Universum, und innigeres Sehnen nach dem Unendlichen) spricht aus ihm. Daher ist es uns erklärbar, warum nicht selten Dichter und Künstler überhaupt, welche uns in ihren Kunstwerken durch die reinsten und schönsten Harmonien entzücken, in ihrem praktischen Leben sich so manche Disharmonie erlauben. (Es würde fast unnöthig sein, hier die Beispiele eines Mozart, Heyden-

reich u. a. m. zu nennen.) Ihr Gemüth ist noch nicht zu dem Grade der Bildung gelangt, wo es überall eine feste selbstständige Richtung ausdrücken könnte. Es ist noch immer gleichsam eine beständige Ebbe und Fluth in dem Innern; ein Kampf zwischen dem inneren und unedleren Theile ihres Selbst; es giebt zwar Stunden, wo ein höheres Licht sie erleuchtet, ein göttlicher Funke sich in ihnen entzünden will, eine reinere Harmonie in ihrem innersten Leben ertönt (und in diesen Augenblicken sprachen sie sich in ihren Dichtungen aus); aber plötzlich erlischt der Funke wieder, sobald sie anfangen, zu handeln, und sie vermögen noch nicht, das Emporstreben zu dem Unendlichen auch in ihren Handlungen, im praktischen Leben, darzustellen. Doch, nicht blos von dieser Classe der Künstler, selbst von denen, welche auch in ihrem Leben eine festere Richtung zu der höchsten harmonischen Bildung ausdrücken, läßt sich mit Recht behaupten, daß ihr Gemüth in den Augenblicken des Dichtens sich in einem andern, als dem gewöhnlicheren Zustande befindet. Alle Kräfte des Gemüths wirken freier, lebendiger, und doch harmonisch; das ganze Universum stellt sich ihnen lebendiger im Zusammenhange dar; sie fassen alles, was sich ihnen in jenen Momenten darstellt, so mannichfaltig es auch immer seyn möge, von der Seite auf, wo es sich zu einem harmonischen in sich geschlossenen und vollendeten Ganzen vereinigen läßt; sie abstrahiren jetzt von denen, wovon sie im praktischen Leben nie gänzlich abstrahiren können. Das gewöhnliche, gemeine Leben entfernt sich ihrem Blick; ein reicheres, schöneres, vollendeteres schließt sich ihnen auf. Wir würden daher offenbar das Wesen der Dichtung auf der einen, und die Menschennatur auf der andern Seite verkennen, wenn wir in dem Bilde, welches der Dichtende von seinem Gemüthszustande entwirft, ganz den immer und überall so das Universum betrachtenden, so schöpferisch eine unendliche Reihe von Formen und Bildern aus seinem Innern hervorrufenden, so energisch

fühlenden, so zu Ideen sich erhebenden Menschen zu erblicken glaubten. Allein, wenn wir uns auch dieses Anspruches gern bescheiden, so kann und wird doch der Psycholog noch immer Interesse genug daran finden, auch diesen Zustand eines menschlichen Gemüths, den er selbst als einen vorübergehenden anerkennt, zu beachten (denn es drückt sich ja hier das Höhere, Bessere, Göttliche im Menschen rein und frei aus). Dazu kommt noch dies, daß gewisse Spuren der herrschenden Richtung seines Geistes auch in jenem Ausdruck des erhöheten und innigeren geistigen Lebens unverkennbar bleiben. Wir müssen freilich in dieser Hinsicht den vollendeten Künstler von dem Anfänger, der sich noch kaum über das Mittelmäßige erhebt, (wenigstens nicht in dem Grade, daß er reine Kunstwerke liefern könne) unterscheiden. Dieser ist noch nicht von dem reineren milderen Feuer poetischer Begeisterung ergriffen; er kann über das gewöhnliche praktische Leben, in dem er auf die Außenwelt, und die Außenwelt auf ihn einwirkt, und über sein alltägliches inneres Leben sich noch nicht genug erheben; daher treiben sich seine Darstellungen immer vorzüglich in den Bildern und Ideen umher, welche ihn, das Individuum (nicht die Menschheit im Menschen) wegen seiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden, interessiren, wenn sie auch zu der schönen Form sich minder harmonisch vereinigen. *) Der vollendetere Künstler erhebt sich über jene beschränktere Sphäre, und wagt einen kühneren und freieren Blick in das Universum; aber, da er doch immer als ein bestimmtes Individuum, das Universum anschaut, so ist es ganz natürlich, daß aus seiner Individualität das, was sich von selbst mit der Freiheit und reinen Objektivität seiner Darstellungen vereinigt, in diese übergeht. So wird z. B.

*) Man kann dies nicht treffender erläutern als an dem Beispiel der Schauspieler, welche überall sich selbst mehr, als ihre Rolle spielen.

unter zwei Dichtern, welche die schöne Natur, und die Empfindungen und Ideen, welche ihr Anblick in ihnen hervorbringt, schildern, und in Ansehung ihres poetischen Werthes einander an die Seite gestellt werden können, doch der eine, dessen Gemüth hingebendes Wohlwollen und Neigung zu sanfteren und leichter wallenden Empfindungen charakterisirt, immer vorzüglich das in der schönen Natur darstellen, was sich treulich an das menschliche Gemüth anschließt und von allen Seiten einladend und an sich ziehend erscheint (wie Hölty), der andere, dessen Gemüth mehr den tieferen Empfindungen des Großen, Erhabenen, Bewundernswürdigen geöffnet ist, die Natur immer von der Seite auffassen, wo sie das Gemüth in den ersten Momenten gleichsam zurückstößt und das Gefühl eines Kampfes zwischen Natur und Freiheit im Innern erweckt, aber eben dadurch es zu den Ideen erhebt, deren reines Anschauen die Harmonie im Innern wieder herstellt. (Das letztere ist gewöhnlich der Fall, wenn Schiller auf Naturscenen kommt.) Diese und andere Spuren der Individualität des Dichters, welche die rein poetische Begeisterung nie ganz vertilgt, aufzufinden, ist freilich oft ein schwieriges Geschäft; und es giebt da so manche Klippen, an denen der noch nicht genug erfahrene und geübte Psycholog scheitert; aber dem Geübteren gewährt es ohnfehlbar nicht unbedeutenden Gewinn. — Wenn der Dichter, der sich selbst unmittelbar ausspricht, einen über den gewöhnlichen sich erhebenden Zustand seines Innern darstellt, so wird der Dichter, in dessen Werken zunächst andere Personen reden und handeln, diese *idealisiren*. Der begeisterte Dichter kann das, was in dem gewöhnlichen Leben der Menschen, wie sie sind, den reinen Einklang stört, nicht in seinen Darstellungen aufnehmen; er würde nicht Dichter seyn, wenn er *vollendete Charaktere* liefern wollte.*) Selbst das Schauspiel, das Familien-

*) Die Dramatiker und Epiker liefern freilich vollendete Charaktere im *guten* und *bösen* Sinn (auch *idealisch schlechte*, wenn ich mich

gemälde, welches uns am wenigsten über das wirkliche Leben erhebt, thut doch etwas mehr, als daß es die bloße nakte Natur, wie sie ist, in die Zeichnung aufnehmen sollte (es müßte denn unter aller Kritik seyn!) Denn die Charaktere werden vollendet gezeichnet, und alles, was im wirklichen Handeln dieser Personen zwar vorfallen könnte, aber zu der bestimmten Zeichnung des Charakters, der dem Dichter im Bilde vorschwebt und zu der Darstellung der Handlungen, in denen sich der Charakter entfalten sollte, nichts beiträgt, sondern nur den reinen Eindruck stört, wird nicht berücksichtigt. Der Unterschied zwischen diesen mehr populären Poesien und jenen erhabenen Darstellungen im Trauerspiel und Heldenepos besteht nur darin, daß hier alles auf Darstellungen des Höchsten in dem Menschen angelegt ist, dem wir uns mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit nähern *); im Familiengemälde auf Zeichnungen vollendeter Charaktere überhaupt, die bald mehr, bald weniger idealisch sind (je nachdem die hohe Kraft der sittlichen Freiheit mehr oder weniger in dem Charakter liegt), aber doch hier, in der künstlerischen Darstellung, als Charaktere überhaupt, sich rein und völlig aussprechen, (lebendiger, als wir es in den einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit gewahr werden). Jene erhabenere Dichtung stellt das Idealische (im Gebiete der Freiheit) in einzelnen Individuen und ihrem Kampfe mit dem Schicksal dar, welche sie gleichsam als Repräsentanten der vollendeten Menschheit betrachtet. Der Psycholog findet hier das vollendet, wozu die Anlagen in dem allgemeinen Charak-

---

so ausdrücken darf, die sich völlig consequent erscheinen, und ganz das sind, was sie nach der verkehrten Tendenz des Gemüths werden können). Jene, die vollendet guten, sind dem Dichter das höchste; diese, die vollendet schlechten, heben jene durch den Contrast.

*) Aus eben diesem Grunde werden jenen im guten Sinn idealischen Charakteren von dem Dramatiker und Epiker oft auch vorzüglich schlechte entgegengesetzt.

ter der Menschheit liegen; er findet den Menschen, wie er werden soll! Diese mehr populäre Dichtung lehrt uns mehr die Menschen kennen, wie sie sind, und concentrirt das in eine lebendigere Darstellung zusammen, was wir im wirklichen Leben mehr einzeln und zerstreut erblicken. Sie hat ohnstreitig den größten Werth für die empirische Psychologie, wenn die Rede von dem Menschen ist, wie er zu seyn pflegt. Doch soll diese Behauptung keineswegs jener höhern Gattung der Poesie, die im erhabensten Sinne des Wortes idealisirt, ihren bedeutenden Gewinn für Kenntniß des Menschen, wie er ist, absprechen. Denn nie darf der idealisirende Dichter vergessen, daß er bei Darstellung seines großen Charakters immer einen Menschen aufstellt, dem alles das eigen bleiben muß, was den Menschen als vernünftig-sinnliches Wesen (in der Erscheinungswelt) überhaupt charakterisirt. Wenn er den Edlen darstellt, der für Menschenwohl, Wahrheit, Tugend selbst das Leben opfert, so wird er nicht vergessen, daß ein so hoher Entschluß, der in der That nur einem vollendeten Menschen (dem Menschen, wie er seyn soll) eigen ist, doch nicht ohne Kampf des Innern, der sinnlichen Natur mit der moralischen, gedacht werden kann (weil er einen Menschen aufstellt), und nicht ohne den besondern, eigenthümlichen Kampf, der seinem Individuum eigen seyn muß, und in den besondern Neigungen und Verhältnissen des Individuums gegründet ist.

So stellt uns der unsterbliche Schiller in seinem romantischen Trauerspiel: Die Jungfrau von Orleans, ein heroisches Mädchen dar, beseelt vom hohen Enthusiasmus, ihr Vaterland zu retten und der Stimme eines höheren Wesens zu folgen. Ihr Charakter ist vollendet idealisch, denn vom ersten Augenblicke an, da sie den Hirtenstab in der Hand sinnend unter dem Eichbaume steht, dessen Säuseln ihr heilig war, bis zu dem letzten Moment ihres Lebens, wo sie himmlisch verklärt, die göttlichen Worte spricht: „kurz ist der Schmerz, doch ewig

ist die Freude!" leitet jener erhabene Enthusiasmus jede ihrer Handlungen. Aber kann man wohl dem Dichter den Vorwurf machen, daß er einen Charakter gezeichnet habe, wo man den Menschen überhaupt und das Weib insbesondere nicht lebendig dargestellt fände? Dies würde freilich der Fall seyn, wenn wir in der heroischen Jungfrau nie eine Aeußerung und Regung der sanfteren und zarteren Weiblichkeit bemerkten. Aber wie meisterhaft hat der Dichter diese Aeußerungen mit ihrem heroischen Enthusiasmus verwebt! Nicht ohne innige Wehmuth sagt die Jungfrau ihren väterlichen Triften das Lebewohl:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl! — —
Ihr Bäume, die ich wässerte, ihr Wiesen ꝛc.

Mit inniger Freude begrüßt sie ihre Schwestern in eben dem Augenblick, wo sie als Retterin des Vaterlandes vor den Augen der staunenden Menge im Triumph in der Hauptstadt eingeführt wird, und fragt mit kindlicher Sorgsamkeit nach dem geliebten Vater. Wie vom Blitzstrahl getroffen bebt sie zurück, da mitten im Kampf der Anblick des schönen Lionel die Empfindung der Liebe, der die Heldin schon auf immer entsagt zu haben glaubte *), plötzlich in ihr erweckt. Sein Bild verläßt sie nicht, mitten im Gewühl der Schlachten, im Geräusch der Menge fühlt sie nur ein leises Sehnen nach einem andern friedlicheren Berufe. Mächtig kämpft sie mit sich selbst, wie mit den Feinden des Vaterlandes, und, so wenig sie der hohe Enthusiasmus verläßt, der sie immer mächtig, wie mit Sturmes Ungestüm, zum Kampfplatz drängt, so sehr sie mit ihrer

---

*) In diesem plötzlichen Entstehen der Neigung zu Lionel (ein Punct, woran manche Beurtheiler jenes Trauerspiels einen Anstoß nehmen) hat der Dichter, nach meiner Einsicht, meisterhaft den schwärmerisch-hohen Enthusiasmus der tief und lebhaft fühlenden Jungfrau mit ihrer Weiblichkeit, wie in einen Moment, vereinigt dargestellt.

eigenen Weiblichkeit hadert, so stimmen doch die Töne der sanften Musik, die im königlichen Pallast die Freude des Hofes und Volkes bei einer gewonnenen Schlacht, verkündigt das heroische Mädchen zu den elegischen Klagetönen: welche Töne! wie umstricken sie mein Herz! jeder ruft nur seine Züge, zaubert nur sein Bild hervor! — Wie interessant und belehrend wird die Lektüre solcher Dichtungen für den Psychologen, wenn er auch in diesen idealischen Darstellungen immer den Menschen, den Mann, das Weib, den Jüngling, den Greis, das Individuum wiederfindet, und sich dabei hütet, in den Dichter eine Psychologie willkürlich hineinzutragen, die nicht von selbst aus ihm hervorgeht!

Was läßt sich in Hinsicht einer entworfenen Charakteristik von dem Redner erwarten?

Wenn sich der Dichter in seinem Kunstwerke nur in sofern an einen bestimmten Umkreis der Objekte hält, als die Einheit des Ganzen (eine nothwendige und unentbehrliche Bedingung der ästhetischen Darstellung) es erfordert, aber in diesem Umkreis, in dieser Einheit demohngeachtet seine Freiheit behauptet, sein inneres Leben rein und frei ausspricht, in endlichen Formen das Unendliche darstellt; so ist es dem Redner nicht blos um diese ästhetische, in der Zusammenfügung der einzelnen Theile sichtbare Einheit zu thun, sondern er bestimmt das zu bearbeitende Object dem Verstande ungleich genauer, und behält es unverrückter im Auge, d. h. er behandelt ein bestimmtes Thema, und verstattet dabei der Phantasie nur unter der Bedingung ein etwas freieres Spiel, als bei dem blos didaktischen Vortrage statt findet, wenn der Hauptsatz der Rede auf irgend eine Weise dabei gewinnt (anschaulicher und mit größerer Ueberredungskraft dargestellt wird). Ihm ist das Schöne Mittel zum Zweck, Dienerin und Gefährtin des Nützlichen. Schon aus der Ansicht der Tendenz der Redekunst geht daher das Resultat hervor: der Redner wird sein Ge-

müth nie so völlig und lebendig aussprechen, als der Dichter. Und gewiß, je mehr die Rede als Erzeugniß der Kulturperiode, nicht als reines, von Kunst der schlauen Politik noch weit entferntes Naturprodukt zu betrachten ist, je mehr der Redner durch Verhältnisse der Zeit und des Ortes beschränkt wurde, je mehr er seinen Vortrag auf Menschen berechnen mußte, die sich nicht mehr dem ersten, reinem, natürlichen Eindrucke hingeben, sondern durch kluge und kunstvolle Vorbereitung, durch mannichfaltige und klug berechnete Wendungen, durch Vereinigung alles dessen, was die Beredsamkeit (ohne zu hintergehen) zu leisten im Stande ist, für die gute Sache gewonnen werden müssen; desto weniger kann man von den Gedanken, die der Redner vorträgt, und der stylistischen Form, die er wählte, im Ganzen und Einzelnen einen richtigen Schluß auf seine wirkliche, ihm eigenthümliche Art zu denken und zu empfinden machen. So bemerkten schon die ältesten durch ihre Schriften uns bekannten Rhetoriker, vom Aristoteles an (und vielleicht noch früher), daß ein vorzügliches wirksames Mittel der Ueberredung in dem Ausdruck einer edlen, unpartheiischen, wohlwollenden, bescheidenen Denkungsart liege, der durch die ganze Rede sichtbar *) bleiben müsse (eine Maxime, die von psychologisch arbeitenden Rednern auch in unsern Tagen befolgt wird). Aber wie leicht ist man hier der Täuschung unterworfen, wenn man den reinen Ausdruck der wirklichen innern Gesinnung von der Maske genau unterscheiden will! Sicher würde sich dagegen aus der stylistischen Form das beurtheilen lassen, was mit dem sittlichen Charakter nicht zunächst in Beziehung steht, (die Phantasie, der Scharfsinn, Witz des Redners u. s. w., und das Verhältniß dieser Geistes-Vermögen unter einander), wenn nur nicht auch hier die verschiedenen

---

*) Die Beobachtung dieses Grundsatzes gehörte zu dem, was die Alten ἦθος, mores, in der Rede nannten.

Bedürfnisse der Zuhörer den Redenden oft zu einer stylistischen Umgebung veranlaßten oder nöthigten, die ihm vielleicht weniger natürlich ist, als eine andere Form der Darstellung. — Wenn endlich von der Charakteristik die Rede ist, welche der Redende nicht sowohl von sich selbst, als von andern entwirft, so ist es unläugbar, daß eine treue und psychologisch richtige Schilderung eines Menschen, wie er dachte, handelte, lebte, für den Psychologen das größte Interesse gewinnen kann. Aber wie gering ist ihre Anzahl! wie weit öfter finden wir nicht statt jener Charakteristiken (in älteren und neueren Reden) partheiische, halbwahre, übertriebene Schilderungen, denen man es bald ansieht, daß sie mehr aus dem einmal vorgesetzten Zweck, zu loben, oder aus Sucht, auf der Rednerbühne durch Figuren zu glänzen, als aus dem ernsten Bestreben, den Menschen richtig darzustellen, hervorgingen!

III. Die Lektüre gewährt uns in einer dritten Hinsicht psychologischen Stoff, wenn man auf die von dem Schriftsteller berechnete Wirkung, welche der Vortrag in dem Gemüth der Leser hervorbringen sollte, und auf die Mittel, die er anwandte, um jenen Zweck zu erreichen, seine Aufmerksamkeit richtet. Was läßt sich hier von dem Dichter, was von dem Redner erwarten? Man würde das ätherische Wesen der reinen, wahren Poesie in der That in einen gröberen irdischen Stoff umwandeln, wenn man den Dichter in einer solchen Absicht lesen, wenn man in ihm rhetorisiren*) wollte, ohne zu bedenken, daß der Dichter das Schöne darstellt, ohne mit schlauer, ängstlicher Politik die Wirkungen zu berechnen, welche sein Vortrag, seine

*) Was in den Dichtern rhetorisiren heiße, und zu welchen sonderbaren, oft lächerlichen Urtheilen es verleite, davon geben uns so manche Schriften der späteren griechischen Rhetoriker (s. d. τεχνη ῥητ. des Dionys v. Halicarnaß) die einleuchtendsten Beispiele. Es versteht sich, daß ich nicht das Rhetorisiren in den dichterischen Stellen tadele, wo der Dichter ausdrücklich Personen redend einführt, die als rhetorische Künstler auftreten. Dieß thun besonders rhetorische Dichter, z. B. Euripides.

Darstellung im Gemüth der Leser hervorbringen wird. So dargestellt, wird, hoffe ich, meine Behauptung völlig mit dem vereinbar seyn, was ein denkendes und schätzbares Mitglied unserer Gesellschaft über einige Aeußerungen meiner früheren Abhandlung bemerkte, die eben diesen Punkt betrafen, und vielleicht etwas zu allgemein und unbestimmt ausgesprochen waren. Ich gebe es gern zu, daß der Dichter seine Darstellung des Schönen als ein Schema des übersinnlichen Schönen aufstellt, welches durch seine leicht faßliche Gestalt ihr Verehrer und Anbeter erwerbe. Es war sehr richtig in jener Beurtheilung bemerkt, daß es dem Dichter, wenn er gewisse Empfindungen (z. B. des Schrecklichen, Erhabenen, Sanftanziehenden u. s. w.) darstellt, auch darum zu thun sein müsse, ähnliche Empfindungen in dem Gemüth seiner Leser zu erwecken, wenn er nicht an der Wahrheit seiner Dichtung selbst verzweifelt. Er spricht, wenn er wahrer Dichter ist, als Repräsentant der ganzen Menschheit, er sucht die Gegenstände der reinsten menschlichen Sehnsucht, das Heilige und Ursprüngliche, lebendig auszusprechen, und kann es also ohnmöglich als gleichgültig betrachten, ob andere menschliche Wesen durch das Anschauen seines Kunstwerkes mit ihm zu Ideen erhoben, zu Gefühlen gestimmt werden, oder nicht. In dieser Rücksicht hat die Poesie allerdings einen Zweck. Aber etwas anderes denkt man sich doch, wenn von dem didaktischen Vortrag, wo eine gewisse (historische oder philosophische) Wahrheit erläutert oder bewiesen werden soll, oder von dem rednerischen, der einen Entschluß hervorzubringen sucht, behauptet wird, daß hier ein bestimmter Zweck verfolgt werde. So wie sich die Phantasie des Dichtenden in einem als Objekt aus freier Wahl ergriffenen Kreise der Ideen und Gefühle, mit innerer Einheit und Zweckmäßigkeit, frei bewegt, ohne bei einem Begriffe und bei einer Wahrheit so zu verweilen, daß man überall nur jenen, nur diesen unmittelbar dargestellt und erläutert sähe, ohne

einem Gefühl sich ganz und einseitig hinzugeben, gleich dem Menschen, den eine Leidenschaft übermannt, und an nichts anderes denken läßt; so kann man auch den Zweck des wahren Dichters ohnmöglich einseitig beschränken. Es bleibt immer der universelle Zweck, menschliche Wesen durch das dargestellte Schöne anzusprechen, die Sinn und Sehnsucht nach dem Schönen, wie der Dichtende selbst, in ihrem Herzen tragen. Und so gewiß es ist, daß Freunde und Verehrer des Schönen unter uns wandeln, und, so lange es Menschen giebt, nicht aufhören werden, den Musen und Grazien zu huldigen; so vollkommen berechtigt ist der wahre Dichter, der Erreichung seines Zweckes mit inniger Hoffnung entgegenzusehen. Auch bei einer kleinen Anzahl jener Auserlesenen feiert die Kunst ihren hohen Triumph. Auf bestimmte Subjekte, die ihr huldigen, und auf bestimmte Wirkungen in der Außenwelt, die sich hier unmittelbar, sichtbar, darstellen sollen, rechnet sie nicht. Denn dies würde den Dichter nöthigen, äußere Verhältnisse und Bedingungen zu berücksichtigen, wodurch seine Freiheit beschränkt würde. Ich fürchte daher nicht, zu viel zu behaupten, wenn ich glaube, daß der Psycholog den Dichter nicht von diesem Standpunkte aus lesen und beurtheilen darf. Ganz andere Verhältnisse und Rücksichten treten bei der Lektüre der Redner ein. Wenn die Kunst, durch den Ausdruck der Sprache auf das menschliche Gemüth in einer bestimmten Richtung zu wirken, irgendwo in ihrer ganzen Größe erscheint, so erblicken wir sie gewiß in den Vorträgen der berühmtesten Redner älterer und neuerer Zeiten. Denn um Entschließungen hervorzubringen, welche in Handlung übergehen, muß der Redner auf den ganzen Menschen wirken, und nicht blos einseitig den Verstand durch kalte Belehrung und Ueberzeugung beschäftigen, oder die Phantasie allein unterhalten, und ein unstätes Spiel der Gefühle veranlassen, sondern beide, die niederen sowohl als die höhe-

ren Geisteskräfte zugleich in Thätigkeit setzen. Die Erfahrung lehrte es von jeher, daß rednerische Vorträge desto schnellere und größere Wirkungen hervorbrachten, je mehr der Redende die Kunst verstand, sich vom Verstande durch die Phantasie und Empfindung den Weg zu dem Begehrungsvermögen zu bahnen; je deutlicher, je bündiger er den Verstand von der Wahrheit und dem Werthe seiner Behauptungen und Forderungen zu überzeugen, je lebendiger er ihren Zusammenhang mit gewissen Neigungen und Trieben des Menschen darzustellen, je inniger er dadurch bald das niedere, bald das obere Begehrungsvermögen, bald beide zugleich für die Annahme der aufgestellten Maxime zu gewinnen vermochte. Der Redner muß daher den Menschen kennen, und zu behandeln verstehen, wenn er seinen Zweck nicht verfehlen will. Bei der großen und mannichfaltigen Verschiedenheit menschlicher Anlagen, Bildungsstufen, Charaktere (menschlicher Individualitäten, welche durch äußere Bedingungen der Erziehung, Lebensart, Schicksale, u. s. w. bestimmt werden), werden es auch in einzelnen Fällen verschiedene und besondere Mittel seyn, die ihn zu jenem Zweck der Willensbestimmung auf einem sicheren Wege leiten, besondere Modificationen, wodurch jene allgemeine Methode des Redners, von der Belehrung des Verstandes auszugehen, und da sein Geschäft zu enden, wo alle Gefühle und Neigungen sich in einem Entschlusse vereinigen, verschieden bestimmt und geleitet wird. (Daß ich hier von den besondern Methoden der Darstellung der rednerischen Beweise und Motive, ihrer Ordnung und Verknüpfung, der stylistischen Umgebung und allem, was man darunter denkt, spreche, bedarf keiner Erläuterung). Der Redner muß daher auch Kenntniß der Menschen besitzen, um auch auf die Menschen zu wirken. Sollte der Psycholog nicht reichen Gewinn für seine Wissenschaft finden, wenn er den Redner als einen praktischen Psychologen betrachtet und beurtheilt, ihn gleichsam

in seiner Werkstätte zu b[illegible]chen sucht, ihm die Kunstgriffe ablernt, wodurch er sich des menschlichen Gemüths zu bemächtigen sucht, und dadurch auf Resultate (die bald den, bald die Menschen betreffen) geleitet wird? Freilich wird der psychologische Werth der Lektüre sehr verschieden seyn, je nachdem uns das Eigene und Individuelle, wodurch die Classe der Zuhörer und Leser, für welche der rednerische Vortrag zunächst geeignet war, charakterisirt wird, mehr oder weniger bekannt ist, und die Erreichung des Zweckes, welchen der Redende erreichen wollte und sollte, mit größeren oder geringeren Schwierigkeiten verknüpft war. Nur dann wird es uns gelingen, die psychologischen Ansichten und Grundsätze, welche einen Isocrates, Demosthenes, Cicero leiteten, richtig aufzufassen, wenn wir mit dem Charakter und den Stimmungen des Volkes, zu dem sie sprechen, so genau als möglich bekannt sind. Eben so einleuchtend ist es, daß der Redner in gewissen Verhältnissen und Lagen ungleich größere und tiefere psychologische Kunde verrathen kann und muß, als in andern. Denn da, wo nur ein Begriff, der noch einiges Dunkle hatte, erläutert, und von mehreren Seiten betrachtet, eine Ueberzeugung, für deren Richtigkeit man noch nicht ganz gewonnen war, begründet, ein Entschluß, der in dem Gemüth noch hin und her schwankte, mehr befestigt werden sollte, mit einem Wort, wo der Entzweck, auf den der Redner hinarbeitete, verhältnißmäßig klein und unbedeutend war, da wurde auch ungleich weniger Kunst und Kraft erfordert, als in jenen Fällen, wo ein den Zuhörern völlig fremder und neuer Begriff klar und deutlich dargestellt, ein Grundsatz, den man insgemein als irrig und schädlich verwarf, als wahr und nützlich empfohlen, ein Entschluß, wegen welchen im Gemüth der Zuhörer Vorurtheile und Neigungen hartnäckig kämpften, hervorgebracht werden sollte. Hier mußte das ganze Gemüth mächtig ergriffen, jeder Schlupfwinkel ausgespäht, jede Kraft, Thä-

tigkeit, Neigung, Leidenschaft berücksichtigt, alles, was mit dem Zweck des Redenden freundlich zusammenstimmte, in seiner ganzen Stärke erregt, alles, was ihm feindlich widerstrebte, muthig bekämpft werden. Hier zeigt sich der Redner als praktischer Psycholog in seiner ganzen Stärke; und der Leser wird hier, durch Kenntniß von der Stimmung und den Charakter der Zuhörer unterstützt, auf die fruchstbarsten psychologischen Resultate geleitet. Aus diesem Grunde kann besonders das Studium der alten Redner nicht genug empfohlen werden. Denn so wenig es geleugnet werden kann, daß auch unsere Kanzelredner nicht selten mit wiederstrebenden Neigungen und tiefgewurzelten Vorurtheilen kämpfen; so müßte demohngeachtet in jenen Zeiten, wo die Beredsamkeit mächtig, wie eine Göttin, in den Volksversammlungen und Gerichtshöfen herrschte, die Zahl der Fälle, welche den Redner nöthigen, alle seine Kenntniß des menschlichen Gemüths (seine praktische Psychologie) aufzubieten, größer, als jetzt seyn. Der Kanzelredner unserer Tage kann mit Recht der Verstandesbildung seiner Leser und Zuhörer so viel zutrauen, daß wenigstens der größere Theil die Wahrheiten und Grundsätze, welche er anempfiehlt, im Herzen billige, wenn auch zwischen jener inneren Billigung und der Lebensbesserung und Befolgung jener Grundsätze noch immer eine bedeutende Kluft befestigt ist. Aber selbst diesen Vortheil werden sich jene gerichtlichen und politischen Redner in unzähligen Fällen nicht versprechen. Religion und Sittlichkeit konnten hier nicht als höchste Zwecke betrachtet werden, sondern waren dem Redner nur Mittel, um hie und da den bürgerlichen und politischen Zweck, der ihm vorschwebte, durch inniges Verweben des politischen Interesse mit einem noch höheren sicherer zu erreichen. Die Fragen, welche hier beantwortet werden müssen, betrafen nicht die Empfehlung einzelner Pflichten überhaupt, (für welche doch immer in dem größeren Theil der Menschen im Voraus schon

eine innere Stimme, wenn auch schwach und leise spricht) oder die Meinung vor gewissen Thorheiten und Fehlern (welche selbst der verdorbene Mensch, durch das innere Bewußtseyn aus dem Schlummer geweckt, nicht selten für das erkennt, was sie wirklich sind) sondern die Entscheidung dessen, was in einzelnen Fällen Gesetz, Billigkeit, Staatsinteresse erfordert. Bei Untersuchungen dieser Art konnte schon deswegen weniger Uebereinstimmung erwartet, aber wohl ein härterer Kampf entgegenstrebender Neigungen befürchtet werden, weil die Menschen (wie die Erfahrung zeigt) da, wo von dem Einzelnen und Individuellen die Rede ist, ungleich weniger übereinstimmen, als da, wo die Frage allgemeinere Punkte betrifft. Wenn wir nun übrigens zugleich dies erwägen, daß der Zweck der Kanzelvorträge nicht dahin geht, augenblickliche Entscheidungen und Willensbestimmungen zu bewirken, (was in jenen Gattungen der Rede allerdings der Fall war), sondern eine völlige, dauernde, auf das ganze Leben des Menschen sich verbreitende Besserung und Heiligung hervorzubringen, die ihrer Natur nach nicht, wie jene momentanen Entschließungen, erstürmt sondern nur allmälig, nach oft wiederholten Belehrungen, Ueberzeugungen, Rührungen, durch ein stilleres und ruhigeres Wirken von Seiten des Redners hervorgebracht werden kann; so werden wir es nun um so begreiflicher finden, warum jener Redner in einzelnen Vorträgen gemeiniglich weit mehr auf einmal in dem menschlichen Gemüthe in Thätigkeit setzen, und heftiger erregen müßten, warum sie veranlaßt wurden, sich mehr auf einmal in ihrer ganzen Stärke zu zeigen. Dies erklärt uns die Demosthenische δεινοτης (Unwiderstehlichkeit). Dort zeigte sich übrigens der Erfolg der Rede (das, was durch die psychologische Kunst des Redners wirklich ausgerichtet ward, und sie, in vielen Fällen*) wenigstens, bewährte) ungleich auffallender, in be-

*) Ich sage nur: in vielen Fällen. Nicht immer ist man berechtigt,

stimmten Thatsachen und hervorgebrachten Veränderungen und stand gemeiniglich mit einemmale vor den Augen des Beobachters da. Nicht so da, wo der Erfolg mehr in das Ganze, Allgemeine eingreift, und eine Summe einzelner, allmälig entstehender, leiser, verborgener Wirkungen umfaßt.

IV. Wir werden endlich aus der Lektüre psychologischen Stoff gewinnen, wenn wir die deutlicher vorgetragenen Erzählungen und Entwickelungen psychologischer Erscheinungen und die gediegener dargelegten psychologischen Resultate auffassen. Mit je größerem Recht wir voraussetzen können, daß der Erzählende richtig, besonnen, vollständig beobachten, oder aus einer fremden aber lautern Quelle schöpfen, und eben so treu und vollständig wiedergeben konnte, desto willkommner wird uns jene Darstellung psychologischer Erscheinungen seyn. Je mehr sich das psychologische allgemeine Resultat auf einer richtigen, durch Grundsätze geleiteten, durch Erfahrung geprüften Kenntniß und Beobachtung der Menschennatur gründet, desto höheren Werth wird es in unsern Augen behaupten. Wenn wir diesen allgemeinen Gesichtspunkt auf *Redner* und *Dichter* anwenden, so würde ich allerdings den Werken der Dichtkunst vor den rednerischen Vorträgen im Ganzen den Vorzug einräumen, und den dichterischen Werken nur die Produkte der Kanzelberedsamkeit, die nach meiner Ueberzeugung am nächsten an die Poesie grenzen, an die Seite stellen. Ich komme auf denselben Grund zurück, von dem meine ganze Untersuchung überall ausgehen mußte. Der wahre, große Dichter kann und darf nichts *einseitig* aussprechen; er vergißt in den Momenten des Dichters die zufällige und beschränkende

---

von dem Erfolg einer solchen Rede auf die psychologische Kunst des Redners einen richtigen Schluß zu machen. Was konnte nicht, während der Rede selbst, ein an sich unbedeutender Vorfall, ohne mit der psychologischen Kunst des Redenden in Verbindung zu stehen, bei den Attikern und Römern bewirken!

Individualität, die mit dem Reinmenschlichen nichts zu thun hat, und fühlt sich von einer lebendigen Totalität der Ideen und Gefühle durchdrungen, er blickt in diesen erhebenden Momenten selbst in die innersten Tiefen der Menschheit, (denn er fühlt und dichtet ja gleichsam im Namen der Menschheit und für sie), und keine unglücklich düstre, den Geist in traurige Fesseln schmiedende Stimmung (die uns so oft das Wahre, Reine, Große, Natürliche im Menschen mißdeuten und verkennen läßt) verleitet ihn zu einseitigen Ansichten, die wohl im Einzelnen, aber nicht in jener Allgemeinheit gelten. Dies scheint freilich einer Erfahrung zu widersprechen, die gewiß ein jeder schon oft gemacht hat, der mit der Lektüre dichterischer Werke nur einigermaaßen vertraut ist. Dringen sich uns nicht selbst in den Werken der vollendetsten Dichter nicht selten Ideen und Ansichten auf, die vor dem Richterstuhl einer strengprüfenden philosophischen Kritik nicht immer in dieser Allgemeinheit dargestellt bestehen möchten? Und kann uns dies wohl befremden, da der Dichter im Moment der innigsten Begeisterung spricht, wo er nicht, wie der kältere philosophische Forscher, Begriffe, Urtheile und Schlüsse analysirt, sondern das Gefühl darstellt, mit dem er von einem gewissen Objekt der Einbildungskraft lebendig ergriffen würde? Dies verpflichtet freilich den Psychologen auch bei der Lektüre der Dichter zu einem äußerst vorsichtigen Gebrauch des Stoffes, aus dem er Resultate für seine Wissenschaft zu gewinnen hofft; eine Vorsicht, die nur dann statt finden wird, wenn eine richtige Ansicht der Poesie vorausgeht. Der Zustand der dichterischen Begeisterung (in dem wahren Dichter, von dem hier immer nur die Rede seyn kann) beruht nicht einzig auf der Fülle und Lebhaftigkeit (Innigkeit) der Empfindung, sondern auch auf ruhiger und freier Contemplation des Objektes. Das Objekt, wodurch die Dichtung veranlaßt wurde, konnte zuerst den Künstler richtig ergreifen, eine unnennbare Menge von

Gefühlen und Empfindungen, die sich vielleicht sonderbar durchkreuzen, in ihm aufregen — aber, wenn er ein wahrer Dichter ist, so läßt er sich von diesem Drange der Gefühle nicht überwältigen, sondern erhebt sich mit Freiheit, zur ruhigeren Contemplation, und ordnet nun das Mannichfaltige in sich zu einem harmonischen Ganzen. Hier vereinigt sich das, was an sich betrachtet, einzeln, einander zu widerstreiten scheint, im schönsten, friedlichen Bunde, jede Disharmonie löst sich in Einklang auf. Das Kunstwerk, das aus dieser freien Produktion hervorgeht, ist ein treuer Abdruck des Innern. Um es also theils psychologisch, theils ästhetisch richtig interpretiren und würdigen zu können, darf der Leser nicht einzelne Partheien des Gedichts, von einander willkürlich isolirt, auffassen, und so psychologische Resultate aus den Ansichten herausläutern, sondern er muß das Ganze (weil es ein innig verbundenes Ganze ist und seyn soll) ungetrennt auffassen, und den Dichter gleichsam nachproduciren. Nur auf dem Wege wird es uns gelingen, den Dichter ganz zu fassen; und hier wird so manche Einseitigkeit und Disharmonie verschwinden, die im Einzelnen und isolirt betrachtet zu herrschen schien. Kaum halte ich es für nöthig, diese Bahnen kurz insbesondere auf die Dichtungen anzuwenden, wo der Dichter andere Personen aufstellt, und in ihnen die Leidenschaft ihr Spiel treiben läßt. Die reinen Resultate und Ideen, welche der Dichter in seinem Kunstwerk niederlegte, gehen auch hier aus dem Ganzen hervor. Je vollendeter das Drama ist, desto mehr löst es sich nach vollendetem Kampfe der Leidenschaften, (die freilich einmal einseitig erscheinen müssen, weil es Leidenschaften sind) im reinen Einklang, und ruhiger Contemplation auf; und der Zuschauer oder Leser scheidet dann beruhigt von dem Trauerspiel. (Trefflich wußten die alten Dichter ihren Chor für diesen Behuf zu benutzen). — Wenn man auf diesem Wege in den Werken des

Dichters, den der wahre Dichtergenius beseelte, allerdings zu rein psychologischen Resultaten gelangen kann, so wird dies bei dem Redner um der ganzen Natur und Tendenz der Beredtsamkeit willen ungleich schwieriger seyn, denn da in den Werken der Beredtsamkeit ungleich mehr das Hinstreben auf einen bestimmten Zweck, das Berücksichtigen gewisser Personen, und Umstände, der Zeit und des Ortes statt findet, als jene Totalität, so müssen uns die psychologischen Resultate, welche wir hier auffinden, allemal darum verdächtiger erscheinen, weil der Redner eben durch diese Rücksichten oft zu sehr einseitigen Resultaten verleitet werden konnte, die zwar von den Menschen, mit welchen er es gerade jetzt zu thun hat, gelten, aber nicht das Reinmenschliche aussprechen. Eine Ausnahme von dieser Regel dürften aber doch die guten, besonders die ächt psychologischen Kanzelvorträge (eines Reinhard, Tischer, u. a. m.) verlangen. Die Kanzelberedtsamkeit grenzt überhaupt in Ansehung jener Totalität zunächst an die Dichtkunst; ihr Zweck ist weit allgemeiner und alles umfassender, als die ungleich mehr einseitige Tendenz der alten gerichtlichen und berathschlagenden Beredtsamkeit, es ist Veredlung des Willens, allmäliges Hinführen des Menschen, heilige Weihe des Lebens; Religion, Philosophie, Poesie und Kunst überhaupt stehen in einem heiligen und ewigen Bunde, und vereinigen sich immer in einem Punkt, Darstellung und Ergründung des Ursprünglichen und Heiligen, und gehen von einem Punkt aus, der Sehnsucht nach dem Unendlichen.

Resultat.

Weder Dichter noch Redner liefern zunächst und unmittelbar rein psychologischen Stoff. Aus beiden muß ihn der Psycholog gleichsam durch einen Scheidungsprozeß gewinnen, indem er weder das, was nur von dem vollendeten Ideal

des Menschen gilt, noch die Resultate, welche die Menschen nur in den zufälligen Umgebungen der Außenwelt betreffen, unmittelbar für reinen psychologischen Stoff gelten läßt. Zu der Kunde des Menschen wird ihm mehr der Dichter, zur Kenntniß der Menschen mehr der Redner die Hand bieten.

B.

Versuch einer Beantwortung der Frage:

Giebt es ein rein menschliches Bedürfniß für positive Religion?

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.
>
> Schiller.

Schema des Ganzen.

Einleitung.

§. 1—10. Allgemeine Erörterungen des Ursprungs und Wesens der Religion überhaupt, aus denen das Resultat entwickelt wird, daß alle Religion überhaupt einen positiven Charakter im weitesten Sinne des Worts schon an und in sich trage.

§. 11. Positive Religion in politischer Bedeutung als Staatsreligion genommen.

§. 12. Positive Religion in der engern und erhabensten Bedeutung, in welcher sie mit der geoffenbarten Religion zusammentrifft.

Der Verfasser wünscht, daß die Mitglieder der Gesellschaft diese Abhandlung blos als eine höchst unvollkommene und mangelhafte Zusammenstellung von Fragmenten und Aphorismen über diesen Gegenstand betrachten möchten.

Seitdem man den Anfang gemacht hat, dem freiern Forschungsgeiste, der mit dem bloßen Autoritätsglauben nicht zufrieden ist, größere Rechte im Gebiet der Theologie und Religionsphilosophie einzuräumen, als ehedem geschah; ist unter

andern auch der Werth und die Nothwendigkeit, ja sogar die Möglichkeit einer allgemeingültigen positiven Religion sehr verschieden beurtheilt worden. Die lauten Aeußerungen, mit denen sich neuere Theologen von mehr als einer Seite für die natürliche oder (wie man sie oft auch nennt, ohne den Begriff der Sache ganz zu erschöpfen) für die Vernunftreligion einzig und allein entscheidend erklärten, mußten nothwendig theils heftigen Widerspruch veranlassen, theils mannichfaltige Versuche, mit Waffen aller Art den Werth und Vorzug der positiven Religion zu retten. Der enge Zusammenhang, in welchem eine richtige und entscheidende Beantwortung dieser Frage mit der Sache des Christenthums selbst, und mit der Richtung unserer ganzen Theologie verknüpft ist, war zu einleuchtend und klar, als daß man sie gleichgültig übersehen konnte; zumal da die Gegner der positiven Religion nicht selten gerade auf das, was dem Menschen, der seine Würde fühlt, über alles geht, auf die eigne Kraft, sich die wichtigen Fragen: was kann ich wissen? was darf ich hoffen? was soll ich thun? mit selbstthätiger Freiheit zu beantworten, das Gebäude ihrer Behauptungen gründeten, und also den Menschen von einer empfindlichen Seite angriffen. Es war von selbst zu erwarten, daß diejenigen, bei denen ein mißverstandener Auktoritätsglaube allen Sinn für Entwickelung ihrer Behauptungen aus der Tiefe des menschlichen Geistes verdrängt hatte, jeden Versuch, ihren eignen Auktoritätsglauben philosophisch zu würdigen, im Voraus verurtheilen oder wenigstens für überflüssig erklären, diejenigen aber, welche mit neuerern Resultaten philosophischer Ueberzeugungen den Glauben an die positive Religion zu vereinigen wünschten, allen Scharfsinn, selbst Dialektik, aufbieten würden, um ihren Werth und Gehalt durch ganz andere Gründe, als man ehedem brauchte, zu retten und zu vertheidigen. Diese Vereinigungsversuche müssen (vom geistvollen Werke des unsterblichen Kant an: die Re-

ligion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, bis zu den allerneuesten Identitätsphilosophen herab) eben so mannigfaltig und verschieden ausfallen, als es die philosophischen Ansichten und Systeme selbst waren; denn die Abhängigkeit der Theologie (ich sage nicht, der Religion) von der Philosophie hat niemals aufgehört. Allein, indem man sich bemühte, die Möglichkeit oder selbst die Nothwendigkeit und den Begriff einer geoffenbarten oder positiven Religion (denn beide Ausdrücke werden hier und da als synonyme gebraucht) bald aus metaphysischen, bald aus moralischen Principien zu construiren und zu deduciren, und auf diesem Wege zugleich den hohen Werth des Christenthums, als einer positiven Religionslehre, einleuchtender darzustellen, dachte man nicht immer ernstlich genug an eine psychologische Ansicht der Sache, d. h. an die Beantwortung einer Frage, die sich doch wenigstens im Voraus als möglich denken läßt, sollte nicht die Nothwendigkeit und Gültigkeit einer positiven Religion auf eben den Stützen ruhen, auf welche sich die Unwandelbarkeit der Religion überhaupt gründet? sollte es nicht im Menschengeiste, in seinem innersten und tiefsten Leben, ein eben so nothwendiges und unvertilgbares Bedürfniß für positive Religion geben, als ein Bedürfniß, eine Anlage für Religion überhaupt, unverkennbar in ihm vorhanden ist? Wenn mich die Lektüre einiger geistvollen Aufsätze und Schriften *) schon längst im Stillen für den Gegenstand dieser Frage interessiren konnte; so fühle ich mich jetzt

*) Friedrich Köppen über Offenbarung in Beziehung auf Kantische und Fichtische Philosophie, 2te Ausgabe, Lübeck und Leipzig, 1802. 8. D. Jenisch Kritik des dogmatischen, idealistischen und hyperidealistischen Religions- und Moralsystems nebst einem Versuch Religion und Moral von philosophischen Systemen unabhängig zu begründen; Leipzig, 1804. 8. Horst Ideen über Religion, Mythologie und Christenthum in Beziehung auf den Zeitgeist in Henke's Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte, 6te B. 3tes St. (wo jedoch der Vf. seinen Namen nicht nannte). — Diese waren es vorzüglich, welche mir

durch die Aufmerksamkeit, welche unsere anthropologische Gesellschaft jener Untersuchung zu widmen beschloß, um so dringender aufgefordert, die Resultate meiner Ueberzeugungen wenigstens in der Kürze darzustellen, und die Mitglieder unseres Bundes um eine freundschaftlich strenge Kritik zu ersuchen.

Man darf nur einen flüchtigen Blick auf die Schriften unserer Religionsphilosophen oder auf die in ziemlicher Menge vorhandenen Handbücher und Erläuterungsschriften der theologischen Dogmatik richten, um sich zu überzeugen, daß der Ausdruck „positive Religion" nicht überall in einer und derselben Bedeutung genommen wird. Da ich nicht ohne Grund eine dreifache Bedeutung unterscheiden zu können glaube, und eine nur einigermaßen befriedigende Beantwortung der vorliegenden Frage: ob es für positive Religion ein rein menschliches (durch die Natur selbst in den Menschengeist gepflanztes) Bedürfniß gebe? ganz unmöglich ist, so lange der Begriff der Sache in einem gewissen zweifelhaften Helldunkel schwebt, so sey es mir erlaubt, mich über diese verschiedenen Ansichten des Begriffs: positive Religion ausführlicher zu erklären, und mit diesen Erläuterungen eine stete Rücksicht auf die Entscheidung der zu beantwortenden Frage sogleich zu verbinden.

§. 1.

Ob man gleich gewohnt ist, positive (oder geoffenbarte) und natürliche (Vernunft) Religion einander entgegenzusetzen, wenigstens sorgsam zu unterscheiden; so kann man doch in gewisser Hinsicht von der Religion überhaupt mit vollem Rechte behaupten, daß sie einen positiven Charakter an sich trage. Eine Bemerkung, die um so weniger Gefahr läuft, mißgedeu-

---

wirkende und leitende Ideen an die Hand gaben. Weniger konnte ich mit den Ansichten der bekannten Schrift: über Offenbarung und Mythologie, Berlin, 1799. 8. übereinstimmen, so sehr ich auch den originellen Geist des Verfassers (es ist Prof. Schleiermacher) mit Achtung erkenne.

tet zu werden, jemehr man in unserm Zeitalter den durch den unsterblichen Kant vorzüglich begründeten Unterschied zwischen Meinen, Glauben und Wissen festzuhalten strebt, und auf die noch vor wenig Decennien selbst im Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie so allgemein beliebte Methode der mathematischen Demonstration in diesem Felde menschlicher Erkenntniß Verzicht leistet. Es bedarf, um diesen positiven Charakter der Religion überhaupt zu erkennen und richtig aufzufassen, nur einer genauen Beachtung der Function des menschlichen Geistes, aus welcher der religiöse (natürliche) Glaube hervorgeht. Eine psychologische Entwickelung seiner Entstehung wird die Wahrheit meiner Behauptung am besten rechtfertigen.

Daß wir die Religion als etwas Gegebenes, nicht Gemachtes, anzusehen haben, ist eine der wichtigsten und für die Menschheit wohlthätigsten Ueberzeugungen. Wäre sie etwas Gemachtes, stammte sie von Außen, als das Werk einer gewissen pädagogischen oder politischen Klugheit, welche mit und durch Religion die ungebildete Volksmenge am besten zu schrecken, und in den leicht durchbrochenen Schranken der Gesetzlichkeit zu erhalten meint, oder — wäre sie ein hinfälliges, zerstörbares Gebäude, auf dem seichten Grunde gewisser Täuschungen und Vorurtheile errichtet, die man, durch Auktorität bestimmt, nachzusprechen gewohnt ist; dann müßten uns eine Menge entschiedener Thatsachen in der Bildungsgeschichte des Menschen und der Menschheit ewige und unauflösbare Räthsel bleiben. Denn, warum gab es von jeher unter den aufgeklärtesten, gebildetsten, scharfsinnigsten Denkern so viele, die ihren religiösen Glauben mit einer innigen Wärme und unerschütterlichen Festigkeit verehrten, warum konnte die Menschheit (wenn die Religion weiter nichts wäre, als das Resultat von Täuschungen, deren Grund und Urquelle in der reinen Menschlichkeit vergebens gesucht wurde), nicht mit eben der Kraft und Selbstständigkeit diesem Vorurtheile entsagen, mit

welcher sie bereits über so viele Irrthümer einen so glücklichen Sieg davon trug? warum hörte Religion niemals auf zu sein, und ihre sanfte Herrschaft über menschliche Geister und Herzen zu behaupten, im Kindesalter der Nationen und Völker, wo sich der Glaube an das Uebersinnliche in heilig schönen Dichtungen aussprach, wie im erwachsenen, männlichen, wo philosophische und theologische Systeme geformt und gewechselt wurden? warum kehrte die Menschheit, selbst in den Perioden, welche dem religiösen Glauben am wenigsten zu frommen schienen, doch immer von neuem, nur auf verschiedenen Wegen, zu ihm zurück? Ist die Religion ein bloßer Traum — so träumen wir ewig, und unser ganzes Daseyn und Wesen ist eine ewige Lüge! Die ganze Geschichte der Religionen also setzt als entschiedene Thatsache (gleichsam ihr höchstes Princip, aus dem sie selbst erst erklärbar und verständlich wird) dies voraus, daß die Religion aus dem Innern des Menschen selbst stamme, und etwas Gegebenes ist. Aller Religionslehre, allen Systemen der Theologie und Metaphysik geht ein innerer, ursprünglicher, angeborner Sinn für Religion (für das Unendliche und Ewige) voraus, der durch Demonstrationen, Begriffsentwickelungen, Darstellungen fremder, religiöser Gefühle zwar entwickelt, belebt, zu einer besondern Richtung modificirt, aber nicht erschaffen und in den Menschengeist gepflanzt werden kann; ein ursprünglicher Sinn, dessen erste dunkle Ahndungen und Regungen doch schon die Urkeime der religiösen Ueberzeugungen in sich enthalten, welche im spätern Zeitalter einer höheren Cultur als entwickelte Begriffe und gereifte Systeme auftreten *). Gerade so geht das Bewußtseyn der Gesetze und Formen des Denkens der wissenschaftlichen Logik, der innere

---

*) Wäre die Unumstößlichkeit der Gallischen Hirn- und Schädellehre bereits erwiesen, so würde ich mich zugleich darauf berufen, daß selbst Gall ein besonderes Organ für die Religion anerkennt.

Sinn für Recht und Unrecht der Moralphilosophie und dem Naturrechte, und ein ursprüngliches Gefühl für die Harmonie des Schönen der Aesthetik und ihren einzelnen Zweigen voraus, und muß nothwendig, als gegebene, keiner weitern Demonstration fähige, Naturanlage vorausgehen, wenn uns das Daseyn der Logik, der Moralphilosophie, des Naturrechts, der Aesthetik und das unvertilgbare Interesse der Menschheit für diese Wissenschaften überhaupt begreiflich werden soll *).

§. 2.

Wenn wir die religiöse Anlage etwas Ursprüngliches nennen (oder etwas, das zum Charakter und Wesen der reinen Menschennatur gehört), so setzen wir zwar diese Anlage eben so, wie die intellektuellen, moralischen und ästhetischen alle dem entgegen, was von Außen in den Menschen kommt, ohne sich nothwendig aus seinem Innern durch den von außen empfangenen Reiz zu entwickeln (z. B. jedem erkünstelten Bedürfniß, welches allmälig durch Gewohnheit den Schein eines natürlichen annimmt, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, zur andern Natur wird); läugnen aber durch diese Behauptung nicht, daß jene Anlage zur Religion selbst in einer andern all-

---

*) Die Analogie dieser Beispiele ist nach meiner Ueberzeugung zugleich die einfachste und kürzeste Methode, um einleuchtend darzuthun, daß die Kälte des religiösen Sinnes in einzelnen Individuen ohnmöglich gegen das Daseyn eines religiösen Sinnes oder Triebes, als Naturanlage überhaupt, entscheiden könne. Wenn der Ungebildete oder Verbildete Entscheidungen einer gesunden Logik, einer richtigen Moral, einer geprüften und erläuterten Kritik des Schönen geradezu widerspricht, oder wenigstens ihren Sinn nicht zu fassen, ihre Nothwendigkeit nicht zu fühlen frei gesteht — hören wir darum auf, von der Gültigkeit jener Urtheile, und von dem Daseyn eines reinen menschlichen Sinnes für das Wahre, Gute, Schöne überzeugt zu seyn? behaupten wir nicht, daß auch er in unsere Meinungen einstimmen würde, wenn er sich nur erst auf den richtigen Standpunkt erhoben, und seine innere Kraft und Anlage frei entwickelt hätte?

gemeinern, aber ebenfalls ursprünglichen Richtung des menschlichen Geistes gegründet sey. Alles Gute und Treffliche, was sich jemals in den Gefühlen und Anschauungen, im Erkennen und Glauben, im Handeln und Streben des Menschen ausspricht und darstellt, alles, wodurch der Mensch seinen Menschencharakter, und die ihm als Eigenthum angewiesene höhere Stelle im Weltganzen behauptet, trifft am Ende doch in einem und demselben höchsten, letzten Strebepunkt zusammen. In vollendeter Harmonie alles, was in ihm und außer ihm vorgeht, alles, was auf sein inneres Leben einen gewissen Einfluß äußert, und durch seine Thätigkeit wiederum modificirt und gestaltet werden kann, vereinigt zu sehen — einig zu werden mit sich selbst, und allen Widerstreit der Vorstellungen, der Gefühle und Neigungen, der Ueberzeugungen und Grundsätze, der Entschlüsse und Handlungen in ruhiger Eintracht aufzulösen — einig zu werden mit der Außenwelt, die ihn umgiebt, und eben die Gesetze, welche er selbst in seinem Innern als ewige und unabänderliche Normen seiner eignen Thätigkeit erkennt, auch in den Veränderungen und Wirkungen der Objekte, welche ihn umgeben, gleichsam im Widerschein, zu finden — Natur und Freiheit zu einem großen, ewigen Bunde verknüpft zu sehen, und, so viel es Menschenkräfte vermögen, selbst zu verknüpfen — dahin strebt der besonnene, zum Bewußtseyn erwachte Mensch! Sein ganzes Wesen, selbst der Antagonismus seiner Kräfte und Neigungen, ist auf Einheit und Harmonie berechnet.

Wäre der Mensch ein rein vernünftiges Wesen, und also mit sich selbst bereits in jene vollendete Harmonie gesetzt, wo die Stimme der Vernunft einzig und allein gehört wird; wenn die Verbindung, in welcher er mit den Objekten der Außenwelt steht, bereits ein ungestörtes, friedliches Verhältniß, wo alles, was ihn umgiebt, seinen Wünschen und Entwürfen, von selbst entgegen käme, und den Gesetzen, welche er im

Innern trägt und anerkennt, vollkommen entspräche; so könnte und würde er sich selbst genügen, und mit der Welt, die ihm zum Schauplatz seiner Thätigkeit angewiesen und eröffnet würde, vollkommen zufrieden seyn. Aber, als ein sinnlich vernünftiges Wesen, allenthalben von Objekten umringt, die bald den Wünschen und Neigungen seiner Sinnlichkeit, bald den höhern Gesetzen, deren Stimme den edlern Theil der menschlichen Natur beurkundet, widerstreben, muß er nothwendig oft schmerzlich gewahr werden, daß zwischen der Realität seines Lebens und jener Idee der vollendeten Einigkeit mit sich selbst und der Außenwelt eine gewisse Disharmonie ganz unvermeidlich ist. Und so wird es ihm klar, daß er selbst endlich ist, und in der Endlichkeit lebe; so knüpft sich an jenes Streben nach der friedlichen Einheit, welche erst realisirt werden soll, ganz natürlich eine eben so unverkennbare Richtung des menschlichen Geistes vom Endlichen auf das Unendliche, d. h. eine innere, bald leiser sprechende und im Stillen wirkende, bald lauter und stärker, sich erhebende Sehnsucht, über jene Schranken der Endlichkeit hinauszudringen, und mit vollkommener ungehemmter Freiheit sich selbst und alle Verhältnisse, die ihn umgeben, zur höchsten Harmonie zu vereinen.

§. 3.

Daß die edelsten Früchte wahrer, reiner Humanität diesem heiligen Boden entkeimen, ergiebt sich von selbst, sobald wir die fernern Resultate der bis jetzt aufgestellten Prämissen unsrer Aufmerksamkeit würdigen. Wenn wir jenes Streben nach Einheit, welches ein innerer Drang, sich über das Endliche zum Unendlichen zu erheben, nothwendig begleitet, mit Recht als den Grundtrieb des ganzen menschlichen Wesens betrachten; so erwarten wir mit eben dem Rechte eine Beziehung aller rein menschlichen Kräfte, Triebe, Neigungen auf jene erste und ursprüngliche. Daß wir sie nicht vergebens erwar-

ten, davon kann uns eine genauere Analyse der Functionen und Kräfte des Menschengeistes leicht überzeugen. Ich begnüge mich damit, nur die wichtigsten Momente anzudeuten, um dem Hauptgegenstande der gegenwärtigen Untersuchung, welche den religiösen Sinn des Menschen betrifft, auf diesem Wege näher zu kommen.

Der Mensch, als erkennendes und denkendes (intellektuelles) Wesen, verräth in den Wirkungen seiner Erkenntnißkräfte (in der Bildung seiner Vorstellungen, Begriffe, Urtheile, Vernunftideen) eben so deutlich, als der handelnde Mensch in der Bestimmung seiner Entschließungen und in dem Einwirken auf die Objekte von außen, eine entschiedene Richtung zur Einigkeit mit sich selbst, und dem, was ihn umgiebt. Wenn sich die mannichfaltigen, anfangs zerstreuten Eindrücke, welche das sinnliche Wahrnehmungsvermögen von Außen empfängt, sobald die volle Thätigkeit des menschlichen Bewußtseyns eintritt, in bestimmte Vorstellungen verwandeln; wo das angeschaute Objekt vom anschauenden Subjekt unterschieden wird, und alles in bestimmten Umrissen und Grenzen erscheint; wenn der Mensch mit gereifteren Anlagen durch die reflektirende Urtheilskraft aus einzelnen Vorstellungen allgemeine Begriffe bildet; wenn er endlich, vom Einzelnen zum Allgemeinen immer weiter und weiter fortschreitend zu den Vernunftideen des Unendlichen und Unbedingten (Universum, Gott und Freiheit) sich erhebt, wo er sich die ganze Reihe der Ursachen und Bedingungen als vollendet und geschlossen denkt; so finden wir in allen diesen Aeußerungen menschlicher Geisteskraft ein und dasselbe waltende Principium, d. h. ein Streben, im Mannichfaltigen Einheit (System) hervorzubringen. Wenn mit dem erwachten Bewußtseyn einer moralischen Verpflichtung auch der im Menschenleben unvermeidliche Widerstreit sinnlicher und sittlicher Neigungen eintritt, und der Mensch, je deutlicher er selbst jene Disharmonie gewahr wird, um so kräftiger

und ernstlicher sich entschließt, dem Sittengesetz immer ausgebreiteteren Einfluß auf sein Wirken und Wollen einzuräumen, und die Sinnlichkeit der Vernunft zu unterwerfen; erscheint ihm dann nicht das Ideal der Heiligkeit und Tugend als ein Zustand der vollendeten Eintracht mit sich selbst? Und, wenn wir, als sinnlich-vernünftige Wesen, mit rascher lebendiger Thätigkeit auf die Objekte der Außenwelt einwirken, um bald die Hindernisse zu überwinden, welche sich hier unsern sinnlichen Hoffnungen und Wünschen entgegendrängen, bald zwischen den Würkungen und Veränderungen jener Objekte auf der einen, und den Gesetzen der Gerechtigkeit und Tugend, die wir in uns finden, auf der andern Seite eine Uebereinstimmung hervorzubringen, die wir oft schmerzlich vermissen; so ist es ein unverkennbares und entschiedenes Streben nach Einigkeit mit der Außenwelt, was jener Thätigkeit zum Grunde liegt. So erscheint uns also der Mensch, als denkendes und handelndes Wesen, von einem und demselben ursprünglichen Triebe beseelt, der sich nur in einer doppelten Richtung äußert, in einer Richtung nach innen (wo wir in uns selbst das, was von unserm Geiste ausging, und, was ihm mitgetheilt und gegeben wurde, ein Ideal der Einheit im Auge, selbstthätig umschaffen und bilden), und in einer entgegengesetzten nach Außen (wo wir außer uns das Streitende selbstthätig zu vereinen suchen). Aber, findet auch jenes rein menschliche Streben nach Harmonie in der bemerkten doppelten Richtung unserer Thätigkeit, in jenem Sinnen und Forschen des denkenden Verstandes und der Vernunft, und in diesem raschen Einwirken auf die äußern Objekte seine volle Befriedigung? Unser eignes Bewußtseyn erklärt sich dagegen.

§. 4.

Der denkende Mensch erhebt sich allerdings (dies ist naturgemäßer Gang des entwickelten Geistes), indem er Bedin-

gung an Bedingung reiht, zu den Vernunftbegriffen, welche um ihrer ganzen Natur willen mit Recht einen höheren Rang behaupten, als die Verstandesbegriffe, d. h. zu den Ideen des Unbedingten: einer vollständigen und absoluten Substanz, oder eines letzten Subjekts, das nach Absonderung aller Accidenzen nicht wiederum als Prädicat eines andern Subjects gedacht werden kann, d. h. des denkenden Ich, oder der Seele, als unsichtbare und einfache Substanz betrachtet (rationale oder transcendentale Psychologie), 2) einer unbedingten Bedingung, wodurch die ganze Reihe der Bedingungen, die wir in der Sinnenwelt wahrnehmen, geschlossen wird, d. h. einer der Zeit und dem Raume nach begränzten, aus einfachen Wesen bestehenden Welt, einer absolut ersten Causalität, welche mit Freiheit eine Reihe von Zuständen zuerst anfängt, als höchste Bedingung jeder andern Causalität, und eines absolut nothwendigen Etwas, als der höchsten Bedingung alles Veränderlichen und Bedingten in der Welt (rationale oder transcendale Kosmologie), 3) eines All der Realität, als höchster Bedingung aller Möglichkeit, Gottheit, (transcendentale Theologie). Das spekulative Interesse, welches der Menschengeist an diesen höchsten Ideen findet (denn von dem praktischen, welches sich aus andern Gründen mit Innigkeit und Wärme für Unsterblichkeit, Freiheit und Gott erklärt, rede ich jetzt noch nicht), ist ein Interesse an der höchsten und vollendeten Einheit des Verstandes und der Vernunft. Sollte aber die Spekulation allein diesem Streben nach Einheit völlige Befriedigung geben, so müßte der Mensch auf demselben metaphysisch-demonstrativen Wege, der ihn zur Bildung jener Ideen hinführt, auch die Realität derselben vollkommen zu erweisen im Stande seyn; so müßte die spekulirende Vernunft, indem sie ihr eignes metaphysisches Gebäude betrachtet, nicht wiederum in einen inneren Streit mit sich selbst gerathen. Aber, in welcher Periode ist es dem Menschen jemals gelungen, einer metaphysischen Demon-

stration jener übersinnlichen Gegenstände die unerschütterliche Festigkeit und ewige Haltbarkeit zu geben, welche dem denkenden Geiste auf immer genügt? Schon ehe der scharfsinnige Kritiker des menschlichen Erkenntnißvermögens, der unvergeßliche Kant, unter uns auftrat, verrieth es der unaufhörliche Wechsel philosophischer Systeme (der freilich ehedem doch von einer größeren Besonnenheit und Reife begleitet wurde, als es in unserm Zeitalter geschieht) sehr deutlich, daß auf diesem Gebiete wohl nie ein ewiger Friede zu hoffen sey; und, welche Umwandlung brachte die Entscheidung des kantisch-kritischen Idealismus in den Köpfen und Herzen hervor, daß alle Demonstration jener Ideen darum völlig unmöglich und undenkbar sey, weil nichts den Menschen berechtige, Erscheinungen der innern oder der äußern Sinne als Dinge an sich zu betrachten, und mit denselben Grundsätzen, welche für die Verknüpfung dieser Erscheinungen im empirischen Gebrauche gelten, auch über das, was jenseits aller Erfahrung liegt, dogmatisch zu entscheiden! Möge man nun über diese Resultate des ehrwürdigen Denkers noch so verschieden urtheilen; so werden doch, dünkt mich, Freunde und Gegner seiner Lehre, wenn sie die Sache mit unpartheiischem Blick betrachten, dies ohne Anstand einräumen, daß der Mensch selbst bei der festesten Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Grundsätze dennoch ein Streben nach jener Einheit aller Principien seiner Erkenntniß, welche die Realität jener Ideen, (wenn sie erkennbar wäre), seinem spekulativen Interesse mit Grund verspricht, ohnmöglich abweisen und verdrängen kann; und, daß es diesem spekulativen Interesse nicht völlig genügt, wenn jene Ideen blos als regulative Principien für den Erfahrungsgebrauch, nicht als constitutive Principien einer reinen Erkenntniß betrachtet werden sollen. Der Mensch fühlt die Schranke, und strebt doch über sie hinaus!

§. 5.

Als handelnde Wesen verrathen wir überall durch die

sichtbarsten Spuren einen doppelten Charakter, einen Charakter der Vernunft und der Sinnlichkeit. Mit dem Vernunftcharakter erkennt der Mensch in seinem Innern ein ewiges und unabänderliches Gesetz, das ihm strengen Gehorsam aus Achtung des Gesetzes selbst und seiner Heiligkeit gebietet; und, wäre er ein rein vernünftiges Wesen, so würde reine Moralität, frei von allen sinnlichen Trieben und Motiven, das höchste, einzige, seinem Auge niemals entschwindende Ziel seines Strebens seyn; sie würde ihm eine vollendete Uebereinstimmung der Vernunft mit sich selbst gewähren. Darum fühlen wir uns in gewissen Augenblicken und Stunden des Lebens, wo sich der Geist über das Irdische erhebt, für jenes hohe Ideal reiner Moralität so innig begeistert, und glauben uns wenigstens auf Momente jeder Fessel, die unser Streben nach Vollendung hemmen könnte, entschwungen zu haben! Mit dem Charakter der Sinnlichkeit sind wir geneigt, alles, was wir anschauen und denken, beginnen und vollenden, auf die Befriedigung der Neigungen und Triebe zu beziehen, deren Ansprüche der Mensch, wenn er sich unpartheiisch prüft, nicht mit jener Achtung und Ehrfurcht, die er dem Sittengesetze widmet, sondern mit einem unwillkürlichen Interesse anerkennt, dem er selbst nur dann, wenn es mit dem höhern Interesse für Moralität in einer nahen Verbindung steht, einen besondern Werth und Vorzug einzuräumen pflegt. Wäre der Mensch ein rein sinnliches Wesen, so würde ihm eigne Zufriedenheit, Freude, Glückseligkeit als der höchste und würdigste Strebepunkt erscheinen; er würde sich selbst des größten Egoismus niemals schämen und eben hier die schönste Uebereinstimmung seines ganzen Wesens (seiner Sinnlichkeit) mit sich selbst gewahr werden. Allein, da der Menschencharakter weder in reiner Vernünftigkeit, noch in reiner Sinnlichkeit besteht, sondern in einer ganz eigenthümlichen Mischung dieser beiden entgegengesetzten Principien; so läßt sich jene Harmonie der reinen Vernunft eben sowohl als

diese Uebereinstimmung der Sinnlichkeit mit sich selbst zwar theoretisch (in der Idee) denken, aber nicht in der Wirklichkeit des Lebens erwarten. Der denkende Mensch vermag allerdings, so lange er denkt und über sich selbst reflektirt, beide Principien seines Wesens von einander zu scheiden und sich mit Hülfe der Einbildungskraft eben sowohl einen Zustand des Innern, wo die Befolgung des Sittengesetzes mit der Anerkennung seiner Heiligkeit unabänderlich gleichen Schritt hält, als einen Zustand der vollkommensten Befriedigung aller Neigungen und Triebe idealisch zu entwerfen. Aber dem Handelnden kann im Handeln dieser Scheidungsprozeß ohnmöglich gelingen; Handlung ist Resultat des ganzen ungetheilten menschlichen Wesens. Wir können uns daher selbst bei den edelsten, heldenmüthigsten Thaten, die uns gelingen, ohnmöglich mit unpartheiischem Ernste prüfen, ohne uns im Stillen das Bekenntniß abzulegen, daß auch hier gewisse Neigungen und Motive Antheil nahmen, welche nicht dem Charakter der reinen Vernünftigkeit, sondern der durch jene geläuterten und veredelten Sinnlichkeit angehören. Wir entreißen den Unglücklichen oft mit Gefahr des eignen Lebens, dem Abgrunde des Verderbens; aber gewiß nicht durch die bloße Idee der Pflicht allein bestimmt, sondern auch vom menschlichen Gefühl des Mitleids beseelt. Wir bleiben den Geschäften des Berufs auch da unerschütterlich treu, wo sie erschöpfenden Aufwand der Kräfte und harte Entsagung fordern, — nicht durch reine Achtung der Pflicht als Pflicht allein bestimmt, sondern zugleich mit der frohen, vom guten Vorsatz unzertrennlichen Aussicht auf das lohnende Selbstbewußtseyn, alles, was die Kraft vermochte, geleistet zu haben (ein Gefühl, dessen Heiligkeit und Würde jeder Unpartheiische verehrt, so unläugbar es auch ist, daß das Gesetz der Pflicht schon an sich betrachtet, ohne Rücksicht auf jenen innern Lohn, auf unsre Achtung unverkennbare Ansprüche macht, sobald wir in der Reflexion das in der Realität unzertrennbare, den edlen Vorsatz

und die lohnende Selbstzufriedenheit, scheiden.) So wenig aber rein moralische Handlungen im strengsten Sinn genommen (deren einziges Motiv die kalte, mit dem deutlichsten Bewußtseyn verbundene Achtung des Sittengesetzes wäre) in der Wirklichkeit des Lebens erwartet werden können; so wenig rein moralische Handlungen dieser Art überhaupt zum Charakter der Menschlichkeit gehören; eben so unmöglich wäre (vorausgesetzt, daß die Entwickelung der menschlichen Anlagen nicht in den frühesten Jahren schon gewaltsam gehemmt wurde und in Verwilderung ausartete) eine völlig ununterbrochene Abhängigkeit aller Handlungen von rein sinnlichen Neigungen und Trieben, ohne allen Antheil und Einfluß höherer Principien des Wollens. Selbst dann, wenn der Charakter der Sinnlichkeit eine überwiegende Herrschaft behauptet, bemerken wir doch in der Politik, mit welcher der sinnliche Mensch seine Lieblingspläne zu realisiren und doch den Schein der Moralität zu behaupten strebt, und noch weit mehr in den lichten Momenten seines Lebens, wo ihn eine geheime Unzufriedenheit mit sich selbst ergreift, und ein besserer Vorsatz, wie ein Blitzstrahl, durchdringt, gewiß einen sehr entschiedenen Einfluß des entgegengesetzten Charakters. Bei dieser Mischung des menschlichen Wesens aus Vernunft und Sinnlichkeit kann es uns nicht entgehen, daß der Mensch, um vollendete Einigkeit in und mit sich selbst zu bewirken, nothwendig Vernunft und Sinnlichkeit in Uebereinstimmung bringen müsse. Diese Uebereinstimmung läßt sich nur dann mit Grund erwarten, wenn entweder beide Principien unseres Wesens einander so coordinirt werden, daß sie immer und überall, aus eignem, freien Antriebe, einen und denselben Zweck verfolgen, oder, wenn das niedere Princip (der Sinnlichkeit) dem höhern (der Vernunft) in dem Grade subordinirt wird, daß jenes den Entscheidungen des letztern nie zu widersprechen wagt. Sollte das erstere möglich seyn, so müssen Vernunft und Sinnlichkeit weniger heterogene Naturen

seyn, als sie es wirklich sind; sie müssen einander, schon an sich betrachtet, weit näher liegen, als es bei dieser Verschiedenheit möglich ist. Ob wir gleich eine veredelte Sinnlichkeit im Menschen kennen und mit der größten Achtung nennen, so ist doch diese Veredelung bereits das Resultat eines höhern Einflusses, den die Vernunft gewann, und entwickelt sich nicht von selbst aus der Natur der Sinnlichkeit. Die Anforderungen der menschlichen Sinnlichkeit nehmen, an sich betrachtet, auf die Gesetze der Vernunft eben so wenig Rücksicht, als diese auf jene. Daher erblicken wir den Menschen im Handeln und Leben so oft an jenem gefährlichen Scheidewege, wo bald die Sinnlichkeit mit täuschender Ueberredungskunst ihn auffordert, auf Kosten reiner Moralität seinen äußern Zustand zu verbessern, bald die Vernunft ihm mit ernster Stimme gebietet, der Befolgung und Heiligung des Sittengesetzes die Lieblingsneigung zu opfern. Wie läßt sich also eine Einigkeit im Innern erwarten, wenn wir nicht dem Sittengesetz eine so entschiedene Herrschaft einräumen, daß die Sinnlichkeit nur von der Vernunft geleitet, zu entscheiden wagt, und sich ihres Widerstrebens entwöhnt? Daß der Mensch auf diesem Gebiete unendlich viel zu leisten vermag, daß er bei diesem Kampfe entgegenwirkender Principien oft eine wahre sittliche Heldengröße, sich selbst verläugnend und entsagend, documentirt — ist entschiedene Thatsache. Allein, so wenig irgend eine bestimmte rein menschliche Anlage völlig ausgerottet werden, oder ihre Eigenthümlichkeit mit der Eigenthümlichkeit einer andern völlig in Eins verschmelzen kann, so wenig können die Neigungen der Sinnlichkeit mit jener höhern Richtung der Vernunft jemals völlig Eins und dasselbe werden. Das Sittengesetz trägt daher nie einen vollkommnen Sieg über die Sinnlichkeit davon; selbst bei dem kräftigsten Streben des Menschen, diesen Sieg zu vollenden, dringt sich ihm doch mehr als einmal die Erfahrung auf, daß der reine Gedanke der Pflicht nicht immer und überall

Kraft genug besitze, um sinnlichen Neigungen ein völliges Stillschweigen aufzulegen; und die Bemerkung dieses Mangels an Kraft, das Gefühl des unvermeidlichen Kampfes, der in ihm entsteht, wenn Pflicht und Sinnlichkeit einander widerstreben, muß seinen innern Frieden stören.

§. 6.

Eben so wenig darf der Mensch, als handelndes Wesen betrachtet, eine völlige und vollendete Eintracht mit der Außenwelt, als das Resultat seines kräftigen Einwirkens auf ihre Objekte erwarten. Der sinnlich-vernünftige Mensch könnte nur dann mit dem, was ihn umgiebt, in ein völlig friedliches Verhältniß treten, wenn die Natur der Freiheit seines Willens, der bald mehr von sinnlichen, bald mehr von höhern moralischen Maximen bestimmt wird, nie widerstrebte, oder ihr wenigstens allmählig weichen und sich ganz unterwerfen müßte. Daß die Außenwelt weder den sinnlichen Neigungen, noch den edlern Entschließungen, die das gedachte Moralisch-Gute zu realisiren streben, überall von selbst die Hand bietet — kann ihm ohnmöglich entgehen, sobald er anfängt, mit vollem Bewußtseyn aufzutreten, um in dem Schauspiel des Lebens die ihm beschiedne Rolle zu spielen. Er sieht allenthalben Kräfte sich äußern und Veränderungen auf einander folgen, welche seinen Absichten und Entwürfen oft geradezu entgegenwirken; und fühlt sich um so mehr berufen, alle Kräfte des Körpers und Geistes aufzubieten, damit die Natur, welche ihn umgiebt, seiner Freiheit immer mehr unterworfen, und die Objekte der Außenwelt, die ihm Widerstand leisten, immer harmonischer nach den ewigen Gesetzen des Wahren und Guten, welche sein freier Geist in sich trägt, geformt und gebildet werden. Außer uns möchten wir so gern das wieder finden, was mit lauter Stimme in uns spricht, und in der ganzen Natur eine treue Copie unsrer schönsten Entwürfe und heiligsten Hoffnungen er-

blicken! Aber — die Fortschritte, welche der Mensch auf diesem Boden gewinnt, sind in der That zu langsam und entsprechen seinem innigen Streben, die Grenzen der Endlichkeit hinwegzuräumen, zu wenig; die Hindernisse, mit welchen ihn die Außenwelt zu kämpfen nöthigt, sind zu bedeutend; der vereitelten und mißlungenen Entwürfe sind zu viele, als daß die Freiheit des Menschen, so lange er ein sinnlich-vernünftiges und also beschränktes Wesen bleibt, jemals einen völlig entscheidenden Sieg über die Naturnothwendigkeit davontragen könnte. So kann es im Menschenleben nicht an Augenblicken fehlen, wo die Kraft zu jenem Kampfe auf Momente wenigstens ermattet und ein völliger Widerstreit eintritt zwischen dem Bedingten, worin der Mensch lebt, und dem Unbedingten, worauf sein ganzes Wesen mit Sehnsucht gerichtet ist.

Verlieren würden wir am Ende in diesem unaufhörlichen, oft fruchtlosen Kämpfen und Ringen den Glauben an uns selbst und an die Ideen der vollendeten Einheit, welche das höchste und letzte Ziel unsers Strebens und Wirkens bleiben soll; unser ganzes Daseyn müßte uns am Ende als ein bedeutungsloses Etwas erscheinen, wenn der Mensch nicht in sich selbst einen rettenden Schutzgeist fände. Was die spekulirende Vernunft durch Demonstration niemals befriedigend zu leisten im Stande ist, was die reine, isolirte Idee der moralischen Verpflichtung nicht allein bemerkt, was der Mensch in der beschränkten, endlichen Gegenwart oft vermißt, dies vollendet ihm die Religion durch Glaube und Hoffnung. Wir entdeckten bisher in den intellektuellen Anlagen des Menschen eben sowohl, als in den höhern und niedern Principien seines Handelns und Wirkens etwas, das seinen Geist aus dem Gebiete des Sinnlichen in das Uebersinnliche verweist, eine entschiedene Richtung zum Unendlichen, welche sich von selbst aus dem Grundprincip seines Wesens, dem Streben nach vollendeter Einheit mit sich selbst und der Außenwelt, entwickelt,

oder vielmehr, als Naturanlage, in und mit jenem Triebe zugleich gegeben ist. Wir fühlen in der innersten Tiefe unsers Gemüths ein unabweisliches Bedürfniß, von der Realität gewisser übersinnlicher Dinge und Verhältnisse überzeugt zu seyn oder zu werden; ein Bedürfniß, das sich um so stärker und dringender ankündigt, je deutlicher wir erkennen, wie wenig die Endlichkeit, und alles, was sich auf die Endlichkeit gründet, unserm Streben nach Einfachheit entspricht. Findet der denkende und forschende Geist das höchste spekulative Interesse an den Ideen des Unbedingten, wo sich die ganze Reihe der Bedingungen vollkommen schließt; so kann ihm nichts willkommner und erwünschter seyn, als die feste Ueberzeugung von dem wirklichen (nicht blos als Hilfsidee angenommenen) Daseyn eines in jeder Hinsicht unendlichen Wesens außer und eines zur Unendlichkeit angelegten, von jeder körperlichen Substanz wesentlich verschiedenen, freien Geistes in dem Menschen. Und in dieser Annahme würde er den ersehnten Ruhepunkt um so williger und freudiger finden, je sichtbarer dieselbe Ueberzeugung mit dem praktischen Interesse des handelnden Menschen übereinstimmt, dem überhaupt eine weit größere Innigkeit und Wärme eigen ist, als der bloßen isolirten Spekulation. Wenn wir uns selbst mit unpartheiischer Offenheit das Geständniß ablegen, daß es der reinen Idee der Pflicht allein nicht gelingt, über jede widerstrebende Neigung der Sinnlichkeit einen entscheidenden Sieg davon zu tragen, und daß wir in der abstrakten Vernunftidee einer vollendeten Tugend nicht selten die Wärme vermissen, welche nöthig ist, um unser Herz auch da in einer wohlthätigen Begeisterung für das Moralisch-Gute zu erhalten, wo seine Uebung die härtesten Aufopferungen im Gebiete der Sinnlichkeit unbedingt fordert; so fühlen wir zugleich das dringende Bedürfniß einer höhern Stütze, welche uns in jenem Kampfe aufrecht hält. Soll unsre Kraft nicht ermatten, so

muß es uns möglich seyn, sowohl jene reine Vernunftidee der vollendeten Tugend, die sich über jede entgegenwirkende Neigung zu erheben weiß, als unser menschliches (d. h. mit Kampf und Mühe verbundenes) Streben nach der möglichsten Annäherung an diese Vollendung von einem Standpunkte aus zu betrachten, wo die kalte, todte Idee der Pflicht Wärme und Leben gewinnt (denn nur das Lebendige, Wollende, Wirkende kann den Menschen an sich ziehen und begeistern) und die Sinnlichkeit selbst geneigter wird, immer mehr von ihren Ansprüchen abzutreten, wo sie dem Sittengesetz widerstreiten, und sie den höhern Forderungen der Vernunft zu unterwerfen. Keine Ueberzeugung vermag den Menschen auf diesen Standpunkt zu erheben, als der Glaube an Gott und ein ewiges Leben jenseit des Grabes. Die feste Ueberzeugung von der Realität eines ewigen, heiligen, allwissenden Schöpfers unsrer physischen und geistigen Kräfte, eines heiligen und gerechten Regierers unserer Angelegenheiten und Schicksale, verwandelt die abstrakte Idee: Sittengesetz und Pflicht, in ein lebenvolles Ideal. Die moralischen Gesetze, nicht blos als Resultate einer über die Sinnlichkeit erhabenen Kraft in dem Menschen, sondern als Wille und Maxime eines unendlichen Geistes über dem Menschen gedacht, der das Sittengesetz in unser Innerstes pflanzte, und unserm Geiste eine geheime, unvertilgbare Ahndung seiner Göttlichkeit mittheilte — wie unendlich viel gewinnen sie an Auktorität! wie weit stärker und mächtiger fühlt sich die Vernunft, den mit ihr streitenden Ansprüchen der Sinnlichkeit entgegenzuwirken, wenn sie nicht blos die todte Idee der vollendeten Heiligkeit, sondern das Wesen verehrt, welches für heilige Endzwecke Menschen und Welten zum Daseyn rief! und, wenn das menschliche Streben nach dieser Vollendung nicht mehr als ein zweckloser, auf eine Reihe weniger Jahre berechneter, durch tausendfache Hindernisse erschwerter Versuch, die moralische Kraft zu üben, son-

dern als ein kurzer Moment einer unendlichen Annäherung an das Höchste erscheint, als Vorspiel zu dem, was sich einst herrlicher und größer entwickeln soll! Mit dieser höhern Kraft, welche die Vernunft durch Religion gewinnt, wirkt sie der Sinnlichkeit weniger gewaltsam entgegen, als die abstrakte Idee der Pflicht. Denn, wenn diese, bei ihrem Mangel an Leben, ohnmöglich die Sinnlichkeit für sich zu gewinnen vermag, wenn sie sich sogar entschieden gegen allen Antheil und Einfluß der Sinnlichkeit erklärt; so gelingt es der Vernunft, sobald ihr die Religion an der Seite steht, das Wesen der Sinnlichkeit so zu veredeln, daß sie nun um so williger den Ansprüchen entsagt, welche mit höhern Gesetzen streiten. An die Stelle der gewaltsamen Unterwerfung tritt jetzt eine sanftere Herrschaft, der es zwar nicht an Ernst und Nachdruck, aber auch nicht an Milde und freundlicher Einladung fehlt. Denn das Gefühl der Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe interessirt und erwärmt sich, vom religiösen Glauben lebendig angesprochen, für den höchsten Geist, in dessen Natur und Wesen unendliche Allmacht, Weisheit und Güte mit vollendeter Heiligkeit vereinigt ist; und an dem Scheidewege, wo Vernunft und Sinnlichkeit dem Menschen zwei ganz verschiedene Pfade zeigen, erscheint ihm, vom Himmel gesandt, die freundliche Hoffnung eines glücklichern Daseyns, erhebt seinen Blick über die beschränkte Gegenwart, und stärkt ihn zur Resignation des Irdischen mit freudigem Muthe.

§. 7.

Vergebens würde sich der Mensch, wenn er auf der einen Seite ein unvertilgbares Streben nach der Verwirklichung des Guten und Wahren in sich fühlt, und auf der andern die Schranken, mit denen ihn die Außenwelt umringt und hemmt, oft drückend gewahr wird, vergebens würde er sich da nach einem friedlichen Verein des Endlichen mit dem Unendlichen

sehnen, wenn nicht die Religion auch hier in die Mitte träte, und durch das innige Band des Ahndens, Glaubens und Hoffens beide Welten gleichsam zusammenhielte. In sich selbst, in sein eignes inneres Leben fühlt sich der Mensch durch die Außenwelt nicht selten zurückgetrieben — und eine neue, stille, bessere Welt geht ihm im Innern auf!

Mögen auch die einzelnen Momente, wo die Veränderungen, die wir außer uns wahrnehmen, mit den höhern Gesetzen, welche der Mensch in sich trägt, im entschiedenen Widerstreit begriffen sind, mögen sie auch den innern Frieden noch so gewaltsam stören — der Glaube an das Heilige und Gute weicht darum nicht aus der Seele, welche sich einmal seinem himmlischen Zuge hingab. Eine höhere Ordnung der Dinge, wo das Wahre und Gute seine heiligen Rechte mit ungehemmter Freiheit behaupten darf, und jene Disharmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit aufhört, die uns so oft mit der Welt entzweit, ahndet das kindliche Herz mitten in den Stürmeu des Erdbebens; der Glaube an Gott und Zukunft lehrt uns glaubend und hoffend, jenseits der Erscheinungen eine unsichtbare Welt im Geiste erblicken, in der wir uns durch Ausharren und Dulden, durch Streben und Kämpfen (wenn es auch keine Früchte für die Gegenwart trägt) gleichsam das Bürgerrecht erwerben sollen, eine Welt der Erndte. Und von diesem Standpunkte aus erscheint uns die Natur in einer höhern Bedeutung! Alles, was wir um und neben uns erblicken, selbst das nach unserer Ansicht Furchtbare, Verworrene und mit den edelsten Gefühlen und Neigungen des menschlichen Geistes Streitende behauptet nun seinen Platz im Universum im entfernteren oder näheren Zusammenhange mit der Erziehung der Menschheit für eine höhere Ordnung der Dinge, mit der Entwickelung, Prüfung, Bildung des reinen menschlichen Sinnes für das Heilige und Gute, und wenn die Natur dem Menschen ohne Religion, als eine unbelebte,

hie und da gefällige, oft einträgliche Masse erscheint, so erblickt das geweihte Auge im Sinnlichen ein lebendiges und sprechendes Symbol des Uebersinnlichen. Die Religion also ist es, welche die Natur nicht blos erklärt, sondern auch verklärt.

§. 8.

So kömmt der Mensch allenthalben, wenn er mit Besonnenheit den Weg betritt, den seine eigne, auf Harmonie und Einheit berechnete Natur ihm vorzeichnet, auf jenes unvertilgbare Bedürfniß zurück, von der Realität gewisser übersinnlicher Gegenstände und Verhältnisse überzeugt zu seyn oder zu werden. Das Endliche kann seinem Streben nach Einheit nie entsprechen, seinem Geiste und Herzen nie genügen es verweist ihn in die Unendlichkeit. Wie soll er es anfangen, diesem mächtig gebietenden Winke zu folgen, und im Gebiete des Unendlichen gleichsam einen festen Fuß zu fassen? Keine Demonstration der spekulirenden Vernunft, kein metaphysisches System löst diese Aufgabe befriedigend; es giebt für den Menschen keine Wissenschaft des Uebersinnlichen. Im Gebiete des Wissens behauptet sich der Mensch nur da, wo er im Stande ist, etwas aus Gründen für wahr zu halten und zu beweisen, welche nicht blos subjektiv, sondern auch objektiv vollkommen hinreichen, d. h. welche nicht blos in der Natur des erkennenden Individuums selbst liegen, sondern auch aus der Natur der Sache oder andern erwiesenen Wahrheiten und Sätzen geschöpft werden, und eben darum fähig sind, in jedem Vernunftwesen eine unumstößliche Gewißheit hervorzubringen, wodurch die Möglichkeit anderer Ansichten im Gemüth des Erkennenden völlig aufgehoben wird. Mit entschiedenem Recht behaupten wir daher von alle dem, was unsre Sinne unmittelbar anspricht, oder mit Gegenständen unsrer Anschauung nothwendig zusammenhängt, daß wir

es wissen — und wir fühlen uns fähig und berechtigt, die Wahrheit einer solchen Erkenntniß jedem Vernunftwesen durch objektive, einer äußern Anschaulichkeit fähige, zureichende Gründe mit vollkommen überzeugender Kraft darzuthun. Vergebens blicken wir nach Gründen dieser Art umher, sobald von Gegenständen und Verhältnissen die Rede ist, welche jenseits der Erscheinungswelt liegen. Denn in welchem Zusammenhange diese sichtbare Ordnung der Dinge mit einer höhern unsichtbaren steht? welche Verhältnisse und Gesetze im Sinnlichen und Uebersinnlichen einander vollkommen entsprechen? und ob überhaupt eine solche Verbindung beider Welten stattfindet, die uns berechtigt, von dem, was wir sehen, auf das, was wir nicht sehen, mit entschiedener Gewißheit zu schließen? dies alles sind Fragen, über welche der Mensch nur dann zu entscheiden im Stande wäre, wenn das Uebersinnliche ein Gegenstand seiner Anschauung würde. Bei dieser Beschränktheit unsers Erkennens und Wissens wären wir ohnfehlbar ganz an diese Sinnenwelt gebannt, wenn nicht der Glaube unsern Geist zu einem höhern Aufschwunge beflügelte.

§. 9.

Wir glauben etwas, (ich folge hier dem bestimmtern philosophischen Sprachgebrauch) sobald wir es aus Gründen für wahr halten, die nicht objektiv, aber subjektiv völlig zureichen, oder mit a. W. sobald wir blos durch subjektive hinreichende Gründe bestimmt über einen Gegenstand etwas festsetzen, der nicht Objekt für unsre menschliche Erfahrung werden kann. Das glänzendste Beispiel zur Erläuterung, aber auch zur Verherrlichung des Glaubens liefert uns die Religion und das Leben religiöser Menschen. Denn der Glaube an Gott und Zukunft beruht auf dem innersten lebendigen Bewußtseyn des Menschen, daß er sich selbst ohne diese Ueberzeugung ein unauflösliches Räthsel bleiben, und im ewigen

Widerstreit mit sich und der Außenwelt leben würde. Wir schließen uns um so inniger und fester an das Uebersinnliche, je tiefer wir in unser Inneres zurückgehen, je lebendiger in uns das Vollgefühl unsers ganzen Daseins, Strebens und Handelns wird, je mehr wir uns der unendlichen Bildsamkeit unsrer Anlagen und Kräfte, und unsrer hohen Verpflichtung, nach vollendeter tadelloser Sittlichkeit zu streben, bewußt werden, und je mehr wir jene unendliche Bildsamkeit und diese hohe Verpflichtung mit den Grenzen dieser Endlichkeit, die unserm höhern Streben so wenig Genüge leistet, zusammenhalten.

Ob uns gleich die ganze Geschichte der Religionsphilosophie sehr deutlich zeigt, daß es an objektiven zureichenden Gründen für jene Ueberzeugungen fehle, so erschüttert dies demohngeachtet ihre Festigkeit nicht im mindesten, sobald man nur dem Wissen nicht zu viel, dem Glauben nicht zu wenig Rechte einräumt; sobald man nur dem Vorurtheil zu entsagen weiß, daß jenes eine höhere Stufe als dieser behaupte. Der ächte religiöse Glaube gewährt dem Menschen wenigstens eben die feste Ueberzeugung, welche ein Wissen hervorbringt; er beruht auf heiligen Gefühlen und Anschauungen des Innern, die uns ungleich sicherer und gewisser sind, als die wechselnden Formen und Gestalten der Außenwelt. Je harmonischer und allseitiger unser ganzes Wesen sich ausbildet, desto deutlicher erkennen wir den nothwendigen Zusammenhang jener Ueberzeugungen, welche keine Demonstration gestatten, mit unserm Handeln und Streben; es wird uns mit jedem Fortschritt unsere Geistesbildung immer einleuchtender, daß wir nur durch den Glauben die Harmonie unsres Wesens erhalten und unsre reine, wahre Menschlichkeit behaupten; und so verwandelt sich der Glaube allmälig in eine gewisse unmittelbare, mehr zu fühlende, als in Begriffen zu bestimmende Evidenz, die an Festigkeit dem Wissen gleich

kommt, und es an Innigkeit und unmittelbarem praktischem Einfluß auf das Leben noch weit übertrifft. Der Glaube in seiner Vollendung ist gleichsam ein inneres Anschauen des Uebersinnlichen, wo der Mensch nicht mehr nöthig hat, die einzelnen subjektiven Gründe seines Fürwahrhaltens erst prüfend und erwägend von allen Seiten zu betrachten, ehe er sich zum kühnen Schritte in das Gebiet der Unendlichkeit entschließt; ich denke mir ihn als die köstlichste Frucht des ganzen Lebens, die um so schöner und milder reift, je näher der unverdorbene (weder ungebildete noch verbildete) Mensch der Lebensperiode tritt, welche man mit Recht die Periode der Versöhnung nennen könnte, d. h. dem friedlichen Alter, wo der Widerstreit im Innern und der Kampf mit der Außenwelt allmälig endet.

Auch in dieser Hinsicht erblicken wir in der Periode der Kindheit (der Unschuld) ein sprechendes Vorbild des Alters. Auch dem kindlichen Alter sind religiöse Hoffnungen, Ahndungen und Gefühle nicht fremd und unbekannt, sobald Natur und Erziehung nur einmal den ersten Anstoß von Außen geben, der die schlummernden Keime erweckt. Aber der religiöse Sinn ist in dieser Periode noch nicht das Resultat einer vollen, freien und entwickelten Selbstthätigkeit; er ist ein stilles, unbefangenes Hingeben an Anschauungen und Gefühle, welche die Vernunft noch nicht mit deutlichem Bewußtseyn zu analysiren und auf ihre innere tiefe Urquelle zurückzuleiten unternimmt, ein Glaube, ohne den Unterschied zwischen Glauben und Wissen zu kennen, und eine Ahndung des heiligen Bedürfnisses für Religion, ohne seinen Ursprung in deutliche Begriffe aufzulösen. Bald beginnt die Vernunft, ihre Ansprüche und Rechte geltender zu machen, ihre Stimme lauter zu erheben; im Forschen und Denken, im Erkennen und Wissen hofft und wünscht der Jüngling die dunklern Ahndungen und unbestimmtern Gefühle der Kindesjahre als bestimmte Begriffe und demonstrirte Sätze wiederzufinden; aber er sieht sich in

dieser Hoffnung mehr als einmal getäuscht! die zur freien Selbstthätigkeit erwachte Vernunft breitet jetzt vor seinem Auge ein Labyrinth von Zweifeln und Fragen aus, worin sich der schlichte menschliche Sinn und das gesunde Naturgefühl nur gar zu leicht verirrt; ein Räthsel verdrängt das andere; Verstand und Herz zeigen ihm entgegengesetzte Pfade; und nichts vermag ihn aus diesem Zustande der Selbstentzweiung zu retten, wenn er nicht mit einer rühmlichen Resignation und Offenheit, mit seinem eigenen Wesen genauer bekannt und vertraut, dem Wissen entsagt, und sich nun um so williger dem Glauben (dem gemeinschaftlichen Produkt des Verstandes und Herzens) in die Arme wirft. Hat er sich einmal auf diesen Standpunkt erhoben, und die frohe Ueberzeugung ergriffen, daß Wissenschaft nicht die höchste und letzte Stufe menschlicher Bildung bezeichne; folgt er dem mächtig gebietenden Winke der Natur zur Einheit mit sich selbst — so ist sein Gewinn unübersehbar groß und reich. Denn er gewann in dieser Periode der Selbstentzweiung ohnfehlbar dies, daß sich der ursprünglich religiöse Sinn, der mit dem Streben nach Einheit und Harmonie als Anlage und Richtung gegeben ist, durch Vernunft und moralisches Bedürfniß bestimmter und deutlicher aussprach. An der Hand des Glaubens, der im Fortgange der Zeit, durch wiederholte stille Selbstbeschauung, und selbst durch mannichfaltige Eindrücke von Außen immer mehr an Festigkeit gewinnt (wenn nur die innere Kraft zum Glauben einmal geweckt wurde) wandelt er jetzt in das friedliche Alter, in die Periode der Versöhnung hinüber; und giebt sich von neuem mit kindlicher Unbefangenheit dem Anschauen des Unendlichen hin; aber sein Glaube behauptet einen ungleich höhern Werth. Denn er ist mehr als dunkle Ahndung des Kindes, und unbestimmtes Gefühl, er ist ein gediegenes Resultat freier Selbstthätigkeit, durch Zweifel und Prüfung geläutert, aus Nacht und Nebel mächtig hervorgedrungen, so

wie die Sonne am Abend, wenn die Stürme schweigen, vom wolkenfreien Aether umflossen, oft reinere und mildere Strahlen, als am Morgen, verbreitet, und einen neuen schönern Tag verkündigt.

§. 10.

Indem ich mich bemühte, die ersten Elemente und den naturgemäßen Entwickelungsgang der religiösen Anlagen des Menschen, wenigstens in den wichtigsten Umrissen, anzudeuten, suchte ich mir theils überhaupt die Beantwortung der vorliegenden Frage, welche ganz von jenen Prämissen abhängt (über das Bedürfniß des Menschen für positive Religion) zu erleichtern und zu verkürzen, theils die Wahrheit meiner obigen Behauptung zu rechtfertigen, daß alle Religion überhaupt einen positiven Charakter schon an und in sich trage. Der Ausdruck positiv erinnert uns, dem Sprachgebrauche zufolge, immer an Entscheidungen und Bestimmungen, bei denen, wo nicht Alles, doch das Meiste, auf eine menschliche Willkühr und Auktorität ankommt. So denken wir uns unter dem positiven Rechte ein System von Entscheidungen über Verbindlichkeiten und Rechte des Staatsbürgers, deren Auktorität nicht zunächst auf der Natur der Sache und einer innern unverkennbaren Stimme im menschlichen Geiste selbst beruht (wie das Naturrecht), sondern auf dem Ansehen der im Staate einmal eingeführten und geltenden Gesetze und Verträge. Fern sey es von uns, diesen Begriff des Positiven in dem Sinne auf die Religion überzutragen, als ob wir ihr den Namen eines reinen Naturproductes ächter, wahrer Menschlichkeit streitig machen, und sie herabwürdigend als das gemeine Werk einer zufälligen menschlichen Laune oder Politik betrachten wollten! Der Begriff des Positiven hebt den Zusammenhang dessen, was wir durch diesen Ausdruck bezeichnen, mit den ewigen innern Gesetzen und Anlagen des

menschlichen Geistes, nicht im Geringsten auf. Auch das positive Recht kann (und sollte sich immer) durch Vernunftmäßigkeit an das Naturrecht anschließen, wenn es auch zunächst durch die Auktorität des Staates und seiner Gesetze geheiligt wird. Etwas Positives aber, eine Wirksamkeit menschlicher Willkühr im Entscheiden, die nicht in Objekten von außen, sondern einzig und allein in der innern geheimen Tiefe des Menschengeistes ihre Beglaubigung findet, bemerken wir stets im Charakter der Religion, sobald wir uns erinnern, daß das Wesen der Religion im Glauben enthalten ist, und zuletzt auf einem unabweislichen Bedürfniß des Menschen beruht, von der Realität gewisser übersinnlichen Gegenstände und Verhältnisse überzeugt zu werden. Das lebendige und immer von Neuem zurückkehrende Gefühl dieses Bedürfnisses giebt dem menschlichen Geiste gleichsam einen kräftigen Anstoß von Innen, damit er es wage, den kühnen Schritt in das Gebiet des Unendlichen zu thun, und über Gegenstände, welche jenseits aller Wissenschaft und objektiven Erkenntniß liegen, das zu entscheiden, was sein subjektives Bedürfniß und seine reine, wahre Menschlichkeit so dringend fordert.

Trägt also die Religion überhaupt schon an und in sich selbst einen positiven Charakter, so kann man die entschiedene Anlage des menschlichen Geistes zur Religion ohnmöglich anerkennen und richtig beurtheilen, ohne zugleich einzuräumen, daß mit dieser religiösen Anlage auch eine Richtung zum Positiven (in dieser allgemeinern Bedeutung des Ausdrucks), ursprünglich vorhanden und gegeben sey. Sehr leicht und natürlich knüpfen sich an dieses Resultat einige andere Ansichten des ursprünglichen, rein menschlichen Bedürfnisses für positive Religion, welche mit den engern und gewöhnlichern Bedeutungen dieses Ausdrucks in einer nähern Verbindung stehen.

§. 11.

Das Interesse für Religion war von jeher mit dem

Staatsinteresse gewissermaßen vereinigt. Der Ausdruck: *positive Religion* behauptet daher nicht selten in unserer Sprache eine *politititische* Bedeutung, indem man dabei an *eine bestimmte Art der Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens* denkt, *welche in dem Umkreise eines Staates und einer Nation öffentliche Auktorität erlangt hat*. Man nennt sie auch die öffentliche Staatsreligion.

Sobald man von positiver Religion in diesem Sinne spricht, erklärt man sich nicht selten ungleich einmüthiger für ihre Nothwendigkeit, als wenn man denselben Ausdruck in irgend einer andern Bedeutung braucht. Denn selbst unter denen, welche sich entweder mit einer gewissen empörenden Kälte gegen das Heilige einbilden, über alle Religion hinaus philosophiren zu können, oder mit warmem und lebendigem Interesse für die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, die natürliche Religion in ihrer ganzen Würde anerkennen, ohne sich doch von der Nothwendigkeit (vielleicht nicht einmal von der Möglichkeit) einer geoffenbarten Religion (im gewöhnlichen Sinne des Worts) überzeugen zu können — selbst unter diesen finden wir ernste Vertheidiger einer öffentlichen Staatsreligion. Allein, erwägen wir die gewöhnlichen und oft gesagten Ursachen und Gründe dieser Vertheidigung genauer, so entdeckt es sich bald, daß sie ohnmöglich auf ein *rein menschliches* und ursprüngliches Bedürfniß zurückgeführt werden können. Man betrachtet die öffentliche Staatsreligion nicht selten als eine nothwendige und *unentbehrliche Stütze bestehender Verfassungen*, weil die Auktorität der Gesetze nur durch eine höhere Auktorität der Religion vollkommen gesichert, und die rohe, ungebildete Volksmenge in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten werden könne. Diese staatsklugen Sprecher räumen uns also ein gewisses menschliches Bedürfniß für Religion überhaupt und positive insbesondere willig ein; aber —

auch ein rein menschliches, unvertilgbares Bedürfniß? Ohnmöglich; denn sie selbst erklären sich nicht selten für ihren Theil bereitwillig, allem Antheil an ihrer Staatsreligion zu entsagen, wenn nur die ungebildete Volksmenge auf demselben Standpunkt, auf welchem sie fest zu stehen meinen, erhoben und dahin gebracht werden könnte, auch ohne Hinsicht auf eine höhere Auktorität die Heiligkeit der Gesetze und Verträge zu ehren. Und was gewinnt die Religion, was gewinnt die positive insbesondere bei dieser Ansicht?

Anstatt zu gewinnen — verliert sie unendlich viel! Herabgewürdigt zu einer sklavischen Dienerin des Staats, soll sie keinen ihr eigenthümlichen Boden behaupten, sondern mit der Staatspolitik stehen und fallen; soll nicht mehr ein unveräusserliches Eigenthum der Menschheit, sondern eine Stütze der Schwachen, eine durch den löblichen Zweck gerechtfertigte Täuschung der Layen seyn; soll es nicht mehr, vom Wechsel der Jahrhunderte und Jahrtausende unabhängig, mit der Ewigkeit aufnehmen, sondern nur einstweilen eine Rolle spielen, bis sie vielleicht durch eine allgemeinere Aufkärung ganz entbehrlich gemacht wird, und dann, demüthig und bescheiden, von der Schaubühne abtritt! Doch — hinweg mit dieser profanen Ansicht, sie ist der Tod aller Religion, und vergiftet die edelste Blüthe reiner Menschlichkeit!

Von einem etwas bessern Standpunkte würde man ausgehen, wenn man eine positive Religion in der Bedeutung, von welcher jetzt die Rede ist, als ein kräftiges Bindungs- und Vereinigungmittel der einzelnen Theile betrachtete, welche gemeinschaftlich das organische Ganze eines Staats ausmachen und constituiren sollen. Alles, was zum Charakter der ächten und reinen Menschlichkeit gehört, besitzt aber darum eine geheime Kraft, Menschen an Menschen zu fesseln; und was könnte hier eine höhere Stufe behaupten, als die Religion? Sobald als in einem bestimmten Umkreise von Menschen, welche einen Staat, eine Nation gemeinschaftlich bil-

den, dieselbe Hauptansicht der erhabenen Gegenstände des religiösen Glaubens die herrschende ist: sobald sie dieselben Vorstellungen vom göttlichen Wesen und seinem Verhältnisse zu den Sterblichen, dieselben Ueberzeugungen von der würdigsten Art, die Gottheit zu verehren, und dieselben Hoffnungen der Zukunft, die über das Irdische und Sichtbare hinausgeht, als die feste Norm ihres Glaubens, Hoffens und Handelns gemeinschaftlich betrachten; so läßt es sich allerdings psychologisch denken, daß durch dieses Festhalten einer positiven (Staats) Religion das Bewußtseyn der allgemeinen menschlichen Anlagen und Kräfte, sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren zu erheben, und der rein menschlichen Bedürfnisse und Triebe zu diesem Glauben an das Uebersinnliche ungleich deutlicher und lebendiger erhalten, und kräftiger angeregt wird, als es dann der Fall ist, wenn in einem Staate gegen die bestimmte Art der Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens ein völliger Indifferentismus herrscht. So wie das Bestimmte und Geformte die Aufmerksamkeit des Menschen in jeder Hinsicht leichter fixirt und inniger zu interessiren weiß, als das Unbestimmte, und in schwankenden Umrissen Angedeutete; so finden auch Diejenigen, welche sich einmüthig zu einer Staatsreligion bekennen, den schönsten Vereinigungspunkt ihrer heiligsten Bedürfnisse und Ahndungen in der bestimmten Form einer Religion gewiß ungleich besser, als in dem abstrakten Begriff der Religion überhaupt; ein und dasselbe, die Endlichkeit mit der Unendlichkeit vereinende Band umschließt sie dann alle; der Mensch wird dem Menschen, und mit ihm der Bürger dem Bürger näher und vertrauter, wo jeder einzelne um und neben sich ein treues Bild seiner religiösen Gefühle, Grundsätze und Hoffnungen wiederfindet, und gleichsam einen bekräftigenden Wiederhall der heiligen Stimme vernimmt, welche in seinen eigenen Herzen spricht; der Staatsverein, der sich zunächst auf ein Gefühl äusse-

rer Bedürfnisse gründet, empfängt durch jenen über das Irdische erhabenen Bund, den die positive Religion begründet und stiftet, eine höhere Weihe, und tritt gleichsam selbst, an der Hand der Religion, in den Kreis des Uebersinnlichen ein. Giebt es aber in der innersten Tiefe des menschlichen Geistes ein unvertilgbares Streben, nicht blos mit sich allein, sondern auch mit dem, was ihn umgiebt, in das schönste Verhältniß vollendeter Einheit und Harmonie zu treten, so kann und darf man auch die öffentliche Auktorität, welche eine bestimmte Art der Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens in einem Staate behauptet, als eine Veranstaltung betrachten, welche den Bedürfnissen und Forderungen reiner, wahrer Menschlichkeit entspricht.*)

§. 12.

Noch ist uns eine Ansicht des Begriffs der positiven Religion übrig, welche durch jene erste (§. 1 — 10) entwickelte vorbereitet werden sollte, aber sowohl von dieser als von der folgenden, wo wir die positive Religion als öffentliche Staatsreligion betrachteten (§. 11) durch eine größere Beschränktheit ihrer Sphäre sich unterscheidet, indem sie uns unmittelbar zu dem hinführt, was man im Gegensatz der natürlichen Religion eine geoffenbarte zu nennen pflegt. Wir überzeugten uns bereits durch eine genauere Entwickelung der Urkeime aller

---

*) Ich setze bei diesem Resultate voraus, daß die positive (Staats) Religion in dieser Bedeutung genommen, und als kräftiges Bindungs- und Vereinigungsmittel der einzelnen Glieder des Staats betrachtet wirklich das sey und leiste, was sie seyn und leisten soll, d. h. daß sie 1) den individuellen Bedürfnissen und der Empfänglichkeit der Bürger eines Staats vollkommen entspricht, und 2) schon in sich selbst die Keime trägt, aus denen sich im Fortgange der Cultur der Menschheit überhaupt auch für den bestimmten Umkreis der Bürger eines Staats allmälig, dem Fundament und Wesen ihrer positiven Religion unbeschadet, gewisse hellere und reinere Ansichten von selbst entwickeln können.

Religion überhaupt, daß sie schon an und in sich selbst einen positiven Charakter trage, indem der Glaube, auf dem sie beruht, nichts anders ist und seyn kann, als ein durch subjektives und ganz unabweisliches Bedürfniß veranlaßtes Erheben des Gemüths zu Ueberzeugungen, deren Gegenstände jenseits aller Wissenschaft und objektiven Erkenntniß liegen. Wenn der Mensch diesem innern Zuge des Herzens, diesem Drange eines wirklich gefühlten und mit freier Kraft entwickelten Bedürfnisses folgt, und selbstthätig, ohne durch eine fremde Auktorität geleitet zu werden, zum festen Glauben an das Uebersinnliche das Gemüth erhebt; so entwickelt sich in ihm von selbst ein reiner Vernunft- nnd Herzens-Glaube. Schließt sich aber der Mensch bei diesem kühnen und doch höchst natürlichem Schritte an eine Stütze an, welche ihm von aussen gegeben wird; findet er in irgend einer fremden, von dem Ausspruch seines eignen Gemüths verschiedenen Auktorität eine wünschenswerthe Bestätigung, die es ihm jetzt erst möglich macht, auf dem Gebiete des Glaubens mit festem und wandellosem Fuße einherzugehen, so vereinigt sich mit jenem reinen Vernunft- und Herzens-Glauben ein Auktoritätsglaube*). Es läßt sich allerdings psychologisch denken, daß schon eine positive Religion in der vorhin erörterten politischen Bedeutung (als öffentliche Staatsreligion genommen, welche, der Individualität des Staats und seiner Bürger gemäß, die einzelnen Theile des Ganzen mit einer sanften Gewalt inniger vereint), jenem Bedürfniß einer äußern Auktorität, wo es sich finden und rege werden sollte, gewissermaaßen entspricht. Von

---

*) Ein reiner Auktoritätsglaube in religiöser Hinsicht (d. h. eine Annahme gewisser Wahrheiten, die sich auf das Uebersinnliche und sein Verhältniß zum Sinnlichen beziehen, welche einzig und allein aus einer anerkannten Autorität hervorgeht, ohne von dem Bewußtseyn und Gefühl eines nähern oder entfernteren Zusammenhanges jener Wahrheiten mit einem unabweislichen Bedürfniß des menschlichen Geistes begleitet zu werden) ist nichts weniger als Religion.

verwandten Wesen umgeben, welche in denselben heiligen Ansichten, Ueberzeugungen und Hoffnungen ihr wahres Leben und ihre seligste Ruhe finden, und durch dieselben äußern Symbole die Religion ihres Herzens aussprechen und beurkunden — erhebt sich der menschliche Geist zum Glauben und zur Andacht ungleich froher und kräftiger, als wenn er ewig und immer mit seinen heiligsten Gefühlen sich selbst und allein überlassen, entweder alle Spuren gleicher, wenigstens ähnlicher Gefühle und Regungen außer sich vergebens sucht, oder doch nur selten einen schwachen Wiederhall der Töne seines Innern hört. Eine bestimmte im Staate öffentlich auktorisirte Art der Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens unterstützt und hebt den menschlichen Geist, wenn er zum kräftigen Schritte in das Gebiet des Glaubens einer Stütze bedarf, durch eine äußere Auktorität, einen ermunternden Zuruf, eine hülfreiche Theilnahme; der Einzelne gewinnt ein wohlthätiges Zutrauen zu sich selbst, indem er sich, das Individuum mit seinem Glauben und mit seiner Andacht, im Ganzen der Menschheit, die ihn umgiebt, in ihrem Glauben und ihrer Andacht, gleichsam in einem größern, mit kräftigern Zügen gezeichnetem Bilde, wiederfindet. Aber wie, wenn es außer dieser äußern Auktorität, welche zunächst mit Staatsverhältnissen zusammenhängt, noch eine höhere, göttliche gäbe, die sich jener ebenfalls mit jenem Ansehen, welche die im Staate auktorisirte Art der Erkenntniß und Verehrung Gottes behauptet, sehr gut vereinigen ließe, aber an sich frei und unabhängig von Staatsverhältnissen und Bedürfnissen, eine allgemeine Menschenreligion als einen göttlichen Glauben zu heiligen im Stande wäre, über der Erde schwebend, und dem Wechsel ihrer Erscheinungen? Wir kommen auf diesem Wege zu dem höchsten Begriff der positiven Religion, wo sie sich uns als etwas von allen dem Verschiedenes darstellt, was in der natürlichen Religion positiv ist oder werden kann. Wir denken sie uns jetzt als eine be-

stimmte Art der Erkenntniß und Verehrung des höchsten Wesens, an Thatsachen (Erscheinungen) geknüpft, welche als endliche (sinnliche) Symbole das Unendliche (Uebersinnliche) darstellen und die göttliche Auktorität der Stifter dieser Lehre beurkunden. Wir nennen sie positiv, theils, weil eine Religion in dieser Bedeutung dem Menschen, der sie bekennt und verehrt, in einem gewissen Umkreis von Thatsachen etwas Bestimmtes (in Umrissen und Formen, in Schranken des Raumes und der Zeit Begrenztes) giebt, woran die Ideen der Vernunft, die Begriffe des Verstandes, die Bilder der Phantasie, welche den Geist und Charakter jener Religion an sich tragen, geknüpft (fixirt) werden können; theils, weil sich hier (jene höhere Auktorität vorausgesetzt) eine besondere Entscheidung und Dazwischenkunft der Gottheit (also ein Act der freien Willkühr Gottes) gleichsam in das Mittel schlägt, um den schwankenden menschlichen Sinn zum Uebersinnlichen kräftiger emporzuheben.

Giebt es im menschlichen Geiste auch für eine solche Religion ein rein menschliches und unabweisliches Bedürfniß? Die Beantwortung (d. h. die Bejahung dieser Frage, welche ich gleich anfangs als den wichtichsten Gesichtspunkt und das eigentliche Ziel meiner Untersuchung betrachten zu müssen glaubte, ist durch die §. 1 — 10 erörterten Prämissen hinlänglich vorbereitet, und es bedarf nur einer kurzen Anwendung jener Resultate auf das Objekt unsrer Frage, um das Bewußtseyn eines dringenden Bedürfnisses für positive Religion in dieser Bedeutung deutlicher und heller zu entwickeln.

Soll sich der Mensch zum festen Glauben an das Uebersinnliche erheben, was keine Demonstration und Wissenschaft gestattet, so muß er sich entschließen können, auf alle objektive Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände und Verhältnisse Verzicht leistend, demohngeachtet die Ueberzeugung von ihrer Realität

anzunehmen und fest zu halten, welche sein inneres dringendes Bedürfniß nothwendig fordert. Aber wie, wenn die Menschenkraft nicht überall hinreichend wäre, um auf diesem Wege allein einen festen, unerschütterlichen Glauben hervorzubringen? Wenn der Mensch jenen Schritt aus dem Sinnlichen in das Gebiet des Uebersinnlichen bisweilen als einen allzukühnen Schritt betrachtet, den er erst dann mit voller Ueberzeugung, mit wandellosem Zutrauen wagen könne, wenn ihm sein Recht, diesen Schritt zu thun, durch einen höhern, über jede menschliche Auktorität erhabenen Wink feierlich bestätigt würde? Wenn er, seinem eignen, innern Lichte nicht ganz vertrauend, schüchtern umherschaut, ob nicht vielleicht noch ein anderes, helleres Licht in der Außenwelt, aus dem Uebersinnlichen in die Welt der Erscheinungen herüberleuchtend, und nicht blos herüberdämmernd, ihm den Pfad, den er wandeln soll, noch vollkommner aufhellt? Wenn er also, indem er in und durch Religion Einheit mit sich selbst und der Außenwelt zu finden hofft, doch auf der andern Seite einem neuen Widerstreite mit sich selbst nicht völlig entgehen kann? Nur ein Rettungsmittel wäre für den menschlichen Glauben und die menschliche Ruhe in diesem Falle übrig — eine geoffenbarte und eben darum positive Religion, welche nicht blos dem menschlichen Streben nach Religion überhaupt eine bestimmtere Richtung giebt, sondern auch an Thatsachen und Begebenheiten in der Außenwelt geknüpft ist, die eine ganz vorzügliche, vom gewöhnlichen Gang der Dinge sichtbar ausgezeichnete Veranstaltung der Gottheit für Religion und religiösen Glauben beurkunden, und eben darum einen gewissen übersinnlichen Charakter an sich tragen. Sie würde also jener Sehnsucht des menschlichen Geistes nach einer über die menschliche erhabenen Auktorität, und einer äußern Stütze entsprechen — aber wie? Könnte sie seinen Glauben in ein Wissen verwandeln und eine objektive Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände und Verhältnisse hervorbringen? Dann

müßte sie zuvor die Grenzen der Zeit und des Raums vernichten, welche die menschliche Anschauung und objektive Erkenntniß auf die sinnliche Außenwelt einschränken, sie müßte zuvor sein ganzes Wesen umwandeln. Und, beruht denn die Basis einer geoffenbarten Religion selbst auf Wissenschaft und Demonstration? Giebt es einen Beweis (im strengsten mathematischen Sinne des Worts), der uns dafür bürgt, daß jene von dem gewöhnlichen Gang der Dinge ausgezeichneten Thatsachen und Verknüpfungen von Begebenheiten auch wirklich das Resultat einer höhern göttlichen Leitung und Wirksamkeit für die Sache der Religion und des religiösen Glaubens waren? Müssen wir nicht, um die Offenbarung als Offenbarung anzuerkennen, für den Glauben an ein höchstes Wesen und seine Leitung der sinnlichen und übersinnlichen Ordnung der Dinge bereits gewonnen seyn? Auch eine geoffenbarte Religion wird uns nicht über das Gebiet des Glaubens hinausführen, aber sie sichert und befestigt unsre Schritte auf diesem Gebiete, sie erhöht unser Kraftgefühl zum Glauben, sie vollendet ihn selbst, sie löst den Widerstreit des Menschen, der sich zum Glauben gedrungen fühlt, aber noch eine äußere Bekräftigung seiner Rechte und Ansprüche vermißt, in Harmonie und Einheit auf. Ist es uns erlaubt, uns eine positive geoffenbarte Religion in dieser Bedeutung zu denken und als ein Rettungsmittel anzusehen, welches der reine menschliche Trieb nach Einheit mit sich selbst (der sich durch die Entwickelung des Glaubens bestimmt und deutlich ausspricht), nothwendig fordert; so sind wir auch in eben dieser Hinsicht vollkommen berechtigt, von einem reinen menschlichen Bedürfniß für eine positive geoffenbarte Religion zu sprechen. — Allein, worauf gründet sich unsere Annahme dieser Nothwendigkeit? Verräth es nicht vielleicht ein ungegründetes Mißtrauen des Menschen zu seiner eignen Kraft und Freiheit, wenn er nach

jener äußern Stütze der Offenbarung schüchtern umherschaut, und der heiligen Stimme im Innern, welche so laut und lebendig für Gott und Ewigkeit spricht, nicht ganz vertrauen will? Sollte sich nicht die köstliche Frucht des Glaubens aus dem ursprünglichen, angebornen Sinne des Menschen für das Ewige und Uebersinnliche mit selbstthätiger Freiheit entwickeln können? Sie kann allerdings auf diesem Boden entkeimen und zu einer gewissen Reife gedeihen, — aber vollendete Reife erhält sie erst durch und mit der positiven Religion. Denn, sollte die letztere der Menschheit jemals entbehrlich werden, so müßte die höchste harmonische Ausbildung des ganzen menschlichen Wesens durch nichts gehemmt und gestört werden, so müßte der Trieb zum Forschen und Wissen, zum Demonstriren und Begreifen niemals prädominirend werden, und der Empfänglichkeit für das Glauben und Ahnden entgegenwirken, so müsse die Außenwelt niemals die reinern, höhern Ansichten des menschlichen Geistes trüben, und den in ihr lebenden und wirkenden Menschen an jenen engen Kreis des Alltäglichen und Gewöhnlichen bannen, wo das rege Bewußtseyn einer Verbindung und Gemeinschaft mit einer höhern Ordnung der Dinge nur gar zu leicht an Leben und Kraft verliert, und am Ende vielleicht einem lauen Indifferentismus weicht. Allein eben dieses Verhältniß des Menschen zur Welt und der Welt zu ihm, eben dieser unvermeidliche Einfluß, den auf der einen Seite der Trieb zum Forschen und Wissen, und auf der andern das Leben und Wirken in einem bestimmten und geschlossenen Umkreise von Erscheinungen, die sich nicht über das Gewöhnliche erheben, auf die menschliche Bildung äußert, bürgt zugleich für die Unentbehrlichkeit einer positiven geoffenbarten Religion, wenn die Anlage zum lebendigen Glauben an das Uebersinnliche das, was sie dem Menschen seyn und leisten kann, auch wirklich werden und leisten, wenn er, an der Hand des Glaubens, die er-

sehnte Einheit mit sich selbst erstreben soll. Verleitet ihn die Außenwelt, der objektiven (alles begreifenden und demonstrirenden) Erkenntniß, welche freilich im Gebiete des Sinnlichen (des eigentlich erkennbaren) eine sehr bedeutende Rolle spielt, einen zu großen Werth beizulegen und sich dieser Richtung einseitig hinzugeben; so bietet ihm die positive Religion eine Reihe von Thatsachen an die Hand, nicht, um ihm das Uebersinnliche zu demonstriren, sondern, um seinen zagenden oder schlummernden Sinn für das Nicht-Erkennbare durch etwas Objektives kräftiger anzuregen, welches ihm den Uebergang vom Schauen zum Glauben erleichtert, und mit ernster Stimme zuruft, daß der Glaube höher sey, denn alle Vernunft! Sind die reinen und großen Gefühle und Ansichten des Menschen durch den Druck oder das Geräusch der Außenwelt getrübt, verengt, zerstreut worden; so giebt ihm die positive Religion einen äußern objektiven Anhaltungspunkt, wo er sich sammle, und sein ganzes Wesen zum höhern Aufschwung in das Gebiet der Unendlichkeit vereinige. Läuft der Mensch Gefahr, durch das Drängen und Treiben des gewöhnlichen Lebens und Wirkens in der Außenwelt in einen Kreis der Gemeinheit herabzusinken, und in diesem Labyrinth den einsam stillen Weg zum innern Heiligthume religiöser Andacht und Begeisterung ganz zu verlieren; so stellt ihm die positive Religion Thatsachen und Erscheinungen dar, die einen höheren übersinnlichen Charakter an sich tragen, und, indem sie zunächst den menschlichen Sinn für das Aeußere und Wirkliche der That und Begebenheit lebendig ansprechen, den Menschen unvermerkt in das Heiligthum religiöser Anschauungen und Gefühle zurückführen, und ihn so den Fesseln der Gemeinheit entreißen, „dem Ewiggestrigen, das heute war, und morgen wiederkehrt."

Wenn die positive Religion in dieser Bedeutung den menschlichen Glauben an das Uebersinnliche auktorisirt und vollendet; so entspricht sie auch zugleich durch das Symbolische, welches

in ihrem ganzen Charakter und Wesen liegt, der natürlichen Richtung der religiösen Anlagen des menschlichen Geistes — denn an gewisse sinnbildliche Handlungen, Thatsachen, Objekte von Außen muß der Mensch seine Ahnungen des Uebersinnlichen, seine heiligsten Gefühle und Hoffnungen anknüpfen, wenn der religiöse Trieb vollkommen befriedigt werden soll. Das Uebersinnliche, als abstrakte Idee, könnte dem Menschen nur dann genügen, wenn er ein reines Vernunftwesen, und also selbst schon von der Außenwelt, die uns umgiebt, völlig getrennt wäre; die Einbildungskraft, welche mit dem sinnlich-vernünftigen Charakter des Menschen ewig verschwistert ist und uns im Anschauen und Erkennen, im Denken und Handeln unaufhörlich begleitet, und das Gefühl, durch geheime Bande der Einbildungskraft so nahe verwandt — auch diese Anlagen unsers Wesens behaupten bei der Entwickelung des religiösen Triebes ihre ewigen und unveräußerlichen Rechte; die Religion muß Sache des ganzen, ungetheilten Menschen werden, wenn sie als ein fester, inniger, lebendiger Glaube unserm Streben nach Einheit und Harmonie, völlig entsprechen soll. Nur da spricht sich die reine Menschlichkeit frei und kräftig aus, wo unser ganzes Wesen beschäftigt und interessirt ist. Dies erklärt uns eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Religionsgeschichte, daß sich die Menschen niemals für die natürliche Religion mit eben der Innigkeit und Wärme, mit eben der hohen Resignation alles Irdischen und Gemeinen interessirten, mit welcher positive Religionen aufgenommen und vertheidigt wurden. Nur die positive Religion vereinigt in ihrem Seyn und Wesen alles das, was unsre Menschlichkeit fordert; hier tritt die Einbildungskraft, als Vermittlerin zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen mit dem Verstande zugleich auf den Schauplatz, um das Unendliche, in endlichen Formen dargestellt,

dem Menschen näher zu bringen und sein Herz mit einem heiligen Enthusiasmus für das Höchste zu beseelen.*)

Wenn dieses entschiedene Bedürfniß des menschlichen Geistes für das Symbolische einer positiven Religion schon a priori aus der nothwendigen Theilnahme des ganzen menschlichen Wesens an dem religiösen Glauben hervorgeht, so giebt uns die Geschichte der Religionen a posteriori unwiderlegbare historische Beweise dieser Behauptung an die Hand. Denn, sobald der Mensch den Anfang machte, über den Zustand des dumpfen Brütens, des Ahnens und Träumens in den Erscheinungen der Außenwelt sich zu erheben, mit selbstthätiger Freiheit sich und die Welt (Subjekt und Objekt) zu unterscheiden, und über den Ursprung des Räthselvollen, das ihn allenthalben umringte, sinnend zu forschen; so verwies ihn auch ein innerer, zum deutlichen Bewußtseyn noch nicht entwickelter religiöser Trieb von dem Sinnlichen (wo er sich jetzt überall von todten, leblosen Gestalten umringt sah) an das Uebersinnliche hin; mit Phantasie und Gefühl suchte er sich jetzt dieser höhern Sphäre gleichsam zu bemächtigen und das Unendliche zu ergreifen; die Religion entwickelte sich zuerst in den heilig schönen Dichtungen und Mythen der Vorwelt, an welche sich sehr bald äußere sinnbildliche Handlungen anknüpften, in denen

*) Um die Menschheit mit enthusiastisch-großer, reiner Liebe umfassen zu können, muß zuerst das Interesse für die bestimmten Menschen in den nächsten Umgebungen, für die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, geweckt und befestigt werden. Gerade das, was das Interesse für die Menschen dem höhern Sinn der Menschenliebe überhaupt als Erweckungsmittel leistet, bewirkt die positive Religion in Hinsicht auf das Interesse des Geistes und Herzens für Religion überhaupt. Der Mensch als Erdenbürger, selbst begrenzt in den Schranken der Zeit und des Raums, kann das Positive und Begrenzte der Thatsache in der Zeit und der Gestalt und Form im Raume nicht entbehren; meist — auf einer höhern Vollendungsstufe — entschwindet die Hülle, damit dem verklärten Blick das Eine Wahre erscheine, ohne Bild und Form, als Wesen und Geist, über der Zeit und dem Raume schwebend!

der Mensch sich selbst dem Unendlichen zu nähern, und sein Dasein in jene höhere Sphäre zu erheben suchte, so wie jene Dichtungen und Mythen das Uebersinnliche in das Sinnliche herabzogen.*) Es liegt in dem natürlichen Fortgang der Culturgeschichte der Menschheit, daß diese Periode und die Religion der Phantasie und des Gefühls allein herrschte, und der Mensch allenthalben vom Göttlichen unmittelbar sich umgeben fühlte, bald durch eine zweite Periode des raisonnirenden Verstandes und der spekulirenden Vernunft verdrängt wurde, wo sich jene mythischen Gestalten in bestimmte Objekte, in kalte historische Facta, in trockne Glaubenssätze verwandelten. Aber, konnte dadurch das Bedürfniß für das Symbolische einer positiven Religion verdrängt werden? Ohnmöglich. Je mehr Phantasie und Gefühl durch die Kälte von Außen in sich selbst zurückgetrieben wurden, desto wärmer erglühte im Innern ein heiliger Mysticismus, der in seiner eignen stillen Welt religiöser Anschauungen und Gefühle am liebsten weilt. Und, was fesselt selbst den gebildetsten forschenden Geist so mächtig an die Kunst, wenn es nicht jene heilige Sympathie wäre, welche Kunst und Religion von jeher verschwisterte, wenn uns das Schöne nicht als ein lieblicher Wiederschein des Unendlichen im Endlichen entgegenstrahlte?

Giebt es eine Religion auf Erden, welche diesem Bedürfniß des menschlichen Geistes für das Positive vollkommen entspricht — so ist es die Christliche! Unendlich reich ist ihre ganze Geschichte (vorzüglich die Geschichte ihrer ersten Stifter und Verkündiger) an Thatsachen, deren Zusammentreffen und Verbindung die sichtbarsten Spuren einer höhern göttlichen

---

*) Sehr interessant wäre es, aber das Werk einer eignen Untersuchung, historisch-psychologisch nachzuweisen, wie sich jene Richtung des menschlichen Geistes auf das Symbolische einer positiven Religion bei verschiedenen Völkern in ihren Dichtungen und Mythen verschieden äußerte.

Wirksamkeit für die Sache der Religion enthält (möge man auch über die innere Beschaffenheit und Natur dieser Thatsachen im Einzelnen noch so verschieden urtheilen); heilig-schön, einfach-groß und erhaben sind die Symbole des Unendlichen, welche sie uns in der Person ihres Stifters, dem vollendetesten Repräsentant des Göttlichen im Menschlichen, und in der Reihe seiner Handlungen und Schicksale aufstellt, welche sich überall aus dem Sinnlichen unmittelbar in eine übersinnliche Welt hinüberzieht, und eben so einfach-groß die sinnbildlichen Handlungen, zu denen sie ihre Verehrer verpflichtet; und, indem sie den Fähigkeiten und Bedürfnissen aller Staaten und Völker entspricht und zugleich in ihrem ganzen Wesen die schönsten Keime trägt, aus denen sich im Fortgange der menschlichen Cultur immer reinere und hellere Ansichten entwickeln können — verdient sie in jeder Hinsicht den ehrenvollen Namen der einzig gültigen positiven Religion auf Erden. Eben diese reine Menschlichkeit des Christenthums ist der stärkste Beweis seiner Göttlichkeit; denn, wo sich reine Menschlichkeit am freiesten und kräftigsten entwickelt, da ist sie dem Göttlichen am nächsten.

Anmerkungen.

---

1) Als man einst zum Scherz, in Bezug auf diese Verwandtschaft, mancherlei Aehnlichkeiten zwischen unserm Schott und seinem Oheim finden wollte, sagte er in seiner einfachen, gutmüthigen Weise: „das wundert mich sehr, da Bahrdt als Oheim nur neben mir und nicht, wie mein Vater, vor mir gestanden hat."

2) Mittheilung des Hr. Pastor M. Caspari in Zschortau.

3) Das Weinlager allein war im Theilungs-Vergleich zu 3000 Thlr. und das Silberzeug zu 1400 Thlr. angeschlagen.

4) Dieses Adelsdiplom befindet sich zwar noch in den Händen der Schott'schen Familie; es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß unser Schott von diesem Anton von Schott abstamme; auch glaubte er es selbst nicht. Vermuthlich zog das angesehene Familienglied ein anderes aus dem Elsaß nach Sachsen, welches der Stammvater der sächsischen Schott'schen Familie wurde. — Unser Schott hatte übrigens eine große Pietät gegen seine Vorfahren. Davon zeuget, außer andern Beweisen, auch die Sorgfalt, mit der er Alles aufsuchte und aufbewahrte, was auch nur den entferntesten Bezug auf ihre Persönlichkeit oder ihre Geschichte hatte. So finden sich unter den von ihm aufbewahrten Papieren Mieth-Contracte, Schneider-Rechnungen u. dergl., welche die Familie angehen, aus den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

5) Dieser Steinmetz stammte aus Zittau, nnd war der Famulus seines Vaters. Er war aber eigentlich nicht der erste Lehrer Schott's, sondern dieser war seine Schwester, Auguste Friederike Sophie, die sich mit besonderer Hingebung des Unterrichts und der Bildung des Bruders annahm.

6) Sie starb im J. 1809.

7) Die hier ausgesprochenen Gesinnungen der Dankbarkeit

und Liebe hatte er schon früher dadurch an den Tag gelegt, daß er ihm seine Commentatio zur Erlangung der Magisterwürde gewidmet hatte. Aber er hat sie auch bis zu seinem letzten Athemzuge in sich erhalten und nie anders, als mit einer freudigen, dankbaren Hochachtung dieses würdigen Mannes gedacht und von ihm gesprochen. Der letzte Bri.f, den er nur wenig Stunden vor seinem Tode geschrieben, war an ihn gerichtet.

8) Bei der großen Genauigkeit, die sich in allen seinen Arbeiten findet, ist seine Ungenauigkeit im Schreiben einiger, auch der bekanntesten Eigennamen, wirklich auffallend. So schrieb er gewöhnlich Bek st: Beck, Wenk st: Wenck; dagegen Herrmann st: Hermann, Dinndorf st: Dindorf, Plattner st: Platner, Semmler st: Semler, Wettstein st: Wetstein u. s. w.

9) Ueber den Zweck und die Einrichtung dieser Gesellschaft s. m. die Recitatio de F. A. Cari virtutibus etc. p. 33. sqq.

10) Durch die zuvorkommende Güte des Herrn D. Goldhorn in Leipzig bin ich in den Besitz der vom seel. Schott für diese Gesellschaft gelieferten Abhandlungen. Ich theile den Inhalt derselben mit, um daraus das Interesse desselben für die Gesellschaft und den Umfang des für die Thätigkeit der Gesellschaft bestimmten Kreises abzunehmen.

1) Bemerkungen über das Gedächtniß aus d. Libb. rhetor. ad Herennium Lib. III. C. 17 sqq.; 2) Einige aus den Lektüren des Isokrates entlehnte psychologische Bemerkungen: 3) Psychologische Analyse der Rede Archidemus des Isokrates (unbeendigt); 4) Wie kann das Sprachstudium, namentlich auf höhern Schulanstalten, zu einer das systematische Studium der Psychologie vorbereitenden und den Eifer dafür erweckenden Beschäftigung gemacht werden? 5) Ueber zwei psychologische Aeußerungen des Plato (im Phädon Cap. 39 u. 45); 6) eine sehr ausführliche, aus mehreren Bogen bestehende Recension einer anonym eingegangenen Abhandlung; Untersuchung der Frage, ob der Mensch ein Bedürfniß für die Annahme und Festhaltung einer positiven, geoffenbarten Religion habe? 7) Auch in den Modificationen der Liebe des Menschen zum Leben und ihrer steten Succession schließt und vollendet sich der Cyclus der Menschenbildung; (Gegen Tiedemann's Abhandlung in der Eunomia, Aug. 1801, über die Frage: Warum hängt das Alter fester am Leben, als die Jugend?)

8) Ueber eine Stelle in Plato's Symposium (Cap. 7); 9) Eine ausführliche Recension der Abhandlung: Versuch einer Grenzbestimmung zwischen dem Unwillkührlichen und der Willkühr in den Seelenkräften; 10) Versuch einer Beantwortung der Frage: Giebt es ein rein menschliches Bedürfniß für positive Religion? (s. die Beilage B.).

11) S. Lpz. LZ. 1804. Nr. 27 und Jen. L. Z. 1814. Ergänzungsbl. Nr. 19. 20., wo sich eine ausführliche und gelehrte Recension dieser Schrift befindet. Reinhard in Dresden schrieb ihm darüber v. 20 Febr. 1804. „Hochedler und hochgelehrter Herr, Hochzuehrender Herr Magister! Ew. Hochedl. haben die Güte gehabt, mir ein literarisches Geschenk zu machen, welches Ihnen in jeder Hinsicht zur Ehre gereicht. Es war wirklich kein leichtes Pensum aus der alten Literatur, dessen Bearbeitnng Sie übernommen haben. Sie haben es, so viel ich urtheilen kann, mit einem so feinen kritischen Gefühl, mit einer so geübten Beurtheilung und mit einer so reichen philologischen Gelehrsamkeit behandelt, daß jeder unpartheiische Richter mit Ihnen zufrieden seyn und nach dieser Probe einst noch viel schönere und reifere Früchte Ihres Geistes erwarten wird. Vielleicht sind Sie hie und da allzufreigebig mit Erläuterungen gewesen. Allein ich gestehe, daß ich eine solche glückliche Fülle bei jungen Schriftstellern weit lieber wahrnehme, als jenes ärmliche Wesen, dem man es an allen Orten und Enden anmerkt, daß es an Vorrath fehlt. Auf alle Fälle hätte es ihre so gut gerathene Arbeit verdient, von dem Verleger etwas liberaler ausgestattet zu werden, als es geschehen ist. Mir ist es jedoch außerordentlich angenehm, in Ew. Hochedl. einen jungen Philologen kennen zu lernen, auf den sich in der Folge rechnen läßt. Bei solchen Umständen werde ich nicht erst sagen dürfen, wie angenehm mir Ihr Geschenk war, und wie sehr ich mich dadurch zum Dank verpflichtet fühle. Mögen mir künftig Gelegenheiten zu Theil werden, die Dienstbeflissenheit und Hochachtung thätig zu beweisen, womit ich verharre Ew. Hochedl. gehorsamer Diener Reinhard."

12) Diese Gratulationsschrift befindet sich auch, in mehrern Stellen verbessert, in **Schott** Opuscul. 1 — 54. **Reinhard** schrieb ihm darüber: „daß Sie sich mit Nachdruck über so manche neuere und ältere Verdrehung der so wichtigen Stelle erklärt haben,

verdient den größten Beifall; und ob ich gleich etwas Poetisches in jener Stelle nicht finden kann (das Erhabene scheint mir nehmlich in der Sache selbst zu liegen); so glaube ich doch, daß der Sinn im Ganzen von Ihnen sehr gut entwickelt worden ist." Vgl. Gabler Journ. f. auserles. theol. Literat. III. 170 ff.

13) Besonders war es Gabler, der sie mit dem ausgezeichnetsten Beifall und großer Empfehlung dem Publikum vorhielt. In dem eben angeführten Journalstück heißt es S. 159 f. „In langer Zeit ist Rec. kein exegetisches Werk über das N. T. zu Gesicht gekommen, das ihm so viel Freude gemacht hätte, als das gegenwärtige; denn es entspricht ganz seinen Wünschen. — Man findet nicht leicht in einem Buche auf dem möglichst kleinsten Raume so viel wahrhaft Gutes und Brauchbares über Exegese des N. T. zusammengedrängt, als in diesem. Die erklärende lateinische Uebersetzung ist in einer reinen Sprache und mit großer Präcision abgefaßt: es steht kein Wort darin umsonst. Sie verräth den gebildeten Ausleger, der nach richtigen Grundsätzen der Interpretation meist den richtigsten Sinn auszuheben versteht. — Wir müssen daher diese Ausgabe des N. T. hauptsächlich studierenden Theologen als höchstbrauchbar zu exegetischen Vorlesungen sehr empfehlen. — Hr. Schott geht seinen sichern Interpretengang ruhig fort: er will nicht durch Neuheit glänzen, nur durch Gründlichkeit nützlich werden." In den Marburger Theol. Annalen v. J. 1808. S. 2 ff. wurde zwar das ertheilte Lob indirect sehr in Anspruch genommen; aber das hier über das Buch ausgesprochene Urtheil vermindert den einmal gefundenen Beifall desselben nur wenig, und hat an der Vervollkommnung der folgenden Auflagen seinen guten Antheil gehabt. — Mit der äußern Einrichtung der Ausgabe war Reinhard unzufrieden. „Ich finde," schrieb er, „die lateinische Uebersetzung, welche Sie dem griechischen Texte beigefügt haben, im Ganzen sehr gut und zweckmäßig gearbeitet und sie kann allerdings die Lektüre des Griechischen erleichtern. Gleichwohl kann ich nicht unterlassen, zu wünschen, daß Sie dieselbe allein möchten herausgegeben haben, weil ich mich von der Nutzbarkeit einer Version, welche dem Text gegenübersteht, schlechterdings nicht überzeugen kann. Dem Mißbrauche, der mit dergleichen Editionen des N. T. getrieben wird, und welchen Sie in der Vorrede selbst bemerken, werden Sie nie

vorbeugen können; dies wäre aber der Fall gewesen, wenn Ihre Uebersetzung allein erschienen wäre. Der Preis des Ganzen ist dadurch, daß Text und Version zusammengedruckt sind, auch erhöht worden, und es dürfte daher nicht so leicht in die Hände der Studierenden gebracht werden können, als Sie wünschen." Anders Heyne: „Die Idee dieser Ausgebe des N. T. scheint mir sehr zu billigen, und die Ausführung und Einrichtung glücklich gerathen zu seyn."

14) Von diesem Programm hat sich unter den Papieren des Verstorbenen nirgends auch nur eine Spur von Fortsetzung gefunden. Was Reinhard über dieses Programm geschrieben, ist wohl der Mühe werth, angeführt zu werden. Reinhards Worte sind: „Die in dem Programm aufgestellte Theorie des Dialogs macht Ihrem Scharfsinn und Ihrem Geschmack gleichfalls Ehre. Die Anwendung auf den Dialog in den Büchern des Cicero de oratore haben Sie sich noch vorbehalten; sie dürften aber nicht sehr zum Vortheil der von Cicero gewählten Form ausfallen. Ich gestehe übrigens, daß ich immer geglaubt habe, die Dialogen des Cicero seyen eine ganz eigne Art, die mit den Platonischen weder verglichen werden können, noch sollen. Etwas ganz Eigenthümliches scheint mir der Dialog in den Büchern de oratore zu haben; Cicero wollte die berühmtesten römischen Redner von der Beredtsamkeit sprechen, und jeden derselben gerade das erklären lassen, worin er excellirte. Dies konnte er wohl nicht schicklicher ausführen, als daß er Jeden der Hauptpersonen in einer zusammenhängenden Rede sprechen ließ. Im ganzen Plato kömmt kein Dialog vor, der einen solchen Zweck hätte; daher mir auch keine der platonischen Dialogen hier als Norm betrachtet werden zu können scheint. — Doch Sie werden Ihre Anwendung schon machen, und ich werde sie mit Vergnügen und Nutzen lesen, daher ich ihr mit Verlangen entgegensehe."

15a) Die Recension des Buchs in Gablers Journal war von Marezoll.

15b) Es befindet sich dieselbe in den Opusc. exeget. etc. 1, 55 — 110. Hr. Generalsup. Bretschneider, damals in Annaberg, schrieb ihm darüber: „Für Ihre gelehrte Comment. danke ich verbindlichst: das Lesen derselben hat mich ganz in vorige Zeiten zurückgesetzt. Darf ich mich wohl in Rücksicht derselben

der alten Freiheit bedienen, da wir noch im Philologico waren? — Doch Sie erlauben mir gewiß einige Bemerkungen, die nichts weiter als das Interesse zeigen sollen, das ich an Ihren Untersuchungen genommen habe. — Es scheint mir Ihre Erklärung von Joh. VII, 17, so fein sie auch durch Vergleichung des V. 18. gewendet ist, doch endlich mit der der andern Ausleger zusammenzufallen, daß man nämlich durch Frömmigkeit, durch das Vollbringen des Willens Gottes, oder des Sittengesetzes, erkennen werde, daß Jesu Lehre göttlich sey. Ich gestehe aber, daß ich noch sehr zweifle, ob Jesus dieses habe sagen wollen, indem er jederzeit seine ἔργα oder Wunderthaten als Beweise seiner göttlichen Sendung aufführt. Auch Joh. VI. dürfte wohl schwerlich sich ein Beweis finden, daß Jesus ein argumentum internum je im Gedanken gehabt habe. Doch diese lange Stelle geht nicht in einen Brief. Was aber Joh. VII, 17. betrifft, so zweifle ich auch deswegen noch an der Erklärung des θέλημα τοῦ θεοῦ durch Frömmigkeit, Gehorsam gegen J. Sittengebote, oder göttlichen, frommen Sinn überhaupt, weil Jesus etwas gesagt haben würde, von dem er wissen mußte, daß seine Zuhöhrer es nicht fassen, und nicht gebrauchen konnten. Schon ehemals schien mir zwischen θέλημα und πέμψαντος V. 16. ein genauer Zusammenhang zu seyn, und θέλημα kann sehr wohl erklärt werden durch τοῦ πιστεύειν εἰς ἐμέ, wenn Jemand unter Euch den Willen dessen, der mich sendet (αὐτοῦ nicht θεοῦ, sondern πάμψαντος) thun d. h. mich als den gesendeten Messias annehmen, mein Schüler und Lehrling werden will, der wird sich auch bald überzeugen u. s. w." Die Parallele Joh. VI, 29. begünstigt diese Erklärung, weil dort ἔργον füglich mit θέλημα gleichbedeutend genommen werden kann: auch spricht VI, 40. dafür, wo wohl zu übersetzen ist: „deßwegen hat Gott mich gesendet, daß Jeder, der mich als Sohn Gottes, als Messias anerkennt, an mich glauben und dadurch das ewige Leben erlangen soll." Der Sinn der Stelle scheint mir also zu seyn: „wenn Jemand von Euch den Absichten dessen, der mich sendet, entsprechen und mich für den Messias annehmen wird, der wird aus seiner Erfahrung, oder in der Zukunft sich bald überzeugen, daß meine Gebote, Lehren und Verheißungen wirklich göttlich sind;" nämlich, entweder weil er täglicher Zeuge meines Wirkens und meiner Wunder ist, oder weil er in dem Reiche des Messias bald das ewige Leben, oder

die messianische Glückseligkeit erlangen wird. Vgl. VI, 40. und VIII, 31. 32. 51. — Vielleicht wenden Sie aber ein, daß ποιεῖν τὸ θέλημα durch ποιεῖν τὸν νόμον V. 19. hinlänglich erklärt werde, und also auf die Lehre J. zu beziehen sey; aber ποιεῖν τὸν νόμον (wenn anders dieser Vers mit den vorhergehenden genau zusammenhängt, was mir nicht recht wahrscheinlich ist) dürfte wohl V, 45 — 47. seine Erläuterung finden und zu übersetzen seyn: „sich nach den Weissagungen des Gesetzes verhalten und an Jesum als Messias glauben. — — Auch bei der Stelle VIII, 26. möchte ich übersetzen: „viel zwar könnte ich noch über Euch klagen und mich beschweren (nämlich, daß ihr nicht erkennen wollet, ὅτι ἐγώ εἰμι V. 24. 25.); aber ich schweige; denn die Wahrhaftigkeit dessen, der mich gesendet hat, und dessen Aufträge ich ganz getreu vollziehe, wird mich rechtfertigen; nämlich (V. 28.), wenn ich werde erhöht worden seyn, dann werdet ihr erkennen, ὅτι ἐγώ εἰμι. Das ὑψώσητε bezieht sich ohnstreitig auf die Kreuzigung und die darauf zu erfolgende Auferstehung, durch welche Jesus als Messias, als der ἐγώ εἰμι gerechtfertigt wurde. Λαλεῖν und κρίνειν dem Sinne nach sich beschweren; indem in dem Tadel oder Vorwürfen allerdings auch der Begriff der Beschwerde liegt."

16) Die Abhandlung ist, wie in der Vorrede versichert wird, **additamentis praecipue amplis, sectionibusque novis aucta**, wieder abgedruckt in **Opuscc. exeget. I, 111 sqq.** Sein Urtheil über diese Schrift sprach Reinhard in einem Brief a. d. 12. Decbr. d. J. dahin aus: „Ew. Hochwürden haben mir mit ihrer Inauguraldissertation ein äußerst angenehmes Geschenk gemacht. Ich kann nicht leugnen, daß das von Ihnen gewählte Thema mich sehr anzog; und daß ich auf die Ausführung desselben ungemein begierig war. Ich habe sie vortrefflich gefunden diese Ansführung; und meines Erachtens haben Sie sich durch diese Disputation ein wahres Verdienst erworben. Soll es bey der Sache, über welche Sie geschrieben haben, zu sichern Resultaten kommen; so muß der Weg eingeschagen werden, welchen Sie gewählt haben: lediglich durch eine gründliche, von vorgefaßten Meinungen freie Interpretation ist die Wahrheit hier auszumitteln. Einer solchen Interpretation haben Sie sich bedient. Ich bewundere die Geschicklichkeit und Umsicht, mit der Sie überall zu Werke gegangen sind, und den Sinn jeder Stelle zu bestimmen gewußt haben. Nach den Regeln einer

der alten Freiheit bedienen, da wir noch im Philologico waren? — Doch Sie erlauben mir gewiß einige Bemerkungen, die nichts weiter als das Interesse zeigen sollen, das ich an Ihren Untersuchungen genommen habe. — Es scheint mir Ihre Erklärung von Joh. VII, 17, so fein sie auch durch Vergleichung des V. 18. gewendet ist, doch endlich mit der der andern Ausleger zusammenzufallen, daß man nämlich durch Frömmigkeit, durch das Vollbringen des Willens Gottes, oder des Sittengesetzes, erkennen werde, daß Jesu Lehre göttlich sey. Ich gestehe aber, daß ich noch sehr zweifle, ob Jesus dieses habe sagen wollen, indem er jederzeit seine ἔργα oder Wunderthaten als Beweise seiner göttlichen Sendung aufführt. Auch Joh. VI. dürfte wohl schwerlich sich ein Beweis finden, daß Jesus ein argumentum internum je im Gedanken gehabt habe. Doch diese lange Stelle geht nicht in einen Brief. Was aber Joh. VII, 17. betrifft, so zweifle ich auch deswegen noch an der Erklärung des θέλημα τοῦ θεοῦ durch Frömmigkeit, Gehorsam gegen J. Sittengebote, oder göttlichen, frommen Sinn überhaupt, weil Jesus etwas gesagt haben würde, von dem er wissen mußte, daß seine Zuhöhrer es nicht fassen, und nicht gebrauchen konnten. Schon ehemals schien mir zwischen θέλημα und πέμψαντος V. 16. ein genauer Zusammenhang zu seyn, und θέλημα kann sehr wohl erklärt werden durch τοῦ πιςτεύειν εἰς ἐμέ, wenn Jemand unter Euch den Willen dessen, der mich sendet (αὐτοῦ nicht θεοῦ, sondern πάμψαντος) thun d. h. mich als den gesendeten Messias annehmen, mein Schüler und Lehrling werden will, der wird sich auch bald überzeugen u. s. w." Die Parallele Joh. VI, 29. begünstigt diese Erklärung, weil dort ἔργον füglich mit θέλημα gleichbedeutend genommen werden kann: auch spricht VI, 40. dafür, wo wohl zu übersetzen ist: „deßwegen hat Gott mich gesendet, daß Jeder, der mich als Sohn Gottes, als Messias anerkennt, an mich glauben und dadurch das ewige Leben erlangen soll." Der Sinn der Stelle scheint mir also zu seyn: „wenn Jemand von Euch den Absichten dessen, der mich sendet, entsprechen und mich für den Messias annehmen wird, der wird aus seiner Erfahrung, oder in der Zukunft sich bald überzeugen, daß meine Gebote, Lehren und Verheißungen wirklich göttlich sind;" nämlich, entweder weil er täglicher Zeuge meines Wirkens und meiner Wunder ist, oder weil er in dem Reiche des Messias bald das ewige Leben, oder

die messianische Glückseligkeit erlangen wird. Vgl. VI, 40. und VIII, 31. 32. 51. — Vielleicht wenden Sie aber ein, daß ποιεῖν τὸ θέλημα durch ποιεῖν τὸν νόμον V. 19. hinlänglich erklärt werde, und also auf die Lehre J. zu beziehen sey; aber ποιεῖν τὸν νόμον (wenn anders dieser Vers mit den vorhergehenden genau zusammenhängt, was mir nicht recht wahrscheinlich ist) dürfte wohl V, 45 — 47. seine Erläuterung finden und zu übersetzen seyn: „sich nach den Weissagungen des Gesetzes verhalten und an Jesum als Messias glauben. — — Auch bei der Stelle VIII, 26. möchte ich übersetzen: „viel zwar könnte ich noch über Euch klagen und mich beschweren (nämlich, daß ihr nicht erkennen wollet, ὅτι ἐγώ εἰμι V. 24. 25.); aber ich schweige; denn die Wahrhaftigkeit dessen, der mich gesendet hat, und dessen Aufträge ich ganz getreu vollziehe, wird mich rechtfertigen; nämlich (V. 28.), wenn ich werde erhöht worden seyn, dann werdet ihr erkennen, ὅτι ἐγώ εἰμι. Das ὑψώσητε bezieht sich ohnstreitig auf die Kreuzigung und die darauf zu erfolgende Auferstehung, durch welche Jesus als Messias, als der ἐγώ εἰμι gerechtfertigt wurde. Λαλεῖν und κρίνειν dem Sinne nach sich beschweren; indem in dem Tadel oder Vorwürfen allerdings auch der Begriff der Beschwerde liegt."

16) Die Abhandlung ist, wie in der Vorrede versichert wird, additamentis praecipue amplis, sectionibusque novis aucta, wieder abgedruckt in Opuscc. exeget. I, 111 sqq. Sein Urtheil über diese Schrift sprach Reinhard in einem Brief a. d. 12. Decbr. d. J. dahin aus: „Ew. Hochwürden haben mir mit ihrer Inauguraldissertation ein äußerst angenehmes Geschenk gemacht. Ich kann nicht leugnen, daß das von Ihnen gewählte Thema mich sehr anzog; und daß ich auf die Ausführung desselben ungemein begierig war. Ich habe sie vortrefflich gefunden diese Ausführung; und meines Erachtens haben Sie sich durch diese Disputation ein wahres Verdienst erworben. Soll es bey der Sache, über welche Sie geschrieben haben, zu sichern Resultaten kommen; so muß der Weg eingeschagen werden, welchen Sie gewählt haben: lediglich durch eine gründliche, von vorgefaßten Meinungen freie Interpretation ist die Wahrheit hier auszumitteln. Einer solchen Interpretation haben Sie sich bedient. Ich bewundere die Geschicklichkeit und Umsicht, mit der Sie überall zu Werke gegangen sind, und den Sinn jeder Stelle zu bestimmen gewußt haben. Nach den Regeln einer

richtigen Auslegungskunst wird sich daher gegen das, was Sie gefunden haben, gewiß nichts Haltbares aufbringen lassen. Daß Sie aber freimüthig genug gewesen sind, die dem Geiste der Zeiten gar nicht günstigen Resultate Ihrer Exegese so unverschleiert hinzustellen, macht Ihnen die größte Ehre. Ueberhaupt gehört in unsern Tagen weit mehr Muth, und weit mehr gründliches Wissen dazu, die alte Wahrheit zu retten und zu behaupten, als kühne Hypothesen aufzustellen und etwas Auffallendes zu sagen. Glück wünsche ich also der mir so theuren Universität zu Wittenberg, daß sie an Ihnen einen Theologen von so reicher Einsicht und von so gründlicher Gelehrsamkeit erhält. Möge es Ihnen an einem Orte, wo ich so viel Gutes genossen habe, an keiner Art des Guten fehlen, und Ihre bevorstehende Verpflanzung nach Wittenberg mit den günstigsten Vorbereitungen und mit dem glücklichsten Erfolge verknüpft seyn. Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und empfangen Sie die Versicherung, daß ich nie aufhören werde, mit der größten Verehrung zu seyn Ew. Hochwürden gehorsamster Diener Reinhard."

17) Die bedeutendste darunter war die im Namen des unter Keil's Vorsitz bestehenden Collegii philobiblici von Chr. A. Gfr. Emmerling verfaßte: De Paullo felicem institutionis suae successum praedicante eiusque caussas exponente 2 Cor. II, 14 — 17. Unter den Mitgliedern desselben befand sich auch sein nachheriger College, H. GKR, D. Baumgarten Crusius.

18) In den Opuscc. exeget. I, 223 sqq.

19) S. J. F. Sandhof V. d. Ueberzeugung, daß auch wir unter dem Einfluße des göttlichen Geistes stehen. Eine Predigt — dem Hrn. H. A. Schott — bei seinem Abgange von Wittenberg nach Jena — im Namen d. Mitglieder des Predigerkollegiums gewidmet. Wittenb. 1812.

20a) Beide sind wiedergegeben in den Opuscc. exeget. I, 313 sqq. und II, 1 sqq.

20b) Vgl. Böttigers Brief an Schulz d. d. 5. April 1812, im zweiten Bande von Chr. Gfr. Schütz's Lebens, von dessen Sohne.

21) Auf sein Entlassungsgesuch schrieb ihm Reinhard d. 2. Mai, und zwar seinen letzten Brief: „Die Erklärung, welche Ew. Hochwürden in Ihrer Zuschrift mir gegeben haben, hat, wie ich

nicht leugnen kann, einen sehr schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht. Bei der großen Hochachtung, welche Sie mir durch Ihre Gelehrsamkeit und durch Ihre Verdienste eingeflößt haben, muß es mir nothwendig leid thun, daß das Vaterland Sie verlieren soll. Sie haben jedoch Ihren Entschluß, dem Rufe nach Jena zu folgen, so bestimmt erklärt, daß dem Kirchenrathe nichts übrig blieb, als Ihre Entlassung zu beschließen. Dieß ist denn gestern geschehen und es soll, da Sie Beschleunignng wünschen, ohne Verzug in dieser Sache Bericht erstattet und die allerhöchste Einwilligung in Ihre Entlassung nachgesucht werden. Uebrigens begreife ich freilich, daß ein Mann von Ihrer Gelehrsamkeit und von Ihrem edlen Eifer für die reine evangelische Wahrheit, in Jena sehr nöthig ist."

22a) Das Schreiben des Hrn. Etatsraths, der diesen Antrag brachte, enthält so manches Interessante über die Universität Kiel und ihre damaligen Verhältnisse, daß ein Auszug daraus nicht unwillkommen seyn wird. Kiel d. 12. Juni 1814. — — Bei der Hoffnung auf einen bevorstehenden friedlichen Zustand der aufgeregten Staaten und der Aussicht, die abgedrungenen Fehden Dänemarks bald beigelegt zu sehen, hat die dänische Regierung, von jeher durch ihre Empfänglichkeit für die Beförderung wissenschaftlicher Cultur sich auszeichnend von neuem einen Blick auf die, ebenfalls nur nothgedrungen seit einigen Jahren vernachlässigte Kielische Universität geworfen, entschlossen, durch Ausfüllung allmählig entstandener Lücken, derselben eine neue Wirksamkeit zu geben. Mit dem Vertrauen der Hochpreißlichen Schleswig-Holsteinischen Kanzlei, unter deren Curatel die hiesige Akademie steht, beehrt, war es mir bewußt, daß unter andern auch an die Berufung eines Theologen von Ruf und entschiedener Liebe und Thätigkeit für sein Lehrfach gedacht werde, und ich nahm mir die Freiheit, derselben vor allen Uebrigen Ew. Hochwürden als einen Gelehrten zu nennen, der als Schriftsteller und Mensch eine vorzügliche Berücksichtigung erwarten dürfe. Ich bin berechtigt anzunehmen, daß dieser mein Schritt nicht ohne Folgen seyn werde, weiß aber auch, daß die Kanzlei sich nicht leicht ohne Hoffnung des Erfolges auf Vocationen einlassen werde.

In dieser Lage der Dinge nehme ich mir die Erlaubniß, bei Ew. Hochwürden anzufragen, ob Dieselben wohl geneigt wären,

wenn eine Berufung Ihrer zum 4ten ordentlichen Professor der Theologie an hiesiger Universität erfolgte, dieselbe dergestalt anzunehmen, daß der Antritt dieser Function zum nächsten Winter-Semester erwartet werden dürfte?

Um den Entschluß Ew. Hochwürden zu erleichtern, bemerke ich folgendes. Kiel liegt in einer so schönen Gegend, daß es sich kühn mit jeder andern Universitäts-Stadt messen kann. Sein Klima, etwas mehr an Ostwinden abgerechnet ist wenig rauher als das von Jena. Die Stadt enthält gegen 8000 Einwohner von allen Ständen, und ist in dieser Rücksicht vor vielen andern Provincial-Städten zur Auswahl des Umganges geeignet. Der Ton ist liberal, und aus persönlicher Bekanntschaft mit den meisten deutschen Universitäten darf ich versichern, daß wohl auf keiner ein eben so ruhiger und freundschaftlicher Verkehr unter den Lehrern statt habe, als hier. Dasselbe gilt von den Studirenden, deren Zahl zwischen 150 — 200 zu seyn pflegt, sich aber der letzten mehr nähert, sie auch wohl übersteigt. Ich brauche nicht zu berühren, daß keine Regierung sich mehr durch humane Behandlung der Gelehrten auszeichne, als die dänische.

Mit der Stelle für welche ich die Aufmerksamkeit Ew. Hochwürden zu gewinnen wünsche, wird gewiß ein Gehalt von 1000 Thlr. in Silber hiesigen schweren Geldes verbunden werden, der ¼jährig prompt bezahlt wird. Ich mache mir sogar die Hoffnung, daß in Ansehung Ihrer eine Vergrößerung zu erhalten stünde, obgleich die Herren Professoren Kleucker und Franke zur Zeit keines größeren genießen. Zu den Nebenvortheilen gehört 1) ein Wittwengehalt von 130 Thlr. neben der halben Hausfreiheit, am Werthe ungefähr 30 Thlr., wofür aber der antretende Professor das erste Vierteljahr seines Gehaltes stehen läßt. Um der Lästigkeit dieser Bedingung abzuhelfen, glaube ich jedoch, würde man sich wohl entschließen, die Bestallung um ¼ Jahr zurück zu datiren, um so den Eintritt mit voller Gage zu bewirken; 2) die Hausfreiheit. Es sind nämlich mit Rücksicht auf die städtische Contribution die Häuser in Kiel in ganze, halb und viertel Häuser eingetheilt. Bewohnt nun ein Professor, als Eigner oder Miethsmann, ein Haus, oder Zimmer desselben, so befreit er das Haus von der obliegenden Contribution, und kürzt sich, als letzterer, dieselbe in der Miethe. Auf ein ganzes Haus beträgt dies im Durch-

schnitte c. 60 Thlr. und so weiter im Verhältnisse. Bemerken muß ich leider, daß Kiel, wie man zu sagen pflegt, ein theures Pflaster ist, und daß ein Mann vom Stande mit Familie kaum unter 200 Thlr. ein zweckmäßiges Logis finde. Aber nicht ohne Grund rechnen wir auch hierin auf bessere Zeiten. 3) Die Befreiung von Abgaben an den Staat. Indessen muß ich auch dabei anführen, daß durch eine Verordnung von 1799 die Steuerfreiheit der Universität auf die damals statthabenden ordentlichen Steuern beschränkt sey, und daß unter die später aufgelegten außerordentlichen Abgaben die Mitglieder derselben gezogen sind, welches in der Stelle, von der ich die Ehre habe, mit Ihnen zu reden, jährlich wohl gegen 60 — 70 Thlr. betragen mag. In eben dieser Verordnung ist auch festgesetzt, daß die, seit 1799 anzustellenden Professoren, einer Collateralerbschaftssteuer unterliegen sollen, daher es für Ew. Hochwürden, falls Sie, wie ich wünsche, auf diese Stelle reflectiren sollten, gerathen seyn würde, es zur Bedingung zu machen, den vor 1799 angestellten Professoren gleichgesetzt zu werden. Uebrigens hoffen wir sämmtlich nicht ohne Grund, bald wieder in unsre alte Steuerfreiheit eintreten zu können. 4) Die Honorare für Vorlesungen sind dem Preise nach ungefähr wie auf andern Universitäten, aber nur herkömmlich, und daher ihre Erhöhung von dem Gutdünken des Docenten abhängig. Erhoben werden sie durch eine Commission, und das Consistorium bestimmt, wer auf freie Collegia Anspruch machen dürfe. 5) Der vom Ausland Berufene erhält das Indigenatsrecht und damit für sich und seine Kinder die Fähigkeit zu allen Aemtern im Staate ohne Ausnahme. 6) Die Zollfreiheit ist für den ökonomischen Hausvater nicht unwichtig, der durch sie seine Bedürfnisse mit Vortheil aus Lübeck oder Hamburg beziehen kann. 7) Das Rectorat ist jährig, wechselt unter den Fakultäten, und trägt außer andern Vortheilen einen Gehalt von 100 Thlr.

Was man dagegen von jedem Professor erwartet, ist ein Collegium publicum von wöchentlich 2 Stunden, worauf aber wenig gesehen wird, und 2 Collegia privata von wöchentlich 4 bis 6 Stunden. Und obwohl die Wahl der Gegenstände jedes Willkühr überlassen ist, so muß ich doch bemerken, daß bei der bevorstehenden Berufung eines Theologen vorzüglich auf das der Exegese und namentlich der Homiletik Rücksicht genommen werde. Zugleich

scheint man die Wiedererweckung eines Prediger-Seminars zu bezwecken, das einst unter der Leitung meines Vaters und des seel. D. Geyser sich höchst nutzbar für unser Land bewies und seitdem eingegangen ist. In einer, jetzt ungebrauchten, Schloßkirche hielten unter ihrer Leitung junge Theologen ab und zu öffentliche, sehr besuchte und häufig wieder gewünschte Vorträge; und es öffnet sich von dieser Seite her für einen einsichtsvollen Führer ein reiches Feld nützlicher Thätigkeit, die bei der immer stachelnder empfundenen Lauigkeit unserer Tage in Religions-Angelegenheiten, schon allenthalben durch die Wünsche der Besserdenkenden laut gefordert wird. An wen konnte man daher mit mehr Recht denken, als an Ew. Hochwürden? Psychologische Vorlesungen, die einst Ihren Ruf als Lehrer begründen halfen, werden hier gar nicht gehalten, und würden ein frequentes Auditorium finden. Noch muß ich zum Beschluß als eine Pflicht der ordentlichen Professoren der Theologie bemerken, daß sie jährlich abwechselnd an den 8 Tage dauernden Prüfungen der Candidaten bei den Oberconsistorien in Glückstadt und Schleswig nothwendige Theilnehmer sind, wobei sie jedoch sowohl in Hinsicht der Beförderung, als der Diäten freigehalten werden.

Ich darf hoffen, zu Ew. Hochwürden mit der ganzen Offenheit eines ehrlichen Mannes gesprochen zu haben, die, indem sie die gute Seite zeigt, die Kehrseite nicht unbeleuchtet läßt. Es würde anmaßend von mir seyn, wenn ich mir's herausnehmen wollte, Ihnen bei dieser Angelegenheit einen Rath zu ertheilen. Aber das darf ich unverholen sagen, daß in den 29 Jahren, während deren ich bei der Universität hieselbst stehe, ich nie ernsthafte Veranlassung zu dem Wunsche gehabt, sie mit einer andern zu verwechseln, daß keiner meiner Collegen, der sie verlassen, sie aus Mißbehagen verlassen, mancher sich auf sie wieder zurückgesehnt hat. Ich darf hinzufügen, daß es auch mein eigener eifriger Wunsch sey, Sie als meinen Collegen hier begrüßen zu können. Wenn dieser Wunsch sich auf Ihr literärisches Verdienst und auf die Persönlichkeit Ihres Charakters gründet, so erhält er noch außerdem Unterstützung durch das Andenken Ihres seel. Herrn Vaters, der mich bei meinen Studien in Leipzig mit Freundlichkeit bei sich sah und mit Wohlwollen mir den Gebrauch seiner trefflichen Bibliothek gestattete.

Auf den unverhofften Fall, daß, quod Dii avertant, mein Wunsch Sie hier zu sehen, unerfüllt bleiben sollte, würde ich mich Ew. Hochwürden höchlich verbunden halten, wenn Ihre Güte sich so weit erstreckte, mir einige Männer zu nennen, die als Homiletiker und mit Kanzelgaben versehen, außerdem von friedlicher Sinnesart, Ihrer Kenntniß nach, für einen Posten dieser Art geeignet sind.

Mit gerechter Hochachtung und Verehrung verharre ich
Ew. Hochwürden

gehorsamster
A. W. Cramer, Professor der Rechte,
dänischer Etatsrath und Ritter.

N. S.

Ich bemerke so eben, keines Reisegeldes erwähnt zu haben. Aber ich zweifle kaum, daß man sich zu einer Summe von 3, vielleicht 400 Rthlr. würde geneigt finden lassen.

22 b) Als die Sache späterhin bei dem Könige zum besondern Vortrag kam, meinte er, tausend Thaler wären zu viel für einen Professor.

23) In dem an den Minister von Voigt gerichteten Schreiben äußerte er sich in dieser Beziehung: „Außer akademischen Vorlesungen wird mir dort zugleich der mir äußerst werthe und schätzbare Beruf angewiesen, alle 3 oder 4 Wochen in einer dortigen, sehr besuchten Haupt- und Stadtkirche zu predigen, und so auch durch Vorträge dieser Art auf den christlich-religiösen Sinn zu wirken. Bald soll auch ein eigner akademischer Gottesdienst, ganz nach meinen Plänen und Rathschlägen, eingerichtet und ich dabei als Universitäts-Prediger angestellt werden. Dies betrachte ich, bei dem lebhaften Interesse, welches ich an dem Predigerberufe nahm, als einen bedeutenden Vorzug vor meinen hiesigen Verhältnissen. Zwar suche ich auch hier durch Kanzelvorträge zu nützen; aber gerade unsere akademische Kirche ist gewöhnlich, besonders im Winter, sehr schlecht besucht *), und gewährt dem Predi-

*) Aber schon den 2. März 1817 konnte er an den Hrn. Minister von Voigt schreiben: „Ich sehe auch mit Vergnügen, daß seit einiger Zeit meine Predigten in der Universitätskirche, selbst in den Wintermonaten, ein größeres Publikum finden."

ger, wenn er auch noch so redlich arbeitet, durch den Anblick so vieler leeren Stühle gar wenig Aufmunterung. Theils ist das Jenaische Publikum überhaupt ein leichtsinniges, den Gottesdienst wenig achtendes Publikum, theils ist namentlich unsere Universitätskirche, wegen der ganzen innern Einrichtung, und wegen der Stunde, in welcher wir unsern Gottesdienst halten, weniger beliebt, als die Stadtkirche. In Heidelberg darf ich auf größere Wirksamkeit rechnen. Zugleich soll ich dort ein ganz nach meinem Plane einzurichtendes Prediger-Institut dirigiren — ein Institut, welches dort unter öffentlicher Autorität der Regierung bestehen soll, und für welches schon jetzt eine jährliche Unterstützung von 500 Gulden zugesichert worden ist. An einer solchen öffentlich begünstigten und unterstützten Anstalt kann man als Director mit Freudigkeit arbeiten."

„Damit ich mich diesen verschiedenen Berufsgeschäften ganz und ungestört widmen kann, ist mir die Freiheit zugesichert, mich von allen andern akademischen Dingen, Senats-Sessionen, Prorectorat u. dgl. zu dispensiren. Aeußerst lästig uud verdrüßlich für einen Docenten, der seinen Professorruf liebt, sind in Jena die häufigen, nicht blos Sonnabends, sondern auch mitten in der Woche, in den Stunden, wo gelesen werden soll, vorfallenden akademischen Senats-Sessionen, welche nicht selten, ja gewöhnlich, drei Stunden dauern, und uns zu Verhandlungen und Beschäftigungen mit unsrer Kellerwirthschaft, unserm akademischen Güterwesen, akademisch-juristischen und ähnlichen Dingen nöthigen, die doch mit dem eigentlichen Wirkungskreise der meisten Professoren gar nicht harmoniren. Eben so lästig sind größtentheils die häufigen Concilien-Sessionen, denen man als Dekan beizuwohnen verpflichtet ist. Die Verwaltung des Prorectorats wird jedem hiesigen Professor, auch dem geübteren, durch die hiesige Verfassung in hohem Grade erschwert und eine Quelle tausendfachen Verdrusses. In Heidelberg giebt es, vermöge der Einrichtungen, welche dort bestehen, und der guten Ordnung, die in den ökonomischen Angelegenheiten der Universität herrscht, ungleich weniger Geschäfte und Störungen dieser Art, als in Jena; und ich bin namentlich von allen Dingen, die dahin gehören, im Voraus dispensirt. Diesen Gewinn schlage ich sehr hoch an. Die Kassen der dortigen Akademie sind hinreichend gefüllt; unser Fiscus ist, wie Ew. Excellenz selbst

aus unsern häufigen Berichten wissen, sehr verschuldet und sinkt immer tiefer in Schulden. Dort sind die Studierenden im Ganzen gesittet; hier hört man täglich (?) ein wildes (?) Lärmen und Schreien auf den Gassen, das jeder Gesittete mit Mißvergnügen und Unmuth bemerkt. Dieß sind die Gründe, welche mich geneigt machen, Jena zu verlassen u. s. w."

24) Es ist nach dieser Auseinandersetzung wohl überflüssig, den allgemeinen Wunsch zu äußern, daß die Stelle des ordentlichen Professors auf diesem Seminar besetzt werde durch einen Mann, der bekanntlich alle die Eigenschaften in sich vereinigt, nicht nur dieses Amt nach seiner Wichtigkeit zu bekleiden, sondern auch dabei den Ruhm dieses Seminars durch seinen eignen anerkannten Ruhm auf einmal unerschütterlich zu gründen; der gerade den Mittelweg zu wählen weiß zwischen dem Felsen einer überspannten Orthodoxie und dem Strudel einer allesverschlingenden Neologie; aber er stehet in Verbindung u. s. w." Das Schreiben ist unterzeichnet: „Ew. Hochehrw. Hochgelehrtes Wohlgewogener **O. Repelaer van Driel.**" und ist vom 12. Juli 1817 datirt.

25) *Στύλος ἐν τῷ ναῷ τοῦ θεοῦ*, wie ihn Knapp in Halle in einem Briefe nannte.

26) „Mein theuerster Freund, schrieb ihm dieser, wenn Sie diese Zeilen erblicken, dann ist der Morgen des Tages angebrochen, an dem Sie vor 25 Jahren das theologische Doctorat empfingen. Auch ich war unter den Zuschauern dieser Feierlichkeit, und gehörte gewiß zu den bewegtesten Theilnehmern daran; eine ganz natürliche Folge des freundschaftlichen Wohlwollens, das Sie mir auch damals noch immer seit unsrer gemeinschaftlichen Wallfahrt nach Thüringen gönnten.

Sie können wohl denken, mit welchen Empfindungen ich mich jenes Tages heute erinnere, ich mag auf Sie oder auf mich den betrachtenden Blick wenden. Welch ein Viertheil-Jahrhundert ist an uns seit jenem Tage vorübergegangen; welche ungeheuere Veränderungen, auch in der Welt, in welcher wir uns beide zunächst bewegen — in der theologischen. Sie sind kein müßiger Zuschauer dabei geblieben, wie ich; Sie haben fortbewegend und zurückhaltend einen Antheil daran genommen, auf den Sie heute unmöglich zurückblicken können, ohne sich mit gutem Gewissen zu sagen: hos annos non perdidi!

Allein ist es nicht auch mit mir seit Ihrem Ehrentage wunderbar anders geworden! Wie hätte ich mir auch nur im Traume einfallen lassen können, daß ich als Mitglied der theologischen Facultät den Glückwunsch würde mit unterzeichnen sollen, der Ihnen heute von dieser dargebracht wird!

Zu einer besondern Freude aber gereicht es mir, daß ich im Stande bin, Ihnen noch ein persönliches Zeichen meiner Theilnahme an Ihrem heutigen Feste geben zu können. Ich glaube sicherlich, daß Sie nicht ohne Rührungen, mehr denn einer Art, die Papiere betrachten werden, die ich heute in Ihre Hände niederlege, damit sie einst das Erbtheil Ihres Sohnes werden. Gewiß werden Ihnen die Bilder der ehrwürdigen Verklärten in voller Lebendigkeit vor die Seele treten, deren Schriftzüge Sie hier erblicken.

Ich übersende Ihnen die theuren Reliquien ganz in der Gestalt, in welcher ich sie vor zehn Jahren unter meine Reliquien niederlegte, als ich bei meinen damaligen Gesundheitsumständen sehr daran zweifeln mußte, ob ich das Jahr 1834 erleben würde; auch das Blättchen habe ich dabei gelassen, welches die Anweisung für meine Erben enthielt. Sie mögen daraus auf die Empfindungen schließen, mit denen ich damals Ihrer gedacht habe *).

Wie gnädig hat Gottes Gnade meine Sorgen zu Schanden

---

*) „Sollte ich, hatte Goldhorn auf das Blättchen geschrieben, das Jahr **1834** nicht erleben, so wünsche ich, daß einer meiner Söhne diese Papiere dem Hrn. Geh. Kirchenrathe Schott zu seinem silbernen Doctorjubiläum zusende und ihm schreibe, wie eigentlich ich es mir vorgenommen gehabt, ihn mit den inliegenden Reliquien unsrer beiderseitigen ehrwürdigen Lehrer an diesem Feste anzubinden. — Ich fand sie unter den Papieren des seel. Keil, die ich durchmustern mußte, und nahm sie gleich in der Absicht zu mir, einst meinem Freunde Schott eine Freude damit zu machen! Gott gebe ihm heute einen heitern Tag und eine glückliche Nachfolge auf die höhere Hochschule, wo ich mich jetzt befinde." Als ἀντίδωρον für diese zarte Aufmerksamkeit seines Freundes fand sich unter Schott's Nachlaß ein Blättchen mit folgenden Worten: „Am dritten November **1842** wird mein sehr verehrter Freund **D.** Goldhorn sein silbernes theolog. Doctorjubiläum feiern. Da ich diesen Tag allem Ansehen nach nicht erleben werde; so möge ihm wenigstens dieses Blättchen zum Zeichen dienen, daß ich seinen Ehrentag mit der freundschaftlichsten Theilnahme immer im Auge behalten habe. Jena, den **7.** Decbr. **1834.**

D. Schott.

Ein ähnliches Blättchen, wie von Goldhorn, erhielt Schott noch von Tzschirner den **15.** Febr. **1828**, worauf die Worte standen: „Zur Erneuerung und Erhaltung seines Andenkens gesendet von **D.** Tzschirner." Tzschirner † d. **17.** Febr. **1828.**

gemacht! Wie macht er mich so glücklich, Ihnen selbst noch das Erbtheil überreichen zu können!

Ich entschlage mich übrigens aller Wünsche für Ihre und meine Zukunft. Ich meine, ein wahrer Christ müsse, was sein Schicksal anlangt, gar nicht wünschen, sondern nur vertrauen. Und mit diesem vollen Vertrauen überlasse ich es dem, der Sie und mich bisher geleitet hat, wie er uns ferner führen wolle; ich zweifle keinen Augenblick daran, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen.

Auch halte ich es nicht für nöthig, Sie erst noch besonders zu bitten, daß Sie mir auch ferner die alte Freundschaft bewahren; ich weiß, ich darf ohnedieß darauf rechnen. Gott helfe nur, daß ich nicht in meinen alten Tagen noch irgend Etwas mir zu Schulden kommen lasse, was Sie bedenklich machen könnte, mir gewogen und zugethan zu bleiben, so lange mich Gott hier wird wallen lassen.

Ich werde gewiß nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin, und wie sehr meine Tage durch den Besitz Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens verschönert worden sind.

Geschrieben zu Leipzig am 3. Decbr. 1834.

Goldhorn.

27) Schott schrieb darüber an Röhr d. 26. Jan. 1834. „Sehr freudig überrascht und hochgeehrt fühle ich mich durch den öffentlichen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich, der ich in diesen Tagen durch die für mich so ehrenvolle Dedication der zweiten Auflage Ihrer Grund- und Glaubenssätze der evangelischen Kirche empfangen habe. Als ich Ihrer freundschaftlichen Aufforderung gemäß meine schriftlichen Bemerkungen über die erste Auflage der Grund- und Glaubenssätze Ihnen mittheilte, geschah dieß mit dem bescheidenen Gefühl der Unvollkommenheit meines Aufsatzes, der die meisten der wichtigen Gegenstände, welche dabei zur Sprache kommen mußten, mehr aphoristisch angedeutet, als eigentlich ausgeführt hatte; und ich glaubte, daß Sie von andern Seiten her, weit gediegenere Aufsätze, als der meinige war, empfangen würden. Demohngeachtet haben Sie meinen Aufsatz einer ganz besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, und dieß nun öffentlich in einer mich so freundlich ansprechenden Zueignung zu erkennen gegeben. Empfangen Sie meinen herzlichen und innigen Dank für dieses theure Geschenk. Die äußerst schätzbaren Zusätze, mit welchen Sie die neue

Auflage bereichert haben, werden gewiß ungemein viel dazu beitragen, alle diejenigen, welche noch einigermaßen unbefangen urtheilen, zu der klaren Ueberzeugung zu bringen, daß es allerdings gegenwärtig an der Zeit sei, auf der von Ihnen uns gegebenen Grundlage fortzubauen und daran zu arbeiten, daß die Gegensätze in unsrer Kirche allmählig durch gegenseitige Selbstverständigung und Hinweisung auf höhere christlich-religiöse Standpuncte immer mehr ausgeglichen werden, daß die gehässige mit Leidenschaft betriebene Polemik immer mehr in ein klares und ruhiges Abwägen verschiedener Ansichten- und Auffassungen einer und derselben göttlichen Wahrheit übergehen und so unsere protestantische Kirche von dem Vorwurfe einer völligen inneren Zerspaltung befreiet werde." — —

28) Das Schreiben, womit ihm die theologische Facultät ihre Theilnahme an seiner glücklichen Rückkehr bezeigte, mag als ein Denkmal des Verhältnisses derselben zu ihm und unter sich hier einen Platz finden. „Erlauben Sie, — dieß sind die Worte desselben — Hochverehrter Herr, College und Freund, daß aus dem engen Kreise, welcher Sie heute mit seiner Freude und seinen Glückwünschen umgeben wird, auch die Stimme Ihrer Collegen und Freunde zu Ihnen spreche. Wir halten uns hierzu nicht nur durch ein, wiewohl altes und bewährtes, freundschaftliches Verhältniß und durch vieljährige gemeinsame Wirksamkeit berechtigt; wir glauben, ein höheres Recht darauf in der höhern Gemeinschaft zu haben, in welcher unsre Facultät zusammenhält, und welche weit über den gewöhnlichen Vereinigungen des Lebens hinausliegt.

Die theologische Facultät zu Jena wird den Ruhm behaupten, nicht nur in collegialer Verträglichkeit und Freundlichkeit verbunden zu seyn, und sich weder durch persönliche Rücksichten, noch durch Einzelmeinungen die Gesinnung zu einander trüben zu lassen, sondern es zu erweisen und in sich darzustellen, daß eine wahrhafte Vereinigung der Geister und eine rechte Verbindung des Lebens nur auf dem Gebiete freier und kräftiger Gedanken zu finden sei, und deren Mittelpunkt im Göttlichen und Christlichen liege.

Empfangen Sie nun, Verehrter und Theurer, unsre Glückwünsche zu Ihrer Rückkehr mit neugestärkter Kraft, und für neue gesegnete Wirksamkeit. Erhalten Sie uns Ihre Gesinnung, uns Allen und jedem Einzelnen insbesondere, so voll und rein wie bisher, und sein Sie überzeugt, daß wir in Ihnen nicht nur unsern

Mitarbeiter, sondern auch die Zierde und den Führer unsrer Facultät ehren.

Jena, am Tage Boneventura 14. Jul. 1835.

Ihre ergebensten und treuverbundensten,
die Mitglieder der theol. Facultat,
D. L. F. O. Baumgarten-Crusius, d. Z. Dekan.
D. J. T. L. Danz.
D. A. G. Hoffmann.

29) Noch am Morgen des 29. Decembers schrieb er an seinen Schwager: „Wir feierten ein fröhliches Weihnachtsfest. — Mit meiner Gesundheit geht es jetzt nicht so ganz, wie ich wünschte, und wie ich nach dem Gebrauch des Emser Bades erwartet hatte. Seit dem November werde ich sehr von einem hartnäckigen Husten und Brustverschleimung beschwert. Es ist zwar ein weniger heftiger Katarrh, als im vorigen Winter, und ich habe bis jetzt dabei ungehindert meine Collegia lesen können, so wie ich überhaupt vom Sprechen keinen Nachtheil empfinde; aber ich muß doch sehr wünschen, daß sich das Uebel nicht ganz und gar fest setze und am Ende auch die Lunge ergreife. Eine abermalige Brunnenkur wird wohl im nächsten Sommer nöthig werden; wenn ich sie nur zu Hause abthun kann und nicht abermals nach Ems gehen muß."

30) In einer Abhandlung, welche er der anthropologischen Gesellschaft vorlegte, classificirte er die alten Rhetoriker auf folgende Weise: 1) solche, welche bloß die Regeln der Kunst, zu einem Ganzen verbunden, vortragen. Dahin rechnet er die dürftigen Briefe de inventione, welche der Jüngling Cicero im 20sten J. seines Alters herausgab, und späterhin selbst für ein sehr unvollkommnes Werk erklärte; die Bücher ad Herennium, über deren Verfasser noch gestritten wird, und fast alle Schriften der spätern Rhetoriker; 2) solche, welche die Gründe ihrer Behauptungen aus den Wirkungen, welche die Anwendung der vorgetragenen Mittel hervorbringt, zu entwickeln suchen. Zu diesen gehören, nach seiner Meinung, Cicero mit seiner Schrift de oratore, Demetrius Phalereus mit seinem Buche περὶ Ἑρμηνείας und Quinctilianus mit seinen Institutionibus oratoricis; 3) solche, welche diese Wirkungen selbst aus dem Innern der Menschen, oder des Menschen (allgemeinen psychologischen Resultaten) erklären.

Von den Alten bringt er in diese Classe den Aristoteles, von den Neuern Heine, Hugo Blair, Campbell und Adelung.

31) Sich selbst in dieser Beziehung nicht verkennend, war er darauf bedacht, keinen Gedanken, der sich ihm bei seinen einsamen Spaziergängen, bei seinen exegetischen oder andern Arbeiten darbot, und der ihm zur Ausführung in einer Predigt geeignet schien, verloren gehen zu lassen. Er schrieb sich dieselben auf einzelne Blätter, und legte sie in einem besondern Fache seines Schreibtisches nieder. Für Reformations-Predigten sammelte er nicht bloß Themata, sondern auch Texte. Viele von den hier gesammelten Gedanken sind von ihm in Predigten benutzt, der größere Theil aber ist noch unbenutzt.

32) s. die Vorrede zur ersten Auflage seines Kurzen Entwurfs e. Theorie d. Beredtsamkeit S. XII. d. Anmerk. u. die Vorrede zu der Theorie der Beredtsamkeit. Bd. 1.

33) vgl. Die Theorie der Beredtsamkeit III, 2, 329. — Die von ihm während seines Jenaischen Lebens besonders im Druck herausgegebenen Predigten sind folgende:

Predigt bei der Erneuerung d. akadem. Gottesdienstes in Jena am XIV p. Tr. gehalten. Jena 812.

Zwei Predd. mit besondrer Beziehung auf die neuesten Ereignisse d. Zeit gehalten. Jena 814.

Predigt bei der Gedächtnißfeier d. verewigten Hrn. Geh. Raths Frhrrn. v. Ziegesar gehalten. Jena 814. 4.

Geistliche Reden und Homilien, z. Theil mit besonderer Hinsicht auf d. Ereignisse der Zeit. Jena 815.

Predigt bei der Feier des Jubelfestes der Kirchenverbesserung. Jena 817.

Christliche Religionsverträge über gewöhnliche Perikopen und freigewählte Texte. Gotha 818. 2 Bde.

Sammlung geistlicher Reden und Homilien. Jena 822.

Predigt bei der Gedächtnißfeier Friedrichs IV, Herzogs zu Sachsen-Gotha u. Altenburg. Jena 825. 4.

Gedächtnißpredigt, dem Großherzoge Carl August von Sachsen Weimar und Eisenach gehalten. Jena 828. 4.

Neue Auswahl von Homilien und andern Predigten in der Stadtkirche und in der akadem. Kirche zu Jena gehalten. Neust. a. d. O. 830.

Eine Menge anderer Predigten und Reden finden sich in den Denkschriften des homiletischen und katechetischen Seminars, in Röhr's Magazin f. christl. Prediger, in Zimmermann's Sonntagsfeier und an andern Orten mehr.

34) Albert von Bengel, als er an Schott seine Institutio oratoris sacri überschickte, schrieb ihm dazu: „Cum hanc Institutionem oratoris sacri in lucem edidissem, eiusque exempla Viris nonnullis eruditis dono mitterem; a me impetrare non potui, Vir clarissime! ut Te praeterirem: quippe quem a longo jam tempore habuissem permagni, et cui nunc maxime gratias agere oporteret. Ut enim huius libri lectoribus declaravi, Te omnium Rhetoricae doctorum, quotquot ad Oratorem sacrum informandum scripserunt, primum mihi principemque videri; sic nunc Tibi candide enuntio, haud pauca in eo reperiri, quorum Tua diligentia aut notitiam mihi dederit, aut certiorem me fecerit.“ In ähnlicher Art erklärte sich Hr. Prof. Marks in Halle und mehrere Andere gegen ihn.

35) Die hier von ihm zu nennenden Schriften sind:

Kurzer Entwurf e. Theorie d. Beredtsamkeit. — Zweite umgearbeitete Ausgabe. Leipz. 815.)

Die Theorie der Beredtsamkeit mit besonderer Anwendung auf d. geistliche Beredtsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Erster Theil. Leipz. 815, auch unter d. Titel: Philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik u. Homiletik. (Zweite verb. Aufl. Lpz. 828.

Die Theorie d. Beredtsamkeit u. s. w. Zweiter Theil. Lpz. 824. auch unter d. Titel: Die Theorie d. rednerischen Erfindung mit besonderer Hinsicht auf geistl. Reden dargestellt u. an Beispielen erläutert. (Zweite verb. Ausgabe. Lpz. 833.)

Die Theorie d. Beredtsamkeit u. s. w. Dritten Theils erste Abtheilung. Lpz. 827. auch unter d. Titel: Die Theorie d. rednerischen Anordnung m. besond. Hinsicht auf geistl. Reden u. an Beisp. erl.

Die Theorie d. Beredtsamkeit u. s. w. Dritten Theils zweite Abtheilung. Lpz. 828. auch unter dem Titel: Die Theorie d. rednerischen Schreibart u. des äussern Vortrags m. besond. Hinsicht u. s. w.

Hierher gehören auch noch die von ihm gefertigten Recensionen

von Schlegels Handbuch der Pastoralwissenschaft; Dahls Lehrbuch der Homiletik; Ammons Handbuch d. Kanzelberedtsamkeit; Gräffe Ueber den Werth akademischer homilet. Vorübungen; Schottin's Natur und Menschenleben; Bretschneider's Casualpredigten u. einiger a. Sachen in der Jenäischen Allg. Lit. Zeitung v. d. J. 1812, 1813 und 1836.

36) Im J. 1816 gab er seine Beschreibung des homiletischen Seminariums der Jenaischen Universität heraus, und erregte damit im Auslande eine große Aufmerksamkeit auf sich und seine Anstalt. Dieß beweisen die vielen Briefe, die in dieser Angelegenheit an ihn geschrieben wurden, und in denen sich für ihn manches interessante Geständniß, manche feine Bemerkung, mancher beachtungswerthe Wink fand. Besonders ansprechend war ihm, was Prof. Bahnmaier in Tübingen, der sich in ähnlichen Verhältnissen, wie er befand, über seinen Beruf und seine Berufs-Wirksamkeit geschrieben. „Ich fühle, schrieb er ihm, das Schwierige der Aufgabe, die praktischen Fächer vorzutragen und die Uebungen so zu leiten, daß der Geist des Lehrlings innerhalb der leitenden Regel freien Spielraum behalte, ohne sie aus dem Auge zu verlieren, sehr tief. Die Hauptschwierigkeit ist mir immer einestheils, daß man bei den Zuhörern der Theorie (der Homiletik, Pädagogik und Katechetik) immer beinahe die Meinung voraussetzen muß, daß in diesen Fächern eigentlich nichts zu dociren sei, sondern der gesunde Menschenverstand, wenn man mit den übrigen philosophischen und theologischen Wissenschaften im Reinen sei, von selbst alles gebe, was man bedürfe. Die daraus entstehende Kälte der Zuhörer theilt sich allmählig, wenigstens bei solchen Parthieen der Wissenschaft, die ein Detail erfordern, welches dem Zuhörer, der Interesse für die Wissenschaft hat, nicht fehlen darf, aber desto gewisser die übrigen ermüdet, auch dem Lehrer mit, den nur die Hoffnung allgemein zu interessiren im Feuer erhalten kann, und macht, daß er, nie mit sich selbst zufrieden, selbst deswegen weniger interessiren kann. Ich suchte durch die in dem eben ausgegebenen Hefte des Bengelschen Archivs *) getroffene Einrichtung Geist und Herz in die wirklichen Uebungen zu bringen, besonders dadurch, daß ich die Idee von bloßer

*) Bd. 1. Stck. 3. S. 844 ff. vgl. Dess. Denkschr. d. Prediger-Instituts. Tüb. 818.

Gymnastik, ohne Interesse für Zuhörer und für sich selbst, zu verdrängen und die sich Uebenden in die Ueberzeugung zu versetzen suchte, sie können durch ihre Vorträge nicht nur bei mir selbst, durch freie Aeußerungen ihrer Gefühle und Ueberzeugungen den Zweck religiöser Erhebung erreichen, sondern auch auf die anwesenden Zuhörer aus dem Volk um so vortheilhafter wirken, je erhabener für mich und sie der Gedanke sei, einen Nachwachs von christlichen Religionslehrern unter sich auftreten zu sehen, dem sie es nachfühlen, daß er selbst von der Kraft des Evangeliums durchdrungen, das Bedürfniß fühlte, dasselbe unter den Christen in seinem Werthe und seiner Würde zu erhalten. Es ist mir auch mit einer Anzahl von Jünglingen gelungen, welche ich dieß Jahr mit guten Hoffnungen entließ; aber ich fühle wohl, daß ich noch sehr Anfänger in dieser Kunst bin. — Vorzüglich habe ich auch mit den, den freien Vortrag störenden, Angewöhnungen falscher Declamation zu kämpfen. Bei den meisten ist die bessere Natur in dieser Hinsicht durch Schulschlendrian unterdrückt, und schwer wieder in eine freie Thätigkeit zu setzen, da die Studenten nicht gern daran gehen, sich (was aber doch nur allein dazu führen kann) außer dem eigentlichen Predigervortrage darin zu üben. Am leichtesten geht es freilich auch hierin, so wie im ganzen praktischen Wesen, bei denen, welche selbst Bedürfniß der göttlichen Wahrheit haben, und welche pectus facit disertos. Ich suche darum auch in dieser Hinsicht mehr durch Weckung dieses Bedürfnisses, als durch äußere Kunstübungen zu wirken." —

„Mögen Sie dieses mein trauliches Anschließen nicht ungütig aufnehmen! Ich bin aus einem bloß praktischen Berufe in mein jetziges Amt ohne mein Wissen und Willen hineingewiesen, und oft fühle ich mich so unfähig, daß mir ein solches Anschließen nothwendige Geisteserhebung ist."

Von der großen Gewissenhaftigkeit und dem unermüdlichen Fleiße, womit er die seiner Leitung anvertraute Anstalt verwaltet hat, legt ein dickes Convolut dahin gehöriger Schriften ein rührendes Zeugniß ab. Um über die im J. 1826 eingegangenen Probearbeiten sein Urtheil der theologischen Facultät vorlegen zu können, hat er sich nicht weniger als vier engbeschriebene Bogen bemerkt. Er verfuhr übrigens bei dieser Beurtheilung auf zweierlei Weise: entweder schrieb er sein Urtheil über jede Predigt einzeln nieder, und

fügte dem Rande sein eximie, oder bene, oder mediocriter, oder admodum mediocriter bei; oder er verglich die Predigten unter sich nach ihren Theilen und nach der Art ihrer Ausführung, und brachte am Ende die Predigten ihrer Beschaffenheit nach in gewisse Classen; und gab an, wie er glaube, daß die Sache zu machen gewesen sey. Von letzterer Art eine Probe zu haben, wird vielleicht Manchem inttressant seyn. Hier ist sie:

Puncte der Vergleichung der im Februar 1820 eingereichten 11 Probepredigten.

Gemeinschaftliches Thema: Ueber die wichtige Wahrheit, daß wir nichts Gutes ohne Gott vermögen.

Gewählte Texte: Phil. II, 13. (v. 3 Vff. Nr. 4. 6. und 8.); 1 Kor. XV, 9. 10. (v. 2 Vffn. Nr. 3. 7.); 2 Kor. III, 4—6. (v. 3 Vff. Nr. 1. 9. 10.); Matth. XIX, 23—26. (v. 1 Vf. Nr. 5. nicht unpassend — nur hätte der Vf. mehr entwickeln müssen, wie das Thema abzuleiten sey); Röm. VII, 18—27. (v. 1 Vf. Nr. 2.); Jak. I, 16. 17. (v. 1 Vf. Nr. 11.)

Bei der Stellung des Thema: Ueber u. s. w. kam es auch auf zweierlei an: 1) Erklärung und Beweis; 2) Anwendung. Beides liegt im Umfange der Proposition. In wiefern?

Exordia — auf verschiedenen Wegen zu Stande gekommen. Durchaus fehlerhaft ist das Exordium zweier Predigten, hauptsächlich Nr. 10. und Nr. 11., indem es die Erklärung und den Beweis des Thema giebt, und so die Hauptsache selbst präoccupirt. Die andern haben diese Klippe glücklich vermieden und gehen im Eingange von gewissen vorbereitenden Gedanken aus: 1) von Betrachtungen über die Würde, oder natürliche Kraft, oder erhabene Bestimmung des Menschen. Nur fehlt bei dem ersten Nr. 6. zur völligen Vorbereitung noch ein Mittelgedanke, den Nr. 3. auf folgende Weise angiebt; was der Vf. von Nr. 1. von den menschlichen Kräften zugiebt, paßt nicht zu der allgemein gehaltenen Proposition; und was in Nr. 2. über die Bestimmung des Menschen zur Aehnlichkeit mit Gott gesagt ist, leitet nicht bestimmt genug auf das Thema hin. 2) Von der Thorheit des Menschen, der seine Abhängigkeit von Gott nicht anerkennen will. So Nr. 5. Sehr gut und passend. 3) Vom gewählten Texte Nr. 7. 8. Was Nr. 7. aus dem Beispiele des Paulus entwik-

kelt, ist fast ohne alle Beziehung auf das Thema; Nr. 8. aber ist zu weitläuftig, besonders vorn herein, wo der Vf. von dem Geiste Gottes überhaupt spricht, und hebt nicht bestimmt genug hervor, was im Exordium hauptsächlich vorbereitet werden mußte, daß wir nichts Gutes vermögen ohne Gott. 4) Von der Thatsache, daß die Jünger Jesu durch den Geist Gottes mächtig geworden, so Großes zu thun. So Nr. 9., aber ohne genügende Beziehung auf den vorzubereitenden Hauptsatz.

Disposition und Ausführung. In Hinsicht auf diesen Punct kann ich die eingereichten Predigten in vier Classen theilen: A) diejenigen, welche den ersten Theil zur Erklärung und zum Beweis, den zweiten aber zur Anwendung bestimmt haben. Nr. 1. 2. 6. 7. — der richtigste Weg — B) diejenigen, welche drei Theile haben, von denen die beiden ersten zum Beweis und zur Erklärung dienen sollen, der dritte aber zur Anwendung. So Nr. 9. — weniger einfach und präcis — C) diejenigen, welche als Haupttheile die Beweise für jenen Satz aufstellen, und die ganze Anwendung blos im Schlusse berühren. So Nr. 3. 4. 5. 8. — der Anwendung fehlt es hier zum Theil an ordnungsmäßiger Begründung, theils an Vollständigkeit — D) diejenigen, welche die einzelnen praktischen Folgerungen als Haupttheile aufstellen, wie Nr. 10. und 11., und so die ganze Predigt zur Anwendung machen.

Die Erklärung und der Beweis des aufgestellten Satzes ist nicht von allen Vfn. auf richtige Weise aufgefaßt und geführt worden: in der Regel zu allgemein und unbestimmt, und ohne bestimmtes Festhalten des Gedankens. Nur Nr. 1. und 5. machen eine rühmliche Ausnahme. Eben so ist die Anwendung bei den Meisten weder passend, noch erschöpfend. Am wenigsten, obschon am ausführlichsten, bei Nr. 10. und 11.; am meisten, obschon am längsten bei Nr. 5.

Die stylistische Darstellung genügt am meisten bei Nr. 1. — sehr correct, gewandt, lebendig — ausgesuchter Gebrauch der Bibelsprache — Nr. 3. und 6. zeigen gute Anlagen zur rednerischen Lebendigkeit, nur sind ihre Perioden etwas zu lang, und insonderheit ist Nr. 5., so wie Nr. 2. mehr Klarheit und Abrundung derselben zu wünschen. Nr. 6. gefällt sich zu sehr in der rednerischen Form, ist oft tautologisch, daher sein Styl etwas

matt. Das meiste Leben in der Darstellung hat Nr. 8., dagegen aber fehlt es ihm oft am passenden Ausdrucke, und der gehörigen Faßlichkeit und Würde, wodurch sich besonders Nr. 2. und 10. auszeichnen. Nr. 7. schreibt zwar correct und deutlich, aber er hält sich zu sehr im Tone der Abhandlung. Der Styl von Nr. 9. leidet an einer sonderbaren Schwerfälligkeit, obschon der Vf. Bildung und Phantasie verräth. Nr. 11. genügt in stylistischer Hinsicht am wenigsten; die Predigt erschlafft und ermüdet durch den gänzlichen Mangel an Abwechselung und ihre trockne didaktische Haltung.

Meine Ansicht über die Behandlung des aufgegebenen Thema.

I. Erklärung und Beweis — 3 Puncte — 1) Wir erkennen nichts Gutes ohne Gott. — a) Von Gott kommen die natürlichen Kräfte, die uns fähig und empfänglich machen, was gut und recht ist, als solches zu erkennen — die äußern Verhältnisse und Umstände, unter denen unsere Kräfte sich entwickelten und bildeten — die Offenbarung in der Schrift, die uns den rechten Pfad des Lebens zeigt. — b) Nur das ist wahrhaft gut (in vollem Sinne des Worts), was wir als gottgefällig und in dem Willen Gottes gegründet erkennen. — 2) Wir wollen nichts Gutes ohne Gott — unsere Empfänglichkeit für das Gute ist von Gott, die Richtung unseres Willens auch dasselbe — dabei ist aber die Sinnlichkeit, die Selbstsucht, der Hang zum Verbotenen so mächtig, daß wir ohne den Beistand Gottes und ohne Aufsehen auf Gott und Jesum Christum, das wahrhaft Gute nicht ernstlich zu beschließen vermögen. — 3) Wir vollbringen nichts Gutes ohne Gott — wie leicht wird der schwache Mensch den guten Entschließungen untreu, und giebt das angefangene Gute wieder auf, wenn nicht der waltende Geist und leitende Beistand Gottes, und ein lebendiges Vertrauen auf den Beistand desselben und Jesu ihn stark und mächtig machte.

II. Anwendung. Diese Wahrheit ermuntert uns 1) mit strenger Unpartheilichkeit und christlicher Demuth unsern sittlichen Zustand zu würdigen — a) daß wir uns noch nicht für gut halten, wenn wir die geschriebenen Gesetze beobachten, sondern dann erst, wenn wir in unserer eignen Seele die Erfahrung machen, es könne nichts Gutes ohne Gott geschehen, und — b) daß

wir uns des Guten nicht überheben — 2) den wahren Glauben treu im Innersten zu bewahren. — Nur dieser ächtchristliche religiöse Glaube macht uns fähig, die Hülfe Gottes wirklich zu erfahren, und durch Gott und mit steter Hinsicht auf ihn Gutes zu vollbringen.

37) Aus dem in der Lebensbeschreibung erwähnten Berichte über die Verbesserung der Universität Leipzig mögen hier noch folgende Aeußerungen eine Stelle finden:

Ad n. 4. „Da der Werth eines akademischen Docenten, nach meiner Ueberzeugung nicht zunächst nach der Menge, der äußern Größe und dem Rufe der von ihm gelieferten Schriften, auch nicht nach dem Beifalle der großen Menge der Studierenden allein, sondern vorzüglich nach seinem redlichen und gewissenhaften, mit gründlicher Einsicht verbundenen Eifer, der Universität durch seine mündlichen Vorträge zu nützen, die Studierenden für ihre Wissenschaft zu begeistern und den Fleiß derselben zu beleben und zu unterhalten, beurtheilt werden muß; so halte ich für Pflicht einer jeden Facultät, bei der Denomination zu den erledigten Professuren vor allen Dingen auf diesen redlichen Eifer und diese Brauchbarkeit für den öffentlichen Unterricht Rücksicht zu nehmen."

„Damit nun bei der Denomination, so viel als möglich, alle Partheilichkeit vermieden würde, so wäre zu wünschen, daß in Zukunft die Mitglieder einer jeden Facultät, in welcher eine Vacanz eingetreten ist, ihre Denomination in einer öffentlichen Versammlung den Mitgliedern der übrigen drei Facultäten zur Bestätigung vorzulegen verpflichtet würden, und zugleich mit einem feierlichen Eide zu versichern, daß sie bei dieser Denomination von keinem Privat-Interesse, weder in Liebe noch in Haß, geleitet wurden, sondern blos das Beste der Universität vor Augen hatten." Die denominirende Facultät dürfte es aber auch den Mitgliedern der andern Facultäten nicht zum Verbrechen machen, wenn sie sich erlaubten, sich frei und offen über den Denominationsbericht auszusprechen. Die Berufung auswärtiger Professorn darf weder Luxus- noch Ehrensache, sondern muß dringendes Bedürfniß seyn."

Ad n. 6. „Es war schon längst fast allgemeiner Wunsch, daß theils die Anzahl akademischer Docenten etwas verringert, theils unbrauchbaren Subjecten, welche blos die äußern Vortheile der Universität genießen wollen, und weder geneigt, noch fähig sind, für

das Beste der Universität thätig zu wirken, der Zugang zu Lehrerstellen abgeschnitten würde."

„Es wäre daher **zunächst**, nach meiner Meinung rathsam, die für die Zukunft zu bestimmende Zahl der außerordentlichen Professoren und der Privatdocenten genauer festzusetzen, und ich glaube, daß die Universität mit acht außerordentlichen Professoren und mit zwölf Privatdocenten (Magistri legentes) hinlänglich versorgt seyn würde."

„Damit sich aber **zweitens** nicht Jeder ohne Unterschied in die akademische Laufbahn hineindrängt, so würde auch eine strengere Prüfung derer, welche als Docenten aufzutreten gedenken, sehr zu wünschen seyn. Das bloße Schreiben und Vertheidigen einer Dissertation kann seiner Natur nach nicht über die Lehrgeschicklichkeit entscheiden. Soll daher die Habilitation in Zukunft zweckmäßiger eingerichtet werden, so könnte sie aus folgenden strengern Prüfungen bestehen:

a) Ein Magister, der sich zu habilitiren gedenkt, unterwirft sich einem Examen oder Tentamen bei den Mitgliedern der Facultät, welcher er sich künftig zu widmen wünscht; die Wahl der bestimmten Wissenschaft, über welche er examinirt werden soll, wird ihm freigelassen; und die Professores ordinarii der übrigen Facultäten (wenigstens ein Ordinarius und ein Extraordinarius jeder Facultät) sind, als Zeugen, bei diesem Examen gegenwärtig;

b) hat er dieses Examen bestanden und mit Ehren bestanden, so hält er zwei öffentliche Probe-Vorlesungen an einem Orte, der geräumig genug ist, um eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern fassen zu können. Zu der einen Vorlesung dürfte er sich selbst das Thema wählen, zu der zweiten würde es ihm aus der bei dem Examen gewählten Wissenschaft gegeben. Auch hier müßten wenigstens zwei Professoren aus jeder Facultat zugegen seyn;

c) dann würde die öffentliche Disputation folgen, welche aber nicht eher gestattet werden kann, als bis die Mitglieder der Facultät, in deren Gebiet das Thema der Dissertation gehört, dieselbe gelesen und würdig befunden haben. Da es bisher bei diesen öffentlichen Disputationen oft an Opponenten fehlte, so wären künftig von der Fakultät allemal wenigstens 3 bestimmte Opponenten (ein Ordinarius, ein Extraordin. und ein Privatdocent) zu ernennen. Die übrigen könnten die Freiheit haben, nach eigenem Be-

lieben zu opponiren (wenn nicht die festgesetzte Zeit bereits verflossen seyn sollte.) Da aber die gewöhnlichen und in mancher Hinsicht doch unvermeidlichen Complimente und Einleitungen mit einem gewissen Zeitaufwand verbunden sind, so wäre es wohl nicht zweckwidrig, für eine solche Disputation künftig 2 bis 4 Stunden zu bestimmen. Mit diesen strengern öffentlichen Prüfungen müssen dann aber so wenig als möglich Unkosten für den sich habilitirenden Magister verbunden werden, weil diese leicht oft den Besten und Fähigsten abhalten könnten, sich der Universität zu widmen.

Was nun den zweiten wichtigen Schritt auf der akademischen Laufbahn, die Ernennung eines Docenten zum Professor Extraordin. betrifft, so ist schon bereits durch neuere Rescripte die Einrichtung getroffen worden, daß ein Privatdocent nicht eher berechtigt sey, um eine außerordentliche Professur nachzusuchen, als er 4 Jahre hindurch Vorlesungen gehalten und ein Hauptbuch geschrieben habe. Es ist auch nach meiner Einsicht allerdings sehr zu wünschen, daß diese Einschränkung im Allgemeinen fortdauert; und nur der 2te Punkt: „das Liefern eines Hauptbuchs" dürfte noch einige Modificationen gestatten, weil 1) ein Hauptbuch, in der strengsten Bedeutung des Worts genommen, nicht selten nur das Resultat und die gereifte, späte Frucht einer langen Reihe von Jahren seyn und werden kann; 2) mancher gute und verdiente akademische Lehrer leicht durch äußere Umstände verhindert werden kann, ein Hauptbuch zu liefern, zumal da es jetzt in gewissen Fächern überhäufte Schriftsteller gibt, und in Andern (z. B. im mathematischen, und in gewissen Zweigen der alten Litteratur, besonders der orientalischen) sogar schwer hält, für gute und gerade für die gründlichsten Werke Verleger zu finden; und 3) das Wohl der Universität überhaupt mehr von der Lehrfähigkeit und Lehrwilligkeit, als von dem schriftstellerischen Ruhme ihrer Docenten abhängt. Es wäre daher hinreichend, von einem akademischen Docenten, welcher Professor Extraordin. zu werden wünscht, nur dies zu verlangen, daß er außer der Habilitations-Disputation wenigstens noch etwas geliefert habe, wodurch er seine Fähigkeit, als Schriftsteller aufzutreten, und das Gebiet seiner Wissenschaft zu cultiviren, an den Tag legte, wenn es auch nur eine, bei der Facultät schriftlich eingereichte, von ihr geprüfte, und dann der

Landes-Regiernng überschickte Abhandlung wäre (wobei der Verfasser eidlich versichern müßte, sie selbst gemacht zu haben).

Damit aber auch die Universität einen ihrer Privatdocenten unserm gnädigsten Landesherrn mit dem vollen Bewußtseyn empfehlen kann, einen wirklich thätigen und fleißigen Lehrer an ihm zu besitzen, so wäre es zu wünschen, daß jede Facultät in Zukunft über die Privatdocenten, welche zu ihrem Fache gehören, eine genauere Aufsicht führte, d. h. daß jeder Professor Ordin. und Extraord. einer Facultät wenigstens jährlich einmal die Vorlesungen eines jeden Privatdocenten, welchen er zu beurtheilen im Stande ist, ohne es ihm vorher anzuzeigen, besuchte.

Wenn ein Privatdocent zum Professor Extraord. ernannt worden ist, so würde er dann, wie bisher, seine Professur durch ein öffentlich erscheinendes Programm und eine Rede antreten. Die bisher gewöhnliche öffentliche Disputation eines Prof. Extraord., der zum Ordin. designirt worden ist, halte ich weder für nothwendig, noch für zweckmäßig; sie findet auch auf andern Universitäten nicht statt. Es ziemt der Würde eines zum Prof. Ordin. designirten Docenten weit besser, blos durch ein Programm und eine Rede seine Stelle anzutreten. Weit eher würde ich dafür stimmen, daß ein Prof. Extraord. nicht blos ein Programm schreiben, sondern auch öffentlich darüber disputiren müsse. Es läßt sich übrigens theils von der besondern Gnade unseres Durchlauchtigsten Landesherrn, theils von der bessern Vertheilung der Collegiaturen und übrigen academischen Fonds hoffen, daß in Zukunft auch die Professores Extraordinarii von dem Antritte ihrer Professur an eine bestimmte extraordinäre Besoldung, und zugleich die Hoffnung erhalten werden, bei fortgesetztem Fleiß diese Besoldung auch künftig erhöht zu sehen, bis sie als Professores Ordinarii in die Facultät einrücken; so daß ein Professor Extraord., welcher 6 Jahre hindurch seine Stelle gewissenhaft verwaltete, dann wenigstens, wenn auch keine Vacanz in seiner Facultät einträte, demohngeachtet dem untersten Professor Ordin. dieser Facultät in Hinsicht der Einkünfte gleich käme. So würde nie zu befürchten seyn, daß ein brauchbares Mitglied der Universität durch den Druck der Umstände und die allzugroße Verspätung seiner Versorgung zu ganz heterogenen Geschäften hingetrieben würde, und so immer mehr an Energie zum kräftigen Wirken verlöre.

Ad n. 7. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die bisher gewöhnlichen Schultestimonia nicht immer hinreichende und treue Bürgen für die Fähigkeit und Reife eines Jünglings waren. Nach meiner Ueberzeugung wäre es daher künftig sehr zu wünschen, daß ein jeder, der in Leipzig zu studieren gedenkt, nicht blos ein schriftliches von den Lehrern seiner Schule ausgestelltes Zeugniß seiner Reife vorzuzeigen, sondern auch einer Prüfung sich zu unterwerfen verpflichtet wäre, ehe er inscribirt werden kann. Diese Prüfung könnte in zweckmäßig eingerichteten Examinibus bestehen, in welchen die zu Ostern und Michaelis angekommenen Jünglinge an bestimmten Tagen und in bestimmten Abtheilungen (vor dem Anfange der akademischen Vorlesungen) von den beiden Rectoribus der Thomas- und Nicolaischule in den Schulwissenschaften gegen Entschädigung tentirt würden. Die Rectores unsrer Leipziger gelehrten Schulen würden darum für die Anstellung dieser Prüfungen zu empfehlen seyn, weil sie, als geübte und erfahrne Schulmänner, besser, als ein Professor Ordinarius, der sich schon längere Zeit mit dem höhern Unterricht beschäftigte, im Stande seyn möchten, über eigentliche Schulwissenschaften zu examiniren.

Doch müssen bei jedem Examen der Reihe nach zwei Professores (Ordinarii oder Extraord.) als Zeugen und Richter gegenwärtig seyn; und jeder Ankömmling, der in dieser Prüfung nicht gehörig besteht, würde, ohne alle weitere Hinsicht, vor der Hand nicht unter die Zahl der Studierenden aufgenommen.

Da jetzt auf mehrern Schulen die üble Sitte herrscht, die Jünglinge viel zu zeitig (in den Jahren, wo es noch ganz an Selbstständigkeit fehlt) auf die Universität zu entlassen, so würde künftig in Leipzig vor dem 18ten Jahre niemand zu inscribiren seyn.

2) Da ein großer Theil unsrer jetzigen Studierenden die akademischen Vorlesungen mit einer Sorglosigkeit und Nachlässigkeit behandelt, welche theils in ihren Folgen für die Studierenden selbst höchst nachtheilig, theils für die Docenten kränkend ist, so müssen, außer dem redlichen Bestreben jedes einzelnen Docenten, seine Zuhörer durch Gründlichkeit, Gemeinnützigkeit und Anmuth des Vortrags an sich zu fesseln, noch mehrere Umstände berücksichtigt werden, welche auf irgend eine Weise dazu beitragen können, den öffentlichen Fleiß der Studierenden zu befördern. Ich rechne dahin vorzüglich folgende Punkte:

a) Die armen, und dabei fähigen und lernbegierigen Jünglinge müssen künftig bei Austheilung der Stipendien und Convictstellen vor allen andern berücksichtigt werden, damit kein Studierender genöthigt wird, sogleich in den ersten Jahren sich durch Informationen, Abschreiben u. dgl. m. den nöthigen Unterhalt zu erwerben, und aus diesem Grunde die akademischen Vorlesungen zu vernachlässigen. Dabei werden freilich die Stipendien einer Vermehrung, und das Convict einer bessern, mehr als bisher auf die Gesundheit der Studierenden berechneten Einrichtung bedürfen; doch, diesen Punkt genauer zu erörtern, ist die Sache der ordentlichen Professoren.

b) Allgemeine Hauptwissenschaften (z. B. Dogmatik, Moral, Logik, Hermeneutik u. dgl.) dürften künftig nicht publice oder gratis gelesen werden. Die Erfahrung hat bisher gelehrt, daß die Collegia publica von den Studierenden darum am nachlässigsten behandelt wurden (wenn sie auch Anfangs sehr stark besetzt waren), weil sie hier nicht durch den Gedanken an das entrichtete oder noch zu entrichtende Honorar zur Ausdauer bestimmt wurden. Die Collegia publica der Professoren und die gratuita der Privatdocenten würden vielmehr künftig für einen doppelten Zweck bestimmt werden können; entweder für Vorträge über specielle Theile einer Hauptwissenschaft (z. B. Geschichte einer bestimmten Wissenschaft, Erklärung eines alten Schriftstellers u. dgl., was auch bis jetzt zum Theil schon geschah), oder für praktische Collegia (Disputatoria und Elaboratoria). So würden zugleich theils junge angehende Docenten nicht mehr durch unentgeldliche Vorlesungen über eine Hauptwissenschaft ältere und verdiente Lehrer beeinträchtigen, theils die praktischen Collegia mehr in den Gang kommen. Uebrigens würden für alle Publica künftig, wie auf andern Universitäten, nur 2 Stunden wöchentlich zu bestimmen seyn, damit den Haupt-Collegiis nicht zu viel Zeit entzogen wird; zumal da ein zweitägiges Practicum wenigstens mit eben so viel Arbeit für den Docenten verbunden ist, als ein anderes viertägiges Collegium.

c) Jeder inscribirte Student müßte künftig von dem Rector einen gedruckten Collegienplan erhalten, worin ein jeder die Vorschläge finden könnte, welche seinem künftigen Zwecke entsprechen.

d) Damit die Studierenden zum Bezahlen der Privatcollegien

angehalten werden, so müßte im Allgemeinen künftig das Gesetz existiren, daß ein jeder sein Honorarium vor dem Anfange eines Collegii an den Docenten, im Fall der Unmöglichkeit aber vor dem Ablauf der ersten 4 Wochen an eine für diesen Zweck zu entrichtende Zahlungscommission abliefert, welche es dann dem Docenten zustellt. Diejenigen Studierenden aber, welche entweder gar nicht im Stande sind, zu bezahlen, oder es nicht ganz entrichten können, oder wenigstens nicht sogleich die nöthigen Mittel dazu besitzen, würden es dem Docenten anzeigen, und von diesem (nebst einem Zeugniß, daß sie sich bei ihm gemeldet haben) an die Zahlungscommission verwiesen, welche dann die Umstände des Studierenden genauer untersuchen, und (den Gesetzen des Rechts und der Billigkeit gemäß) ihm einen Termin zugestehen würde, nach dessen Verlauf er selbst bezahlen zu können hofft; bei der äussersten Armuth aber einen Schuldschein für die Zeit, wo ein Amt ihm die Abtragung der Dankbarkeit gegen seinen Lehrer möglich macht, ausstellt. Für Studierende, welche sich aus Eigennutz oder Eigendünkel in diese Ordnung nicht fügen wollten, wären nach Verlauf einer gewissen Zeit zweckmäßige Strafen zu bestimmen.

e) Studierende, welche gar kein Collegium besuchen, oder eine auffallende, durch keine Nothwendigkeit veranlaßte Nachlässigkeit in der Abwartung ihrer Collegien beweisen, würden sorgfältig bemerkt werden müssen; und dieser Umstand dürfte dann in dem **Testimonio morum** nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Für Verminderung der Ferien stimme ich darum nicht, weil theils die Studierenden, theils die Docenten selbst einer Zeit der Erholung und Muße zum eignen Studium und zur Vorbereitung auf die bevorstehenden neuen akademischen Arbeiten nothwendig bedürfen. Demohngeachtet wäre es nach meiner Einsicht zu wünschen,

1) daß alle Docenten künftig nach einer allgemeinen und öffentlichen Uebereinkunft wenigstens bis zur Mittwoch vor dem ersten Osterfeiertage, bis zur Mittwoch vor der Böttcherwoche in der Michaelismesse, und bis zum letzten Tage vor dem ersten Weihnachtsfeiertage ihre Collegia lesen (in so fern es anderweitige Berufsgeschäfte gestatten), und am Montage nach der Zahlwoche, so wie am 8ten Januar wieder anfingen. (Ist diese Uebereinkunft allgemein, so wird dadurch schon von selbst

dem allzufrühen Verreisen der Studierenden, und dem späten Zurückkommen vorgebeugt.)

2) Daß alle unnütze akademische Feierlichkeiten, welche bis jetzt den akademischen Arbeiten und Vorträgen so manche schöne Stunde raubten, aufgehoben würden.

Dem Nachtheile des Duplirens und Triplirens der Collegien könnte dadurch entgegengewirkt werden, daß jeder Docent verpflichtet würde, ein Collegium, worin er mit der bestimmten Stundenzahl nicht auszukommen glaubt, entweder nur in solchen Abendstunden zu verdoppeln, von denen er (nach vorausgegangener Erkundigung) überzeugt seyn kann, daß seine Zuhörer nicht mit andern Collegiis beschäftigt sind, oder im folgenden Halbjahre fortzusetzen (jedoch ebenfalls zu einer Stunde, wo keiner von seinen Zuhörern ein anderes Collegium zu versäumen genöthigt wäre.) Dies kann um so eher geschehen, da gewöhnlich die Stunden von Nachmittag 5 bis 8 und im Winter auch die Vormittagsstunde von 7 bis 8 Uhr von Collegiis frei sind.

Eben so wünschte ich, daß den oft für Docenten und Studierende unangenehmen Collisionen der Collegien durch eine allgemeine Uebereinkunft vorgebaut würde, vermöge welcher die Docenten jeder Facultät einige Wochen vor der Einreichung ihrer Lektionen entweder zusammenkommen und über die Vertheilung ihrer Stunden gemeinschaftlich sprechen, oder sich schriftlich darüber vereinigen müssen.

c) Was die Bescheinigung anderer Collegien, außer denen, welche schon bisher bescheinigt werden mußten, betrifft, so dürfte man wohl von einem Theologen mit Recht fordern, daß er außer der Dogmatik, Symbolik, Kirchengeschichte und Moral auch documentiren müsse, 1) wenigstens 3 Halbjahre Exegese über das Neue Testament und Hebraica gehört, 2) in irgend einem praktischen Collegio Beweise seiner Fähigkeit zum Predigerfache oder Schulfache abgelegt, 3) wenigstens ein Jahr hindurch philosophische Collegia, namentlich Psychologie und Moral, und Vorlesungen über alte Classiker, und zwar nicht blos römische, sondern auch griechische, besucht zu haben.

d) Eine halbjährige Nachweisung der von jedem Studierenden frequentirten Collegien halte ich darum nicht für unumgänglich nöthig, weil der öffentliche Fleiß schon durch die bisher vorgeschlage-

nen Mittel, besonders die Praktica, hinreichend befördert werden könnte.

e) Daß der jedesmalige abgehende Rector eine, und zwar genau detaillirte, Anzeige der von ihm inscribirten Studierenden einreiche, und auch öffentlich bekannt mache, wäre nach meiner Einsicht allerdings zu wünschen.

f) Eine nähere Verbindung zwischen Professoren und Studierenden könnte durch freundschaftliche und gebildete Cirkel, in denen sich Docenten mit einer Anzahl von Studierenden von Zeit zu Zeit versammelten, am besten bewirkt werden.

g) Ueber die Beförderuug der praktischen Collegien habe ich mich bereits an einem andern Orte erklärt.

Uebrigens ist es in Hinsicht auf jede künftig zu treffende Einrichtung sehr zu wünschen, daß keine als ewig geltend angesehen wird, sondern unsrer Universität immer die Aussicht zu einer noch höhern Vollkommenheit und einem kräftigern Fortschreiten übrig bleibt.

---

38) Die von ihm für die Exegese und Kritik der Bibel und besonders des neuen Testaments, während seines Jenaischen Professorats gelieferten Schriften und Beiträge sind folgende:

Vindicatio authentica Sectionis postremae Evang. Marci XV, 9 — 20. Jen. 813. 4. und in dess. Opuscc. II, 129 — 170.

Commentatio in locum Evang. Matthaei III, 7 — 12. Jen. 814. 4. und in dess. Opuscc. II, 171 — 202.

Libri sacri antiqui foederis ex sermone hebr. in latinum translati, notatione brevi praecipuae lectionum et interpretatt. diversitatis addita, auctorib. D. H. A. Schott et D. Jul. F. Winzer. Vol. I. Alton. 816. 8. auch unter dem Titel: Pentateuchus etc. Von Schott sind die drei ersten Bücher.

Opuscula exegetica, critica, dogmatica scripsit, recognovit, variisque additamentis locupletavit — Vol. I. II. Jen. 817 sq. 8.

Progr. nati J. Chr. solemnia indicens: Supplementum Commentationis olim de loco vexato Marc. IX, 49 editae. Jen.

819. 4 vgl. Guil. Koehler De loco Marci IX, 49. 50. interpretando Epistola ad Schottum, in Gfr. Seebode Krit. Biblioth. f. d. Schul- u. Unterrichtswesen I, 6; 448 — 453.

Tabelle über die Verwandtschaft und Entstehung der drei ersten Evangelien. Jena 819. fol.

Examinatio dubitationum quarundam de authentia Evangelii Joannei nuperrime ex prioribus IV. Cap. a S. V. Bretschneidero excitatae. Jen. 820. 4.

Observationes ad versus postremos Cap. XIII. prioris Pauli ad Corinth. Epistolae recte intelligendos. Jen. 822. 4.

Commentat. exegt. crit. de origine et indole Cap. ultimi Evangelii Joannei. Jen. 825. 4.

Testamentum Novum etc. Ed. 3. Lips. 825. 8.

Quo sensu Christus ap Ioannem Cap. V. v, 36 sqq. ad testimonium pro legatione sua coelesti divinitus exhibitum provocaverit. Jen. 826. 4.

De Prooemio Evangelii Lucae eiusque usu in quaestione de fontibus Evangeliorum tractanda Jen. 828. 4.

Isagoge hist. crit in Ep. Pauli ad Galatas. Jen. 829. 4.

Isagoge hist. crit. in utramque P. ad Thessalonicenses Epistolam. Jen. 830. 4.

Isagoge hist. crit. in libros N. T. sacros. Jen. 830. 8.

Ueber die Brüder Jesu; in Röhr Magaz. III, V, 33 ff.

Erörterung einiger wichtiger chronolog. Puncte in d. Lebensgesch. d. Ap. Paulus, mit besonderer Hinsicht auf d. Epist. an die Galater, u. auf d. neuesten Forschungen. Jen. 832. 8.

Ueber die Abfassung des Br. P. an d. Thessalonicher; in Annalen d. gesammten Theologie III, 1, 39 — 76.

Commentarii in Epistolas N. T. Scripserunt A. H. Schott et Jul. F. Winzer. Vol. I. Lips. 834. auch unter d. Titel: Epistolae Pauli ad Thassalonicenses et Galatas. Textum graec. recognovit et commentario perpetuo illustravit H. A. Schott.

39) Schott's dogmatische und biblisch-dogmatische Schriften sind:

Commentationis exeget. Notitiam cognationis Dei hominumque in libro Geneseos expressam indagantis Sect. I, qua de locis

Geneseos disseritur, quae Dei imaginem hominibus consessam praedicant. Jen. 812 und in deſſ. Opuscc. II. 49.

Quo sensu Jesus apud Matthaeum (XXIV), Marcum (XIII). Lucam (XXI) adventum suum in nubibus coeli futurnm nuntiaveritur Jen. 815. 4. und in deſſ. Opuscc. II, 203 — 262.

De Joanne Apostolo doctrinae suae novitatem pariter ac vetustatem vindicante (I Ep. II, 7 — 15). Jen. 816. 4. u. in deſſ. Opuscc. II, 263 — 291.

Erörterung über das Verhältniß d. Supernaturalismus zu dem Rationalismus; in Denkſchr. d. homilet. Seminars f. 1816. S. 5 — 39.

Non posse ex ipsis Christi sermonibus probari, noluisse Servatorem miracula sua legationi suae divinae comprobandae inservisse. Jen. 816. 4.

Frz. Volkm. Reinhards Vorleſungen über d. Dogmatik mit literar., Zuſätzen herausg. v. J. Gfr. Im. Berger, m. neuen literar. Zuſätzen verm. v. H. A. Schott. Aufl. 4. Sulzb. 818. Das in der Vorrede gegebene Verſprechen, die Ausgabe mit dogmatiſchen, exegetiſchen und dogmengeſchichtlichen Anmerkungen zu begleiten, oder vielmehr ihr nachfolgen zu laſſen, konnte der Herausgeber, äußerer Umſtände wegen, nicht halten.

Commentarius exegetico - dogmaticus in eos J. Chr sermones, qui de reditu eius ad judicium agunt. Jen. 819. 8. vgl. Theol. Annalen 1821. Jul. u. Aug. und Intelligenzbl. d. Jenaiſchen allg. Literaturzeitung Nr. 58 u. 59.

Sendſchreiben an d. Hrn. Superintt. Märtens in Halberſtadt üb. ſeine Schrift: Theophanes od. üb. chriſtl. Offenbarung. Halberſt. 819. in Denkſchr. des homilet. u. katechet. Seminar. 1820. S. 4 — 52. auch beſonders Jena 820. 8.

Sententia recentius defensa de iis naturis, qui in libris N. T. δαίμονες audiunt, ab Angelis lapsis et Satana prorsus distinguendis, examinatur Jen. 821. 4.

Epitome theologiae christ. dogmaticae, in usum maxime Scholarum academ. adornata. Edit. altera, plurimis locis aucta et immutata Lips. 822. 8.

Briefe über Relig. und christl. Offenbarungsglauben. Worte des Friedens an streitende Partheien. Jena 826. 8.

Ueber den paulinischen Lehrbegriff von θάνατος und den Zusammenhang desselben mit der menschlichen Sünde; in Röhr Magaz. IV, 2, 1 ff. vgl. K. G. Bretschneider Erwiederung, auf den Aufsatz des Hrn. GKR. D. Schott Ueb. d. paulin. Lehrbegr. v. θάνατος u. s. w. Ebendas. V, I, 1 ff.

Disseritur de iis, quae maxima observanda sint in explicanda Pauli de Anti-Christo sententia Jen. 832. 4.

Erörterung des paulin. Ausspruchs üb. d. Verantwortlichkeit christl. Lehrer 1 Cor. III, 3 — 13; in Röhr Magaz. f. Predd. VIII, 1, 1 ff.

40) Er pflegte zu sagen: Hinter einem superklugen Recensenten steckt allemal entweder ein Schulfuchs oder ein angehender Magister legens; hinter einem unbedingt lobenden ein Freund und Gönner des Verlegers; hinter einem mit Heftigkeit oder mit Spott tadelnden, entweder ein Nebenbuhler um ein Amt, oder um die Autorehre in derselben Wissenschaft; hinter einem gediegenen endlich kein Recensent von Profession.

41) Diese Abhandlung war für die erste Denkschrift des homiletischen und katechetischen Seminars bestimmt, und nach der angefangenen Ausführung zu urtheilen scheint sie den Zweck gehabt zu haben, zu einer Vermittelung des Streites über die historische und moralische (philosophische) Auslegungsart beizutragen.

42) Sollte eine Sammlung kleiner und selten gewordener Schriften, Dissertationen und Abhandlungen, die Hermeneutik des N. T. betreffend, werden.

43) Die beiden letzten Namen waren später dazu geschrieben.

43) Treffliche Erläuterungen zu dem, was über Schott's theologische Denkart im Allgemeinen gesagt ist, geben einige Einleitungsreden zu seinen Vorträgen über die christliche Dogmatik. Seine ersten dogmatischen Vorlesungen begann er mit folgender Anrede an seine Zuhörer:

„Zu allen Zeiten war gewiß jeder wahrheitsliebende, von aufrichtigem Eifer für seinen heiligen Beruf durchdrungene Lehrer

der Theologie bei dem Anfange öffentlicher Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre vom dem lebhaftesten Wunsche durchdrungen, in diesen Vorlesungen den großen, wichtigen Endzweck glücklich zu erreichen, jungen Theologen, die einst selbst als öffentliche Religionslehrer in Kirchen und Schulen aufzutreten gedenken, nicht nur eine feste Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums und einen klaren und richtigen Blick in den Geist und das Wesen desselben zu gewähren, sondern ihnen auch einen Standpunkt zu sichern, von welchem aus sie ungefährdet den Bewegungen in der theologischen Welt zusehen, oder auch mehr oder weniger Antheil daran nehmen können, eine Sache, die in unsern Tagen mit besondren Schwierigkeiten verbunden ist. Denn da die theologische Dogmatik eine wissenschaftliche Behandlung des Christenthums ist, so steht auch ihr Inhalt und ihre Form mit dem mannichfaltigen Wechsel anderer Wissenschaften, die ihr zur Grundlage dienen, immer in genauer Verbindung, hauptsächlich mit den wechselnden philosophischen Ansichten von Religion und von dem Wesen des Glaubens überhaupt, und mit den mannichfaltigen und öfters sehr verschiedenen Resultaten der gelehrten, wissenschaftlichen Schrifterklärung, der Hermeneutik und Exegese. — Sie kommen nicht unvorbereitet zu diesen Vorträgen der christlichen Glaubenslehre; es ist Ihnen nicht unbekannt, wie verschieden die theologische Denkungsart unserer Zeit sei, wie sich die Theologen unserer Zeit in Rationalisten theilen und in Supernaturalisten und in solche, die einen Mittelweg einschlagen. Auf Seiten der beiden ersten finden wir zwei einander scharf gegenüberstehende Extreme: auf der einen einen erneuerten blinden Eifer für alles Hergebrachte, der die ganze Dogmatik des 16. und 17. Jahrh. zurückzurufen sucht, auf unbefangene Forschungen der neuern Zeit gar keine Rücksicht nimmt und die Rechte nicht beachtet, welche der Vernunft auch in dieser heiligen Angelegenheit durchaus nicht bestritten werden können; auf der andern Seite aber eine Denkart, die es nicht gehörig anerkennen will, daß Christenthum sey eine eigenthümliche Quelle der Erweckung und Belebung religiöser Ueberzeugungen und Gesinnungen, die in ihrem tadelswerthen, sich selbst mißverstehenden Eifer gegen alles Positive, sich in dem Bestreben gefallen, das Christenthum in die Reihe ganz gewöhnlicher und gemeiner Erscheinungen herabzuziehen. Lassen Sie uns beide Extreme sorgsam ver-

meiden und uns den hellen, gesunden, unbefangenen Blick bewahren, der immer die Wahrheit im Auge behält, der jede Vorstellung, die sich ihm darbietet, unbefangen prüft, in ihren Verhältnissen zu den wohlverstandenen Aussprüchen der heil. Schrift, zum Geiste des Christenthums und zu den heiligsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Ob eine Vorstellung alt sey, oder neu? ob sie als orthodox gelte, oder als heterodox? darf uns dabei nicht zum Maaßstabe unsres Urtheils über ihre Gültigkeit dienen. Wir schließen uns an jede Ueberzeugung an, die sich uns darstellt, als ein Resultat wohlüberlegter und erwogener Gründe, und prüfen die verschiedenen Ansichten über religiöse Gegenstände mit derjenigen Gerechtigkeit und Liebe, die wir jedem ernsten, redlichen Wahrheitsforscher schuldig sind, wenn er auch nicht gerade auf einem und demselben Wege mit uns wandelt. Nicht meine Ueberzeugung Ihnen aufzudringen oder einzureden ist die Absicht meiner Vorträge, sondern indem ich meine Ueberzeugung, welche die Gegenstände der theologischen Dogmatik betrifft, in ihren von mir erwogenen Gründen darstelle und mit andern vergleiche, will ich den Geist der ernsten religiösen Prüfung in Ihnen wecken, der Sie am sichersten zu einer eignen, festen Ueberzeugung leiten wird." — —

Beinahe zwanzig Jahre später aber leitete er seine dogmatischen Vorlesungen mit folgenden Worten ein, die ganz sein Herz und sein Geist, und sein Leben sind:

„Wenn sich Ihnen irgendwie im eignen Bewußtseyn und Gefühl der Gedanke aufdrängt, wie nothwendig es sey, im Urtheilen und Denken nicht von fremder, menschlicher Auktorität abzuhängen, sondern so bald als möglich geistig frei und selbstständig zu werden; so ist gewiß bei der theologischen Wissenschaft der Fall, zu deren Vortrage sie sich hier versammelt haben, bei der Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre. Es fordert schon an sich die Würde der Wissenschaft und die Würde des Menschen in jedem Zweige des Erkennens, daß man ein eignes, wohlbegründetes, selbstständiges Urtheil gewinne. Wie vorzüglich dringend müssen wir dieses Bedürfniß bei einer solchen Wissenschaft empfinden, die sich auf die heiligsten Gegenstände und Angelegenheiten des Menschen beziehet. Es ist ja nicht bloß das Interesse der Speculation, das bei der christlichen Glaubenslehre in Betracht kömmt,

es ist das Interesse der ganzen menschlichen, das höchste Interesse des ganzen menschlichen Lebens. Und, wer noch überdies bei dem Studium der christlichen Glaubenslehre die Absicht hat, wie dies der Fall bei Ihnen ist, sich selbst für die Zukunft zu dem großen Beruf eines öffentlichen Lehrers der Religion in Kirchen und Schulen vorzubereiten, dem muß nothwendig auch in dieser Hinsicht alles daran gelegen seyn, daß er einig mit sich selbst werde über den wahren Inhalt und die wahre Bedeutung des christlichen Glaubens und über die Gründe seiner Wahrheit. Denn nur, was man selbst mit Klarheit erkannt und mit selbstthätigem Nachdenken und selbstgewonnener Ueberzeugung ergriffen hat, vermag man auch Andern so zu verkündigen, daß das lebendige Wort tief in die Seele Anderer dringt und auch ihr Leben gestaltet."

„Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß man bei dem Studium der theologischen Dogmatik auf einen Kampfplatz sehr verschiedener Meinungen und Ansichten geführt wird, wobei es nicht zu vermeiden, daß man einen Kampf mit Zweifeln mancherlei Art zu bestehen habe. Es liegt dies in der Natur der Sache. Wir haben es hier hauptsächlich mit Gegenständen zu thun, die über unsre Erfahrungswelt hinausgehen und über unsre Anschauung erhoben sind. Auf die Betrachtung solcher Gegenstände aber hat die Verschiedenheit der menschlichen Geistesbildung, die verschiedene Richtung, welche das menschliche Denken zu nehmen pflegt, den unverkennbarsten Einfluß: eine und dieselbe religiöse Wahrheit kann von sehr verschiedenen Seiten betrachtet werden. Aber zur Beurtheilung dieser verschiedenen Betrachtungsweisen gebe ich Ihnen vorläufig zweierlei zu bedenken: 1) Zweifeln führt zur Wahrheit, wenn sie nur aufrichtig und ernstlich gesucht wird. Die Erfahrung aller Zeiten, aller denkenden Menschen hat dieß von jeher bestätigt, und Sie werden es auch an sich selbst gewahr werden. Der Zweifel nöthigt uns, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, und das Resultat dieses ernsten Forschens ist am Ende der herrliche Gewinn einer selbstständigen Ueberzeugung; nur Geduld im Ausharren! 2) Die Wahrheit an sich ist und bleibt ewig dieselbe; nur die Gesichtspunkte wechseln, aus denen sie betrachtet werden kann, und die Formen nnd Methoden wechseln, in denen und nach denen man die einzelnen Wissenschaften darstellt und behandelt. Wie verschieden waren die philosophischen Systeme, von den ältesten Jo-

nischen und Eleatischen Denkern Grichenlands an bis auf Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Aber die meisten dieser Systeme enthielten doch immer, bei mancherlei Unvollkommenheiten und Mißgriffen des Denkens, auch etwas Wahres und Bleibendes: dieses Wahre gieng dann in die nachfolgenden Systeme über und wurde von ihren Urhebern benutzt, und jedes einzelne System war nothwendig in dem Entwickelungsgange der Menschheit, und mußte irgend einmal hervortreten, um die reine Wahrheit von dieser Seite darzustellen, mußte ein eigenthümlicher Durchgangspunkt zu größern Fortschritten werden, mußte seinen Beitrag geben, um der absoluten Wahrheit immer näher und näher zu kommen."

„Auf ähnliche Art verhält es sich mit den verschiedenen Gestaltungen und Systemen der theologischen Dogmatik; sie haben gewechselt und wechseln noch; verschieden und mannichfaltig sind die Ansichten und Darstellungsweisen des christlichen Glaubens, abhängig von der fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur — weil eben die Dogmatik den christlichen Glauben wissenschaftlich gestaltet. — Aber über diesem Wechsel steht und leuchtet in ewiger Klarheit und Ruhe die göttliche Wahrheit an sich — sie behauptet sich bei aller Verschiedenheit der wissenschaftlichen Lehrgebäude — sie werden wir überall wiederfinden, wenn wir nur unbefangen die Ansichten und Resultate der Wissenschaft vergleichen und prüfen. Und dieß wollen wir in diesen Vorlesungen thun: unbefangen, ohne unser Urtheil über den Werth und Gehalt einer Behauptung davon abhängig zu machen, ob sie alt oder neu sei, ob man sie supernaturalistisch nur oder rationalistisch, ob man damit einer Parthei gefalle, oder nicht gefalle. Auf ein solches Gefallen gehe ich nicht aus; nur meinem Berufe und meinem Gewissen will ich genügen." — —

45) Dagegen betrachtete er Streitigkeiten mit wissenschaftlicher Würde — ohne Einmischung von Persönlichkeiten — geführt, als ein Mittel, auf die Spuren der Gegensätze aufmerksam zu machen, und eine ausgleichende Verständigung herbei zu führen.

46) Und nun schließt er mit Beziehung auf die von den Hallischen Streitigkeiten ausgegangene Veranlassung seiner Schrift: Dieses feste, christliche Vertrauen auf den unsichtbaren Herrn der Kirche wird auch gewiß dem Erleuchteten, Gerechten, Frommen Regenten der preußischen Monarchie, der seinen christlich-religiösen Sinn

eben so, wie seinen Eifer, die wissenschaftlichen Bestrebungen und Anstalten in jeder Hinsicht zu fördern, durch die glänzendsten Documente bewiesen hat, und allen Beherrschern protestantischer Staaten als Muster voranleuchtet, ferner zur Seite stehen, und so die Bemühungen derer vereiteln, welche die bisherige theologische Lehrfreiheit, durch vorgespiegelte Gefahren, politisch und religiös verdächtig zu machen gesucht haben."

47) Ob der ihm vom Hrn. Probst Callisen in Schleswig zugegangenen Aufforderung (nach einem Briefe v. 20. Jan. 1820), sich der Fortsetzung der ins Stecken und Stocken gerathenen Köthe-schen Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit anzunehmen, aus diesem Grunde von ihm nicht genügt wurde, oder ob andere Gründe ihm vorlagen, weiß ich nicht.

47) Aus einem Vorworte zu seinen Vorlesungen über Hermeneutik des N. T.

48) In der Regel eine Stunde nach dem Mittagsessen und eine Stunde nach dem Abendessen. Bei den Spielen, die er mit ihnen in dieser Zeit machte, zeigte sich seine gutmüthige Kindlichkeit, sein anspruchsloses Hingeben auf die liebenswürdigste Weise. Wenn beim Ball- oder Kegelspiel die Kinder einen Ball oder eine Kugel verworfen hatten, so suchte und holte er, oft mehrere Treppen auf- und absteigend, was abhanden gekommen war. Wenn er in den langen Winterabenden mit seiner Tochter in der Dame spielte, opferte er wohl, wenn sie noch Lust zu spielen hatte, etwas von der ihm so kostbaren und so nöthigen Schlafzeit auf; nur um dem Kinde zu Willen zu seyn.

49) Er glaubte ganz gewiß, daß er, wie sein Vater, in seinem acht und vierzigsten Jahre sterben würde, und nahm von diesem Jahre an jedes zugelegte Jahr als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes hin. Als ich ihm zu seinem funfzigsten Geburtstage Glück wünschte und mich des Zustandes seiner Gesundheit, als einer Bürgschaft für sein langes Leben erfreute, sagte er: Viel werde ich nicht mehr zu leben haben; ich bin über das Familienziel meines Lebens schon hinaus.

50) So bin ich überzeugt, daß ihm das etwas derb ausgesprochene Urtheil eines Reitknechts über seine Reitergeschicklichkeit,

dessen Hr. Prof. Leo in seiner Schrift gegen Diesterweg so passend gedenkt, nur ein leises Lächeln erregt haben würde. — Eine seiner liebenswürdigsten Schwachheiten zeigte sich in der Art und Weise, wie er akademische Disciplinar-Vergehen ansah und beurtheilte. Das geringste Versehen gegen die bestehende Ordnung, die geringste Verletzung der Gesetze galt ihm für ein Verbrechen, das mit den höchsten akademischen Strafen geahndet werden mußte. Er hatte von dem Studentenleben außer der Art, wie er es geführt hatte, bis zur Führung des Prorectorats fast keinen Begriff. Seit er aber das Prorectorat verwaltet hatte, wurde er in seinen Urtheilen viel milder und gemäßigter.

Druckfehler.

S. 10 Z. 19 von oben statt Schreiber lies Schreiter.
— 10 — 20 von oben statt Lübner lies Lösner.
— 11 — 10 von oben statt Halicorn. lies Halicarn.
— 15 — 17 von oben statt integro lies integra.
— 23 — 9 von oben statt Cineresque lies cineresque.
— 25 — 9 von oben statt Die Regierung lies Die erste Regierung.
— 27 — 8 von oben statt daß er nur und sehr ungern lies daß er sehr ungern
— 30 — 9 von oben statt Dankeg, lies Dankeg.
— 35 — 7 von oben statt Joh. lies Erh.
— 41 — 2 von unten nach dem Worte dirigirte ist hinzuzusetzen: war ihm keine so werth,
— 44 — 2 von oben statt nicht lies nichts.
— 53 — 4 von unten statt meisten lies wenigsten.
— 61 — 11 von unten statt huc! lies heu!
— 64 — 3 von unten statt angemessene lies angenehme.
— 65 — 21 von oben statt Kunstgenuß lies kunstgemäß.
— 79 — 2 von unten statt gehabt lies gehabt haben.
— 81 — 2 von oben statt stringender lies stringenter.
— 83 — 7 von oben statt letzen lies letzten.
— 83 — 3 von unten statt von lies an.
— 90 — 17 von oben statt gemessen lies gemessenere.
— 95 — 8 von oben del. wie.
— 99 — 10 von oben statt ältereren lies älteren.
— 109 — 9 von unten statt Geniee lies Genien.
— 111 — 11 von unten statt Tagen lies Lagen.
— 215 — 21 von oben statt authentica lies authentiae.
— 216 — 8 von oben statt excitatae lies excitator.







